

# Schwäbische Heimat 1998

Herausgegeben  
vom Schwäbischen Heimatbund

Redaktion: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß:

Ralf Beckmann

Martin Blümcke

Reinhold Fülle

Hans-Martin Maurer

Fritz Oechßler

Wilfried Setzler

49. Jahrgang 1998

421

**TC DRUCK Tübinger Chronik**

# Aufsätze

Back, Nikolaus	Hundert Jahre Filderbahn	56
Bauer, Sonja-Maria	«Nieder mit Hohenlohe! Es lebe der König!» Bäuerliche Proteste in Nordwürttemberg	143
Bausinger, Hermann	Schwellenangst und Schwellenlust: Kulturgeschichtliche Anmerkungen zum Jahreswechsel	488
Blümcke, Martin	Zur Sache: in eigener Sache	3
Blümcke, Martin	Zur Sache: Dumm gloffa – Das Logistikzentrum der Firma Kriegbaum	411
Borst, Otto	«Es ist etwas Großes in meinem Leben» – Gottlieb Rau, Fabrikant in Gaildorf, der württembergische Revolutionsapostel	219
Breucker, Dorothee/ Sabine Mücke	Schwabenkinder – jugendliche Saisonarbeiter aus den Alpen in Oberschwaben	337
Clostermann, Gertrud/ Volker Osteneck	Die Stuttgarter Stiftskirche: Ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung	325
Cuhorst, Reinhild	Die Stuttgarter Stiftskirche: Gotisches Wahrzeichen der Stadt mit Industriehallendecke?	333
	Die Brackensteiner Fahne von 1848	199
Döring, Walter	Denkmalpflege findet auch in Zukunft statt	95
Emmerich, Rolf	Philo und die Synagoge – Dr. Leopold Treitel, der letzte Rabbiner von Laupheim	442
Fellmeth, Ulrich	Vor 75 Jahren: Margarete von Wrangell – die erste deutsche Ordinaria in Hohenheim	33
Fellmeth, Ulrich/ Joachim Veil	Traditionsstiftende Bausünde der Gründerjahre – Das Gelände der Brauerei Leicht/ Schwabenbräu in Stuttgart-Vaihingen und seine Zukunftsperspektiven	348
Flinspach, Hans-Martin	Vom Turmberg zur Ravensburg – Wandern mit der Kraichgaubahn	295
Gräf, Ulrich	Vom mittelalterlichen Wohnturm zum barocken Bürgerhaus – Denkmalschutzpreis 1997	79
Gromer, Johannes/ Anja Krämer	Der Chor der ehemaligen Michaelskirche in Backnang – Ergebnisse bau- und kunsthistorischer Untersuchungen	474
Haasis, Hellmut G.	Alles für die Katz und kalter Kaffee?	254
Hakenmüller, Michael	Die historische Rückgestaltung des «Fürstengartens» in Hechingen	301
Heinzelmann, Friedrich	Ein «neuer» Alter Friedhof in Kirchheim u. T. – Schwäbischer Heimatbund verhalf Bürgerinitiative zum Erfolg	413
Kälberer, Reinhold	Paul Kälberer – ein Künstler und sein Dorf im Tal der Glatt	419
Kemptoner, Georg Friedrich	Einhorn-Ausstellung in der Lorchischen Kelter von Grunbach	343
Kienitz, Sabine	Nur ein Opfer auf dem Altar des Vaterlandes? Frauen in der Revolution 1848/49	166
Kircher, Walter-Siegfried	Ein revolutionärer Fürst? – Constantin von Waldburg-Zeil und die Revolution 1848/49	200
Klump, Martin	Die Stuttgarter Stiftskirche: eine lebendige Geschichte	24
Krause, Albrecht	«Auf den Bergen ist Freiheit» – Der Hohenasperg und das Gericht über die Revolution von 1848/49	229
Krüger, Michael	Turner als «demokratisches Element» in der Revolution von 1848/49	159
Mann, Bernhard	Die ersten «Reichstagswahlen» in Württemberg – April 1848	153
Moersch, Karl	Zur Sache: Manches war anders in Württemberg	139
Raup, Werner E.	«Ein vergnügter Herrnhuter» – Johann Martin Mack, Württembergs erster evangelischer Missionar	357
Schäll, Ernst	Deutsche Soldaten jüdischen Glaubens aus einer württembergischen Kleinstadt	433
Schimpf, Rainer	Pfingsten 1849: Die Demokraten aus dem ganzen Land treffen sich in Reutlingen	207
Schmid, Gerhard E.	«Im Vertrauen auf Gott» – Erfahrungen eines Bauherrn	92
Schmidt, Uwe	Chronik der Revolution von 1848/49 im Königreich Württemberg	140
Schmidt, Uwe	Georg Bernhard Schifterling – Tagelöhner, Pfarrer, Journalist und Revolutionär	175
Schmidt, Uwe	Die Schwäbische Legion – Württemberger kämpfen im Sommer 1849 für die badische Revolution	212
Schöck, Inge	Kleindenkmale: Lesezeichen zum Verstehen unserer Kulturlandschaft und ihrer Geschichte	305
Scholkmann, Barbara/ Ursula Schwitalla	Klösterliche Werkstätten und ihre Produkte: Die Zisterziensermönche in Bebenhausen als Unternehmer	15
Schröder, Martina	Zur Sache: Der Fortbestand der regionalen Freilichtmuseen ist gefährdet	291



Seeliger-Zeiss, Anneliese	Alpirsbacher Abtsgrabmäler und ihr Stellenwert für die Geschichte des mittelalterlichen Grabmals	423
Stutzmann, Imanuel	Vor 150 Jahren sieht Missionar Rebmann den schneebedeckten Kilimandscharo	53
Uffhausen, Dietrich	«Der Freiheit eine Gasse» – Württembergs Poeten und Publizisten im Revolutions-Geschehen von 1848/49	239
	Veranstaltungen 1848/49 – Württemberg 1.6.–31.12.1998	256
Waibel, Raimund	Museen des Landes: Das Museum für Papier- und Buchkunst in Lenningen am Fuß der Alb	67
Waibel, Raimund	Museen des Landes: Der «Römerpark» in Köngen	312
Waibel, Raimund	Museen des Landes: Das Optische Museum Oberkochen	464
Waldvogel, Rolf	Firma Zürn und Söhne – Eine Ausstellung über die Bildhauerfamilie in ihrer Heimatstadt Bad Waldsee	41
Weil, Heinz	Deutsch-französische Parallelen: Françoise de Maintenon und Franziska von Hohenheim	44
Wieland, Georg	Bauernbefreiung und demokratischer Aufbruch in Oberschwaben 1848/49	186
Wilts, Andreas	Das stärkere Geschlecht – Die religiöse Frauenbewegung in Südwestdeutschland und der Zisterzienserorden	7
Wolf, Reinhard	Markungs-Grenzsteine – Kleine Kulturdenkmale am Wegesrand	5
Wolf, Reinhard	«Prinz Friedrichs Kochherd» – Kleines Kulturdenkmal abseits vom Weg	293
Wolf, Reinhard	Kulturlandschaftspreis 1998: Sieben Auszeichnungen für vorbildliches ehrenamtliches Engagement	449
Zeeb, Werner	Zum 150. Geburtstag: König Wilhelm II. von Württemberg	30

## Buchbesprechungen

Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg (Hrsg.)	Die Alamannen. Begleitbuch zur gleichnamigen Landesausstellung in Stuttgart	366
Bleifuss, Gerhard	Baumwollfabrikant in Württemberg – die Familie Otto und ihre Firmen 1814–1914. (Südwestdeutsche Schriften, Heft 24)	499
Boehm, Gottfried	Willi Baumeister. Der Maler	106
Bohnert, Jürgen (u.a.)	Die längste Höhle der Schwäbischen Alb. Auf Entdeckungsfahrt in die Wulfbachquellhöhle	502
Borst, Otto	Südwestdeutschland. Die Wiege der deutschen Demokratie. Herausgegeben vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Verbindung mit der Landeshauptstadt Stuttgart. (Stuttgarter Symposien, Band 5)	99
Bosch, Manfred	Bohème am Bodensee. Literarisches Leben am See von 1900 bis 1950	371
Brunold, Andreas (Hrsg.)	Stuttgart. Stadt im Wandel. Vom 19. ins 21. Jahrhundert	503
Decker-Hauff, Hansmartin	Frauen im Hause Württemberg. Hrsg. von Wilfried Setzler, Volker Schäfer und Sönke Lorenz in Zusammenarbeit mit Andreas Schmauder	98
Drös, Harald (Bearb.)	Die Inschriften des Landkreises Göppingen. (Die Deutschen Inschriften, Band 41)	366
Ehmer, Hermann	Johann Friedrich Flattich. Der schwäbische Salomo. Eine Biographie. (Calwer Taschenbibliothek 65)	369
Ehmer, Hermann/ Christoph Duncker (Hrsg.)	Johann Friedrich Flattich – Briefe. (Quellen und Forschungen zur Württembergischen Kirchengeschichte 15)	369
Ferchl, Irene	Annette von Droste-Hülshoff am Bodensee. «Die zweite Hälfte meiner Heimat ...». Ein literarischer Reiseführer	499
Geschichtswerkstatt der VHS Nürtingen (Hrsg.)	In der Schul und auf der Gaß. Nürtinger Kindheitsgeschichte(n)	373
Groß, Werner/ Wolfgang Urban(Hrsg.)	Martin von Tours. Ein Heiliger Europas	367
Grüttner, Astrid/ Raimund Warnke-Grüttner	Flora und Vegetation des Naturschutzgebietes Federsee (Oberschwaben). (Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, Band 86)	100
Günther, Georg (Bearb.)	Musikalien des 18. Jahrhunderts aus den Klöstern Rot an der Rot und Isny. Katalog. (Quellen und Studien zur Musik in Baden-Württemberg, Band 2)	369
Hagel, Jürgen	So soll es seyn. Königliche Randbemerkungen und Befehle zur Stadtgestaltung in Stuttgart und Cannstatt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 70)	500

Heimat- und Museumsverein Rielingshausen (Hrsg.) in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Marbach am Neckar Hölz, Thomas	Rielingshausen. Vom fränkischen Adelssitz zum Marbacher Stadtteil	104
Keyler, Hanna	Klosterannalistik oder Apologie? Die «Ephemerides» von Abt Johann Christoph Raittner (gest. 1590) von Weingarten	368
Linden, Freiherr Franz-Karl von	Eine Schwäbin in Hohenlohe	500
Lupfer, Gilbert	Die Zisterzienser in Europa. Reise zu den schönsten Stätten mittelalterlicher Klosterkultur	496
Molitor, Stephan (Bearb.)	Architektur der fünfziger Jahre in Stuttgart (Stuttgarter Studien, Band 10)	501
	Das Reichenbacher Schenkungsbuch. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, Band 40)	102
Napf, Karl (Hrsg.) in Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Albverein und dem Schwäbischen Heimatbund	Schwäbischer Heimatkalender 1999	373
Philipps, Sigrid (Hrsg.)	Realitäten. Ergebnisse und Perspektiven der Frauenforschung in Baden-Württemberg. (Frauenstudien Baden-Württemberg, Band 2)	104
Quarthal, Franz/ Gerhard Faix (Hrsg.)	Adel am oberen Neckar. Beiträge zum 900jährigen Jubiläum der Familie von Ow	497
Raupp, Werner	Christian Gottlob Barth. Studien zu Leben und Werk. (Quellen und Forschungen zur württembergischen Kirchengeschichte, Band 16)	498
Reinhardt, Volker (Hrsg.)	Hauptwerke der Geschichtsschreibung	100
Semff, Michael (Hrsg.)	Willi Baumeister. Zeichnungen. Mit Beiträgen von Susanne Baumgart, Markus Ewel, Wolfgang Holler und Michael Semff	106
Setzler, Wilfried	Tübingen – Auf alten Wegen Neues entdecken. Ein Stadtführer	496
Simon, Hans Ulrich	Mörike-Häuser. Wohnen in Stuttgart zwischen 1851 und 1875. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 69)	101
Staatliche Kunsthalle Karlsruhe (Hrsg.)	Moritz von Schwind. Meister der Spätromantik. Ausstellungskatalog	370
Stadtarchiv Horb (Hrsg.)	In Stein gehauen. Lebensspuren auf dem Rexinger Judenfriedhof. Dokumentation des Friedhofs und des Schicksals der 300 Jahre in Rexingen ansässigen jüdischen Gemeinde	368
Ziwes, Franz-Josef (Hrsg.)	Badische Synagogen. Aus der Zeit von Großherzog Friedrich I. in zeitgenössischen Photographien	103

## Sonstiges

Anschriften der Autoren	136, 288, 365, 536
Bildnachweise	136, 288, 365, 536
Buchbesprechungen	98, 366, 496
Denkmalschutzpreis	79, 92, 95, 111, 396, 516
Impressum	136, 288, 408, 536
Kalkofenmuseum Untermarchtal	113
Kulturlandschaftspreis	111, 449, 515
Mitgliederentwicklung	268
Mitgliederversammlung 1998	110, 376
Naturschutzzentrum Pfrunger-Burgweiler Ried	114, 263, 385, 387, 509
Personalien	112, 408
Reiseprogramm	118, 266, 394, 518
sh aktuell	121, 270, 397, 519
sh intern	110, 259, 376, 506

# Schwäbische Heimat

Januar-März DM 12.00



1998/1

Frauen drängen  
in den Zisterzienserorden  
Margarete von Wrangell –  
erste Professorin in Hohenheim

Museum für Papierkunst  
und Buchkunst in Lenningen

Denkmalschutzpreis 1997:  
Fünf Objekte ausgeze

Zab92

26600

**TRANS  
AVAN  
GUARDIA  
CHIA  
CUCCHI  
CLEMENTE  
PALADINO  
MUSEUM  
WÜRTH**



Museum Würth  
Künzelsau-Gaisbach  
Reinhold-Würth-Str. 15  
D-74653 Künzelsau  
Fon 07940.15 22 00  
Fax 07940.15 42 00  
27. Feb. - 1. Juni 1998  
Mo-Fr 10 - 18 Uhr,  
Mi 10 - 20 Uhr,  
Sa-So 10 - 17 Uhr

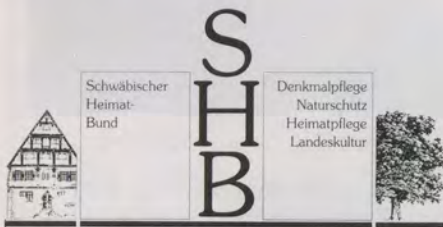


Alle Aktivitäten  
des Museums  
werden durch  
die freundliche  
Unterstützung  
der Adolf Würth  
GmbH & Co KG  
ermöglicht

# Schwäbische Heimat

49. Jahrgang · Heft 1  
Januar–März 1998

Herausgegeben vom Schwäbischen Heimatbund  
Redakteur: MARTIN BLÜMCKE



**Schwäbischer Heimatbund**

## Inhalt

MARTIN BLÜMCKE Zur Sache: in eigener Sache	3
REINHARD WOLF Markungs-Grenzsteine Kleine Kulturdenkmale am Wegesrand	5
ANDREAS WILTS Das stärkere Geschlecht – Die religiöse Frauenbewegung in Südwest- deutschland und der Zisterzienserorden	7
BARBARA SCHOLKMANN/URSULA SCHWITALLA Klösterliche Werkstätten und ihre Produkte: Die Zisterzienserinnen in Bebenhausen als Unternehmer	15
MARTIN KLUMPP Die Stuttgarter Stiftskirche: eine lebendige Geschichte	24
WERNER ZEEB Zum 150. Geburtstag: König Wilhelm II. von Württemberg	30
ULRICH FELLMETH Vor 75 Jahren: Margarete von Wrangell – die erste deutsche Ordinaria in Hohenheim	33

ROLF WALDVOGEL Firma Zürn und Söhne – Eine Ausstellung über die Bildhauerfamilie in ihrer Heimatstadt Bad Waldsee	41
HEINZ WEIL Deutsch-französische Parallelen: Françoise de Maintenon und Franziska von Hohenheim	44
IMANUEL STUTZMANN Vor 150 Jahren sieht Missionar Rebmann den schneebedeckten Kilimandscharo	52
NIKOLAUS BACK Hundert Jahre Filderbahn	56
RAIMUND WAIBEL Museen des Landes: Das Museum für Papier- und Buchkunst in Lenningen am Fuß der Alb	67
ULRICH GRÄF Vom mittelalterlichen Wohnturm zum barocken Bürgerhaus – Denkmalschutzpreis 1997	79
GERHARD E. SCHMID «Im Vertrauen auf Gott» – Erfahrungen eines Bauherrn	92
WALTER DÖRING Denkmalpflege findet auch in Zukunft statt	95
Buchbesprechungen	98
sh intern	110
Reiseprogramm	118
sh aktuell	121
Impressum	136
7 Anschriften der Autoren und Bildnachweis	136



Das Titelbild zeigt: Heimsuchung mit betender Zisterzienserin im Graduale des Zisterzienserinnenklosters Wonnental bei Kenzingen, nördlich vom Kaiserstuhl. Die Zisterzienserinnen trugen ein graues, später weißes, aus ungefärbter Wolle gewobenes Ordenskleid. Der schwarze Schleier war das Zeichen der feierlichen Gelübde.

# WEINGARTEN Lust auf Barock



- ein Meilenstein auf der  
**Oberschwäbischen Barockstraße**

Barock in Vollendung in der **größten Barockbasilika** Deutschlands mit der historischen Gabler-Orgel

- **lebendiges Brauchtum**

und Erbe der Benediktinermonche

**der Blutritt** – längste Reiterprozession Europas – zu Ehren der Heilig-Blut-Reliquie am Tag nach Christi-Himmelfahrt 22. Mai 1998

- frühmittelalterliche

## **Geschichte zum Begreifen und Anschauen**

moderne Inszenierung der Weingartener Grabung im **Alamannenmuseum** im Kornhaus

Kommen und entdecken Sie **Weingarten**

Haben wir Ihr Interesse geweckt?  
Informieren Sie sich beim:

Kultur- und  
Verkehrsamt  
Münsterplatz 1  
88250 Weingarten  
Tel. (07 51) 40 51 25  
Fax (07 51) 40 52 68.



# Bad Waldsee 1298–1998 700 Jahre Stadtrechte



*Rathaus Bad Waldsee*

1298 wurden der damals vorderösterreichischen Stadt Waldsee von König Albrecht I. die Stadtrechte verliehen. Das Festjahr 1998 wird von der Stadt Bad Waldsee mit vielen kulturellen, sportlichen und gesellschaftlichen Veranstaltungen begangen.

Ein besonderes Glanzlicht ist die Kunstaussstellung

## **Die Waldseer Bildhauer Zürn**

**18. 4. bis 1. 6. 1998**

**Museum im Kornhaus**



Vater Hans und die sechs Söhne der Bildhauerfamilie Zürn aus Waldsee schufen Anfang des 17. Jahrhunderts eine große Zahl von ausdrucksstarken Bildwerken.

Der berühmte Hochaltar im Überlinger Münster ist davon das größte noch erhaltene Gesamtwerk. Sie verbanden spätgotische und italienisch-flämische Elemente der Renaissance zu einem eigenen Stil und gaben mit ihren

Werken starke Impulse für die eigenständige Entwicklung des süddeutschen Barock.

Die spirituelle Ausstrahlung ihrer Werke macht diese bis heute sehenswert.

Die Waldseer Ausstellung zeigt etwa 100 Werke aus Kirchen, bedeutenden Museen und privatem Besitz darunter eine Reihe von Neuentdeckungen.

**Die Ausstellung** ist vom 18. 4. bis 1. 6. 1998 täglich, von 10.00 bis 18.00 Uhr geöffnet, montags geschlossen. **Informationen** zur Ausstellung und zu weiteren Veranstaltungen im Jubiläumsjahr erhalten Sie von Kurverwaltung und Gästeamt, Tel. (07 52 4) 94 13 42 Museum im Kornhaus, Tel. (07 52 4) 482 28 (ab 18. 4. 98)



## Martin Blümcke Zur Sache: in eigener Sache

Seit 1909 erhebt der Schwäbische Heimatbund seine Stimme, wenn es um Naturschutz und Denkmalpflege, wenn es um die Beachtung der Überlieferungen und um die Landeskultur geht. Mögen andere heute auch lauter schreien, wir waren die ersten, die sich für den Erhalt der Kulturlandschaft und gegen Verschandelungen im Stadt- und Dorfbild verstritten haben.

Nun weiß man schon aus der Bibel, daß das Erstgeburtsrecht allein nichts bedeutet. Was man nicht erarbeitet, was man nicht geleistet hat, das gilt auch nichts. Seitdem das Naturschutz-Gesetz im Sommer 1935 rechtsgültig war, das erstmals für die Ausweisung von Naturschutzgebieten eine Rechtsgrundlage bot, seitdem hat der Schwäbische Heimatbund in diesen geschützten Lagen insgesamt 233 Hektar erworben, an mehr als zwanzig Plätzen vom Jagsttal bis nach Oberschwaben. Dabei hat sich früh im Pfrunger Ried ein Schwerpunkt herausgebildet, wo derzeit 134 Hektar dem Heimatbund gehören. Angesichts der riesigen Fläche des Hochmoores eine kleine Partie, aber im zentralen Bereich gelegen.

Nun hat sich überraschend die Möglichkeit ergeben, die sogenannten Hund'schen Teiche – ein früherer Besitzer hieß Hund – zu kaufen. Geplant ist das schon lange, doch 22 Hektar Wasserfläche – aus Torfstichen entstanden – und Wiesen dazwischen ergeben auch bei einem geringen Quadratmeterpreis samt Notariatsgebühren und Grunderwerbsteuer die Summe von DM 360 000,-. Da die Hund'schen Teiche ein Filetstück im System des Hochmoores Pfrunger Ried sind, wollten wir schon lange diese Fläche erwerben. Als dies nach Verhandlungen mit dem Besitzer möglich war, hatte die Tübinger Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege keine Landesmittel mehr, um den Erwerb zu unterstützen. Überraschend fanden sich im Herbst vergangenen Jahres im grünen Bereich Haushaltsreste, die für unser Vorhaben verwendet werden konnten. Vorausgesetzt, wir bringen einen Anteil von DM 80 000,- auf.

Der Vorstand hat zugestimmt, obwohl dieser Betrag nicht im Haushalt eingestellt war. Der Vorstand hat deswegen sein Ja gegeben, weil er hofft, daß die Mitglieder wieder ihre Geldbeutel öffnen, so wie sie es bei der Sanierung der Häuser in der Stuttgarter Weberstraße getan haben, in denen die Geschäfts-

stelle des Schwäbischen Heimatbundes ihren Sitz hat. Für diese Häuser sind im Verlauf einiger Jahre fast DM 500 000,- gespendet worden. Dürfen wir da nicht hoffen, daß auch DM 80 000,- für den Kauf der Hund'schen Teiche im Pfrunger Ried zusammenkommen? Vorstand und Geschäftsführung haben da keine Zweifel; ja sie sind so kühn, sich auszumalen, dieser Betrag könnte übertroffen werden. Das würde uns ermöglichen, weitere Grundstückskäufe zu tätigen, denn es sind uns in der Nachbarschaft zu Flächen, die wir schon besitzen, weitere Parzellen angeboten worden, insgesamt ungefähr zehn Hektar.

Wir warten nicht nur auf Spenden, wir tun auch unsererseits alles, um die Ertragslage des Heimatbundes zu verbessern. Zum Beispiel bei dieser Zeitschrift. Die «Schwäbische Heimat» ist ein geachtetes Blatt, aber leider auch ein kostspieliges. Da die Anzeigenkunden vorne im Heft und von Fall zu Fall selbst bei den Artikeln Werbeseiten wünschten, präsentiert sich Ihre Zeitschrift jetzt in neuem Gewand. Durch diese Umstellung ist es auf Anhebungen, das Anzeigenaufkommen erheblich zu steigern. Daran sollten Sie bitte denken, wenn Sie – wofür ich Verständnis hätte – dem gewohnten Erscheinungsbild ein wenig nachtrauern.

Der Schwäbische Heimatbund ist, wie schon zu Beginn gesagt, ein fast 90 Jahre alter Verein, der von rund 6000 Mitgliedern getragen wird. Nach einigen Jahren der Stabilisierung der Mitgliederzahl war zum Jahresende festzustellen, daß 300 Eintritten 500 Austritte oder Todesfälle gegenüberstanden. Anders gesagt: Ein Manko von 200 Mitgliedern ist zu beklagen. Wir hoffen sehr, daß dies ein vorübergehendes Signal ist, wir erkennen aber auch, daß uns die wirtschaftliche Rezession trifft. Bei den Reisen ist das zum Glück noch nicht zu spüren, doch wer ohne Arbeitsverhältnis und Aussicht auf einen Arbeitsplatz ist, für den sind DM 48,- als Jahresbeitrag viel. Oder verweigert sich die Fun-Gesellschaft, sich beim Heimatbund anzuschließen? Fun, Party und Event – wir können keine Diskostimmung vermitteln, aber das Bestreben, sich ernsthaft mit der Vergangenheit zu beschäftigen, die Gegenwart zu analysieren und die Zukunft in Maßen mitzugestalten. Auch das ist, so meine ich, jenseits von Fun und Event ein lohnendes Ziel.

# LEONBERG

# 750

1998/99

## JAHRE STADT

Vom 2. Juli 1998 bis  
9. Februar 1999  
feiert Leonberg das  
750jährige Stadtjubiläum.

### Feiern Sie mit!

Informationen über  
das Festprogramm  
erhalten Sie vom Schul-,  
Kultur- und Sportamt,  
Eltinger Straße 24  
71229 Leonberg  
Telefon 071 52/204455  
Telefax 071 52/204168

# Maulbronn

Das ehemalige Zisterzienserkloster Maulbronn ist eine der besterhaltenen Klosteranlagen nördlich der Alpen.

In nahezu 400 Jahren (1147 bis 1537) haben Maulbronner Mönche aus Maulbronner Schilfsandstein eine Klosteranlage geschaffen und die umliegende Kulturlandschaft nachhaltig geprägt.



Im Dezember 1993 fand die Einmaligkeit der Gesamtanlage eine besondere, weltweite Würdigung:

Die UNESCO nahm das Kloster Maulbronn und die klösterliche Umgebung in die Liste des Weltkulturerbes der Menschheit auf. Maulbronn darf sich somit in einem Atemzug nennen lassen mit den Pyramiden von Gizeh, dem spanischen Escorial oder dem indischen Taj Mahal.

### Anspruchsvoll und vielseitig ist auch das Kulturangebot des heutigen Maulbronn:

- 8.-22. April '98: Kunstausstellung Brunhilde Stoll im Fruchtkasten
- Mai - Sept. '98: Klosterkonzerte mit international renommierten Ensembles
- 20./21. Juni '98: Mittelalterlicher Markt im Klosterhof
- 2./9./16. Aug. '98: Freilichttheaterabende im Klosterhof
- 5./6. Dez. '98: Weihnachtsmarkt im Klosterhof

**Informationen  
zum Kloster:**  
Tel. 07043/926610  
Fax 07043/926611

**Schriftliche Anfragen  
zu Kloster und Kulturangebot:**  
Stadtverwaltung Maulbronn  
Postfach 47  
75429 Maulbronn



# Reinhard Wolf Markungs-Grenzsteine – Kleine Kulturdenkmale am Wegesrand



Stadt Markgröningen 1754



Rose von Vaihingen-Rofswag



Schwäbisch Hall mit Hospital-Zeichen

Wann der erste Stein zur Kennzeichnung einer Markungsgrenze zwischen zwei Ortschaften gesetzt worden ist und wo dies war, wer also der «Erfinder des Markungs-Grenzsteines» ist, weiß man nicht. Und so einfach, wie man sich das Ziehen von Grenzen zwischen Gemeinden heute vielleicht vorstellt, war es sowieso nicht: Herrschafts-, Besitz- und Rechtsgrenzen verliefen bis zur großen «napoleonischen Flurbereinigung» oft anders als die Zehnt-Abgabengrenzen verschiedener adeliger oder kirchlicher Grundbesitzer, und wieder anderen Verlauf hatten Jagdgrenzen und Grenzen von Weide- oder Fischereirechten, Geleitrechten, Gerichtsbarkeiten und anderen Rechten. Über 500 Jahre ist es jedenfalls her, als in Süddeutschland Gemeinden ihre vorher gemeinsam bewirtschafteten Wälder und «Allmenden» = Allgemeingüter durch Grenzsteinlinien voneinander schieden, wo nicht Bäche, Höhenrücken und andere unverrückbare Landschaftszäsuren eine solche «künstliche Grenze» überflüssig machten. Mit zunehmender Besiedlungsdichte im Spätmittelalter bildeten sich allmählich feste Grenzen zwischen Gemeinden heraus, jedoch gibt es auch gar nicht selten Fälle, wo bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts Zehnt- und Besitzgrenzen die Gemeindegebiete begrenzten und erst im Zusammenhang mit der allgemeinen Landesvermessung seit 1830 genaue und versteinerte Markungsgrenzen festgelegt worden sind.

Die ältesten erhaltenen Grenzsteine im süddeutschen Raum stammen aus dem 15. Jahrhundert. Zunächst wurden nur die Hauptsteine gesetzt, die in der Regel – je nach Übersichtlichkeit des Geländes – einen Abstand von ca. 250 bis 600 Meter hatten. Diese Hauptsteine ragen bis 1,50 Meter hoch auf, sind über dem Erdboden von Steinmetzen sauber behauen und haben ein unbehauenes, unregelmäßiges oder nur grob in Form gebrachtes Fundament, das mehr als einen Meter tief im Boden verankert sein kann. Diese Tradition wurde bis ins 19. Jahrhundert fortgesetzt, wobei die Formen und Größen der Markungs-Grenzsteine ganz unterschiedlich sein können, je nachdem, welches geeignete Steinmaterial beschafft werden konnte und was der Gemeinde die Kennzeichnung der Grenze wert war.

Auf dem «Kopf» tragen die Grenzsteine Rillen, die den genauen Verlauf der Grenze angeben. In manchen Gegenden nennt man diese Rillen «Schleife», in anderen «Grinne». Ein Knick der Rille zeigt einen Knick der Grenze an, sich verzweigende Rillen drei oder gar vier an einem Punkt zusammenlaufende Grenzen. Zu beiden Seiten wurden die Anfangsbuchstaben der Nachbargemeinden eingemeißelt. Besser gestellte Gemeinden ließen zusätzlich ihr Wappen einhauen; oft wurde die Jahreszahl der Grenzsteinsetzung hinzugefügt. Numerierungen stammen meist aus späterer Zeit; in der Regel



*Mancher Markungs-Grenzstein versinkt im Lauf der Jahre in Moos und Erde, wenn er nicht aufgerichtet wird.*

wurden die Hauptsteine einer Markung, beginnend an einem besonders markanten Punkt, entgegen dem Uhrzeigersinn durchnummeriert. So kommt es, daß entlang einer Grenzsteinreihe die Ziffern auf einer Seite eine aufsteigende und auf der anderen eine abfallende Folge bilden. Aus reinen Gründen der Praktikabilität, um bei Vermessungsarbeiten nicht immer den Bezug zu den weit auseinanderstehenden Hauptsteinen herstellen zu müssen, hat man später zwischen die Hauptsteine untergeordnete, wesentlich kleinere Steine, die sogenannten «Läufer», zwischengeschaltet. Sie tragen keine Wappen und nur selten Jahreszahlen, meist nur Buchstaben A bis Z; wenn diese nicht reichten, machte man mit AA, BB usw. weiter.

Die Gemeinden haben ihre Markungs-Grenzsteine ganz unterschiedlich gestaltet, wobei sich ja immer zwei Partner einig werden mußten. Im Lauf der Zeit wurden schadhafte Steine auch auf ganz unterschiedliche Art und Weise ersetzt. Ob es immer mit der Kassenlage der Gemeinde zu tun hatte, ob das ästhetische Empfinden des Bürgermeisters und der Gemeinderäte den Ausschlag gab oder ob es vom Geschick und Können des beauftragten Steinmetzen abhing, daß Grenzsteine schlicht gestaltet wurden

oder schöne Wappen, kunstvolle Ziffern und Buchstaben erhielten, ist im einzelnen nicht bekannt.

Um ein unrechtmäßiges Versetzen von Markungs-Grenzsteinen unterbinden oder zumindest nachweisen zu können, wurden von den «Untergängern», den vereidigten Gemeindebeauftragten, «Zeugen» unter die Steine gelegt. Dies sind Tontäfelchen oder andere dauerhafte Materialien, die, zum Teil bewußt als Scherben, in einer nur den Untergängern bekannten Lage und Anordnung jede unberechtigte Veränderung beweisen. Um sich vom ordnungsgemäßen Zustand der Grenze zu überzeugen, wurden bis um 1900 in regelmäßigen Abständen unter Beteiligung der Öffentlichkeit Markungsumgänge veranstaltet und dabei alle Steine geprüft und in Protokolle aufgenommen. Von manchen Orten wird berichtet, daß bei diesen Gelegenheiten, damaligen Vorstellungen von Pädagogik folgend, der Schuljugend eine Tracht Prügel verabreicht wurde, um den Jugendlichen die genaue Lage der Markungs-Grenzsteine «einzubläuen».

In neuerer Zeit, in der die Feldfluren maschinengerecht gestaltet wurden, störten Grenzsteine beim Mähen, Pflügen und an den Wegrändern. Reihenweise wurden sie ersetzt durch schlichte, nahezu bodenebene Granitsteine. Von Glück kann man sagen, wenn die alten Wappensteine nicht kaputtgeschlagen oder in die nächste Klinge geworfen, sondern gesichert wurden. Auch wenn für Fachleute ein Grenzstein nur dann seinen historischen Wert besitzt, wenn er an originaler Stelle seine alte Funktion zeigt, so wird doch leicht verkannt, daß es die in manchen Gemeinden in «Lapidarien» zusammengefaßten Grenzsteine heute samt und sonders nicht mehr gäbe, wären sie von aufmerksamen Bürgern oder Verantwortlichen nicht gerettet worden. Und immerhin sind in einer Parkanlage aufgestellte Grenzsteine der Öffentlichkeit noch zugänglich, was man von den Grenzsteinen und anderen Kleindenkmälern, die in privaten Hausgärten oder Partykellern verschwunden sind, nicht sagen kann.



*Grenzstein-«Lapidarium» von Steinheim an der Murr.*

# Andreas Wilts Das stärkere Geschlecht – Die religiöse Frauenbewegung in Südwestdeutschland und der Zisterzienserorden

Zumindest ein Zisterzienserkloster in Baden-Württemberg können wohl die meisten nennen: Maulbronn. Spätestens seit der Aufnahme in die UNESCO-Liste des Weltkulturerbes 1993 ist dieses Kloster ins öffentliche Bewußtsein getreten. Immer noch relativ hoch ist der Bekanntheitsgrad anderer guterhaltener Männerabteien im Lande wie etwa Bebenhausen und Salem. Wer dagegen kennt ein Zisterzienserinnenkloster? Und dabei ist die einzige noch bestehende Abtei des Ordens in Baden-Württemberg ein Frauenkloster: Lichtental bei Baden-Baden. Und einst war die Zahl der Nonnenklöster um ein Vielfaches höher als die der Männerklöster.

Ein Großteil der Frauenabteien wurde schon in der Reformationszeit aufgehoben, die restlichen fielen der Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts zum Opfer. Zumeist spiegelt heute bestenfalls noch eine Kirche das einstige klösterliche Leben, während die Klostergebäude radikal verändert oder abgerissen wurden. Wer sich heute noch ein Bild von einem Zisterzienserinnenkloster machen will, muß entweder ins badische Lichtental fahren, wo freilich nur Teile der Abtei öffentlich zugänglich sind, oder sich auf den Weg ins oberschwäbische Heiligkreuztal bei Riedlingen begeben, wo die hervorragend restaurierten mittelalterlichen Klostergebäude von der Stefanus-Gemeinschaft genutzt werden.

## *Der Verband von Männerklöstern reagiert hilflos*

Zumindest in ihren Anfängen haben sich die Zisterzienser äußerst schwer mit den Frauen getan. Denn sie wollten, wie sie stets betonten, die Benediktinerregel buchstäblich beachten, vor allem in strikter Weltabgeschiedenheit, Einfachheit und Armut leben, indem sie ihre Klöster in Einöden errichteten und den Lebensunterhalt mit den eigenen Händen im Ackerbau und in der Viehzucht erarbeiteten.

Wie war die Übernahme der Seelsorge für Außenstehende, für anspruchsvolle Frauenklöster, mit dieser Konzeption vereinbar? Wie sollten sich Frauen ohne fremde Hilfe durch den Ackerbau und die Viehzucht ernähren? Und wie sollten sie überhaupt ihren Platz

in einem Orden finden, der erklärtermaßen als ein Verband von Männerklöstern angetreten war, die sich um der Reinheit der Regelbefolgung willen nur durch Tochtergründungen, d. h. durch Teilung bestehender, bewährter Konvente ausbreiten sollten? Eigentlich sprach alles gegen Frauenklöster.

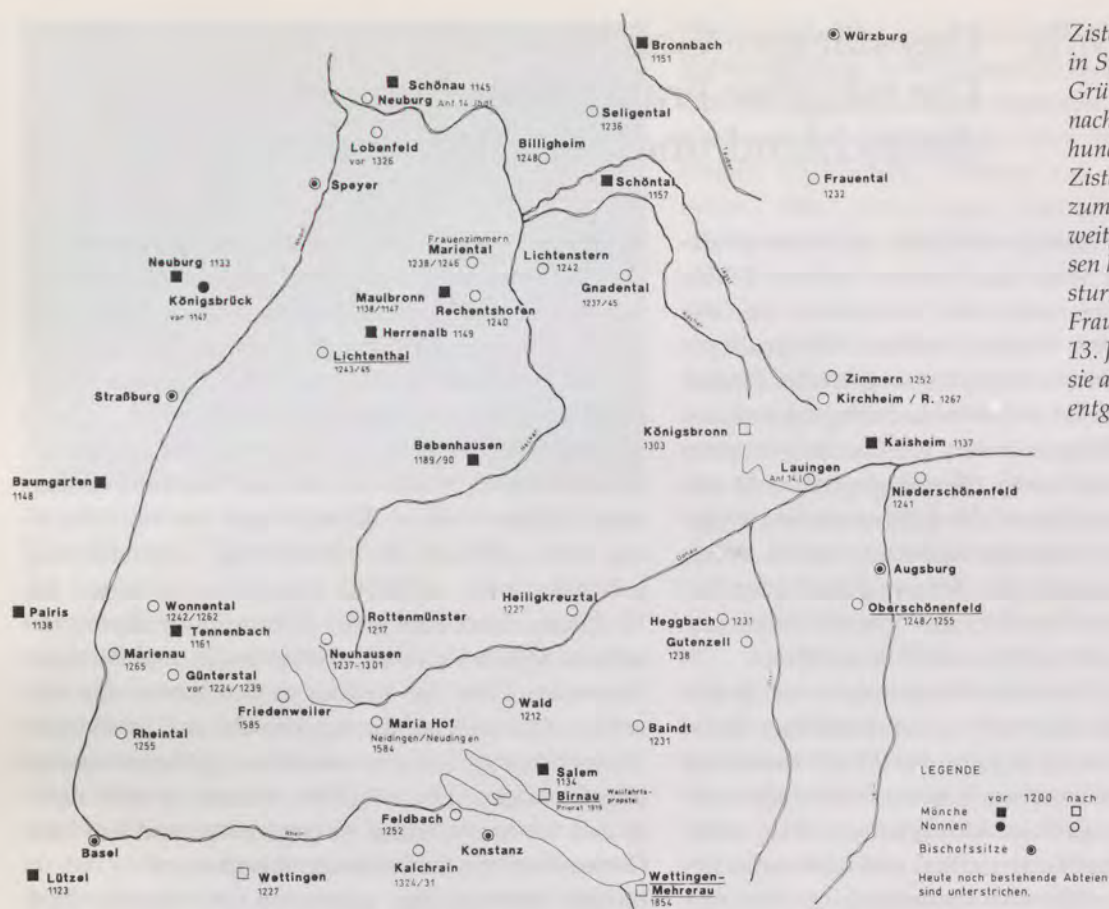
Andererseits wandten sich jedoch dem Orden bereits frühzeitig Frauen zu, die nach seinen Gewohnheiten leben wollten. Konnte man sie zurückweisen, ohne dadurch die notwendige Unterstützung geistlicher und weltlicher Herren zu verlieren? Im 12. Jahrhundert lösten die Zisterzienser dieses Dilemma, indem sie sich um eine eindeutige Antwort herumdrückten. Sie stellten es den Äbten der einzelnen Zisterzienserabteien vor Ort frei, in eigener Verantwortung Frauenkonvente zu gründen und zu beaufsichtigen. Diese Klöster wurden jedoch nicht in den Ordensverband eingegliedert und auf den Generalkapiteln schlichtweg übergangen.

Freilich blieb aus den genannten Gründen die Zahl zisterziensischer Frauenkonvente bis zum Ende des 12. Jahrhunderts verschwindend gering. In ganz Deutschland waren es ca. fünfzehn. Davon lag kein einziges in Südwestdeutschland, wo es immerhin

---

*Vision des hl. Bernhard von Clairvaux im Graduale des Zisterzienserinnenklosters Wonnental. Durch sein Bild des menschlichen, leidenden Christus wirkte Bernhard entscheidend auf die religiöse Frauenbewegung ein.*





Zisterzienserklöster in Südwestdeutschland. Gründungen vor und nach 1200. Im 12. Jahrhundert konnten die Zisterzienser das Tor zum Orden für Frauen weitgehend verschlossen halten. Dem Ansturm der religiösen Frauenbewegung des 13. Jahrhunderts hatten sie aber nichts mehr entgegenzusetzen.

schon neun bedeutende Männerabteien gab. Dabei hat es hier wie andernorts durchaus nicht am Interesse der Frauen gefehlt, denn die anderen Orden konnten zur gleichen Zeit den Zustrom der Frauen nicht fassen. Nein, die Zisterzienser selbst wiesen die Verantwortung für Frauenklöster zurück und beschäftigten sich lieber mit dem Ausbau ihrer klösterlichen Wirtschaft. Als z. B. die Herren von Eberstein in den siebziger Jahren des 12. Jahrhunderts nur wenige Kilometer entfernt von ihrer Gründung Herrenalb das Frauenkloster Frauenalb errichten wollten, konnten sie deshalb nicht auf die Hilfe ihrer eigenen Zisterzienserabtei zählen. Benediktiner aus dem fernen St. Blasien mußten den Frauenkonvent unter ihre Obhut nehmen. Auch das vor 1166 gegründete Benediktinerinnenkloster Billigheim war vielleicht ursprünglich als Zisterzienserinnenkloster gedacht, denn der bei archäologischen Grabungen festgestellte Klostergrundriß entsprach genau dem zisterziensischen Schema. Erst 1238/1239 konnte das Kloster dank der Hilfe des Würzburger Bischofs tatsächlich dem Zisterzienserorden unterstellt werden.

#### Beginngemeinschaften und erste Frauenzisterzen

Damals, zu Beginn des 13. Jahrhunderts, änderte sich ohnehin überall das Bild. Geradezu explosions-

artig vermehrten sich jetzt die deutschen Frauenzisterzen. Allein bis zum Jahre 1250 kamen 200 Frauenklöster hinzu, darunter ca. 20 in Südwestdeutschland. Hatte der Orden inzwischen seine ambivalente Haltung aufgegeben und die Initiative zur Vermehrung von Frauenklöstern ergriffen? Keineswegs. Schauen wir uns beispielhaft die Vor- und Frühgeschichte der sieben Frauenzisterzen Baidt, Feldbach, Gutenzell, Heggbach, Heiligkreuztal, Rottenmünster und Wald an, die sich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts im Umkreis der Abtei Salem bildeten.

Mit einer Ausnahme gingen all diese Klöster aus lockeren Frauengemeinschaften, Beginngemeinschaften, hervor, die sich ohne Zutun des Ordens gebildet hatten und zunächst gar nicht als Zisterzienserinnenklöster gedacht gewesen waren. In Konstanz etwa existierte spätestens 1233 eine Gemeinschaft. Die Schwestern waren nicht etwa mit dem Kloster Salem verbunden, sondern hatten sich der örtlichen Benediktinerabtei Petershausen angeschlossen. Ihre Lebensweise war ganz und gar unzisterziensisch, denn sie bewohnten ein gewöhnliches Bürgerhaus unmittelbar neben der stark frequentierten Rheinbrücke und dürften sich in der typischen Manier städtischer Beginngemeinschaften durch Krankenpflege und Weberei, eingebrachtes

Vermögen und Almosen ernährt haben. Erst als sie sich um 1252 an eine Klostergründung in Feldbach wagten, stellten sie Kontakte zur Zisterzienserabtei Salem her.

Dies war bei den ländlichen Konventen im unmittelbaren oberschwäbischen Umfeld der Zisterzienserabtei Salem anders. Sie verbanden sich bereits frühzeitig mit der Abtei. Als Zisterzienserinnenklöster waren sie deshalb ebensowenig gedacht wie die städtischen Konvente. Dies zeigt das Beispiel der Frauenzisterze Baidnt, die aus einer Frauengemeinschaft im ländlichen Birnau hervorging. Als die Schwestern sich vor 1227 in Birnau niederließen, bestand hier ein gewöhnlicher Meierhof mit einer Kapelle im Besitz zweier Adelsfamilien. Für eine Frauenzisterze war der Ort dennoch denkbar ungeeignet, denn Birnau lag unmittelbar vor den Toren der aufstrebenden Stadt Überlingen und zugleich im engeren wirtschaftlichen Interessengebiet der Abtei Salem. Hier war deshalb weder die geforderte Abgeschiedenheit eines Zisterzienserinnenklosters erreichbar, noch bestand die Chance, in Konkurrenz zur Abtei Salem den benötigten Grundbesitz zu erwerben.

Die Schwestern waren auch offensichtlich zunächst gar nicht an einem klausurierten, kontemplativen Klosterleben interessiert gewesen. Birnau sollte ihnen vielmehr aufgrund seiner besonderen Lage im Schnittfeld von Stadt und Land ein religiöses Leben ermöglichen, das die – inzwischen von den Mönchen selbst schon gar nicht mehr praktizierte – landwirtschaftliche Arbeit der Zisterzienser mit den be-

ginischen Existenzsicherungsformen der Weberei und des Almosensammelns vereinte. Als die Schwestern sich schließlich um 1230 an eine Klostergründung wagten, mußten sie ebenso wie die Konstanzer Frauen an der Brücke mehrere Umzüge in Kauf nehmen, zunächst nach Oberweiler, dann nach Boos, wo sie sich mit einem Schwesternkonvent aus Mengen vereinten, schließlich 1240 nach Baidnt auf eine Klosterstätte, die ihnen der Reichsministeriale Konrad von Winterstetten gestiftet hatte.

*Charakter des Experiments,  
Mönche müssen Hand reichen*

Die Gemeinschaften, aus denen Zisterzienserinnenklöster hervorgingen, standen in Oberschwaben und am Bodensee nicht allein. Andere Frauengemeinschaften schlossen sich den Dominikanern und Franziskanern an. So sind in Ulm 1237 Schwestern der hl. Elisabeth nachweisbar, die sich vornehmlich der Krankenpflege gewidmet haben dürften. Nachdem sie bereits 1239 die Regel des von Klara von Assisi gegründeten Klosters San Damiano angenommen hatten, konnten sie um 1258 eine Klosterstätte in Söflingen bei Ulm beziehen. Zur gleichen Zeit gründeten Frauengemeinschaften aus Dießenhofen, Konstanz, Mengen und Saulgau die Dominikanerinnenklöster St. Katharinental, Löwental, Habstal und Sießen. Andere Konvente dagegen blieben auf Dauer als Beginengemeinschaften bestehen.

Die Zisterzienserinnenklöster im Umkreis der Abtei Salem waren demnach Teil einer umfassenden reli-

*Heiligkreuztal bei Riedlingen ist die einzige noch weitgehend erhaltene ehemalige Zisterzienserinnenabtei in Südwestdeutschland. Die mit bedeutenden Kunstwerken ausgestattete Kirche und der Kreuzgang gehen noch auf die Gründungszeit in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zurück. Die Luftaufnahme zeigt vorne rechts den Neubau des Äbtissinnenhauses mit dem Treppengiebel.*





sen Wunsch bildete dabei ein neues, unmittelbares Verständnis des Evangeliums. Es rückte die konkreten Züge des Lebens Christi als Maßstab für die eigene Lebensführung in den Mittelpunkt: den demütigen und mittellosen Christus, der inmitten der Welt gelebt, dem Volk gepredigt und sich bevorzugt den Armen und Kranken angenommen hatte.

Da die Frauen diesen Anspruch auf ihre geschlechtsspezifischen Möglichkeiten beziehen mußten und ihn darüber hinaus unter den konkreten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedingungen ihrer Umgebung sowie in Anlehnung an verschiedene Welt- und Ordenskleriker zu verwirklichen hatten, entstanden dabei höchst unterschiedliche Lebensformen. Das Spektrum reichte vom ländlichen Konvent, der Ackerbau und Viehzucht betrieb, bis hin zur städtischen Gemeinschaft, deren Leben ganz und gar durch die Krankenpflege bestimmt wurde. Gemeinsam war allen Formen im wesentlichen nur, daß die Schwestern ohne Ordensanschluß und feste Regel, ohne Klausur und schützende Klostermauern inmitten der Welt lebten und als freiwillig Arme nach Selbstversorgung durch Handarbeit und Betteln strebten.

Wenn schließlich trotzdem viele Konvente in die Orden einmündeten und Klöster gründeten, so hatte dies verschiedene Gründe. Die Lebensformen der Frauen hatten von vornherein den Charakter des Experiments und waren deshalb grundsätzlich offen für unterschiedliche Entwicklungsrichtungen,

giösen Frauenbewegung, die sich zu Beginn des 13. Jahrhunderts machtvoll entwickelte. Getragen wurde sie von dem Wunsch nach einer religiösen Lebensführung abseits von den traditionellen und weitgehend erstarrten Formen. Grundlage für die-



Links oben: Chorfenster in Heiligkreuztal. Die Stifterin Elizabeth de Stepheln kniet vor der Muttergottes, die das Jesuskind auf dem Arm hält.

Rechte Seite: Äbtissin Veronika von Rietheim, 1521–1551.

Blick in den Ostflügel des Kreuzgangs mit den Bildnissen der Äbtissinnen.



sogar für die Umformung in eine klösterliche Lebensweise. Die Frauenklöster blieben freilich durch ihre Ursprünge geprägt. Sie unterschieden sich z. B. durch das rigoros praktizierte Armutsgebot von den traditionellen Institutionen des religiösen Frauenlebens. Hinzu kamen bei der Verklösterlichung Faktoren wie die ablehnende Haltung großer Teile des Pfarr- und Ordensklerus, dann die schlechte religiöse Versorgung und die ungenügende wirtschaftliche Situation vieler Gemeinschaften.

Hatten die Zisterzienser von Salem im 12. Jahrhundert noch das Tor zum Orden für Frauen verschlossen halten können, so war mit den auf eigene Faust entstandenen Gemeinschaften ein Faktum geschaffen, das sich jetzt beim besten Willen nicht mehr ignorieren ließ. Denn hinter den Frauen standen nicht nur einflußreiche bürgerliche und adelige Familien, sondern auch der Konstanzer Bischof und der Papst in Rom, die beide daran interessiert waren, daß die Gemeinschaften nicht ohne Aufsicht und Betreuung durch einen Ordenskonvent blieben. Die Mönche reichten den Schwestern deshalb notgedrungen bei ihren Klostergründungen die Hand, und selbst die Generalkapitel des Ordens konnten jetzt nicht mehr umhin, sich mit den Frauen auseinanderzusetzen.

Dabei spiegelt sich im unvermittelten Nebeneinander von Entscheidungen, die auf der einen Seite Lebensweise und Aufnahmevoraussetzungen neuer Konvente regelten und auf der anderen Seite die Angliederung von Frauenkonventen kategorisch verboten, ein Management des Unvermeidlichen. Jetzt konnte es nur noch darum gehen, Schlimmeres zu verhüten, indem der Orden einerseits seinen Standpunkt, möglichst keine Frauenklöster, zum Ausdruck brachte, und andererseits dafür sorgte, daß jene Schwesternkonvente, die ihm dennoch von der Kurie und anderen Gewalten überwiesen wurden, nicht für ein Ordensleben völlig ungeeignet wären. Die alleinige Kompetenz, Schwesterngemeinschaften in den Verband aufzunehmen und grundsätzliche Anordnungen für sie zu treffen, ging dabei an das Generalkapitel über. Der frühere informelle Anschluß der Konvente an den Orden wurde durch die Inkorporation, die rechtliche Angliederung, ersetzt. An die Stelle der einstigen Spielräume in der Gestaltung des klösterlichen Lebens traten einheitliche Vorschriften. Sie machten sämtlichen bereits bestehenden und noch zu gründenden Klöstern die strikte Klausur zur Auflage und beschnitten rigoros die Selbständigkeit der Frauenkonvente, indem sie sie in wirtschaftlichen und geistlichen Fragen der umfassenden Aufsicht von Vateräbten unterstellten.



*Starke regionale Unterschiede –  
das Frauenkloster Lichtental bei Baden-Baden*

Wie sich die religiöse Frauenbewegung institutionalisierte, ob sich ein umfangreiches Beginentum entwickelte und halten konnte, ob es zu zahlreichen Klostergründungen kam und welchem Orden diese Klöster zufielen, hing von den Verhältnissen in den verschiedenen Regionen ab. War die Region ländlich bestimmt oder gab es größere Städte mit einem aufstrebenden Bürgertum und entwickelten wirtschaftlichen Verhältnissen, wo Bettelmönche und Beginen gute Bedingungen vorfanden? Wie waren die politischen Verhältnisse beschaffen? Im staufischen Herrschaftsbereich wurde der Zisterzienserorden im allgemeinen besonders gefördert.

Vergleichbar mit dem städtereichen, staufisch dominierten Oberschwaben waren in Südwestdeutschland offensichtlich einzig die Bedingungen im weiteren Umkreis von Freiburg. In der Stadt selbst bildeten sich im 13. Jahrhundert drei Dominikanerinnen- und ein Klarissenkloster, im ländlichen Umfeld entstand in Anlehnung an die Zisterzienserabtei Tennenbach mit Wonnental, Günterstal, Marienau und Rheintal ein ganzer Kranz von



Markgräfin Irmengard von Baden gründete 1243/1245 das Zisterzienserinnenkloster Lichtental als neues markgräfliches Hauskloster. Auf dem Ölgemälde des 18. Jahrhunderts, der Kopie eines älteren Wandbildes, überreicht sie der Madonna ein Modell der Klosterkirche. Hinter ihr knien ihre beiden Söhne, die sie bei der Stiftung unterstützten, sowie die Lichtentaler Zisterzienserinnen aus dem markgräflichen Hause.

Rechte Seite: Die Beginen bewohnten in den Städten gewöhnliche Bürgerhäuser, hier das Beginenhaus in Schwäbisch Hall, Nonnenhof genannt.

Zisterzienserinnenklöstern. Ein Teil dieser Frauenklöster waren ehemalige Beginengemeinschaften, so die Dominikanerinnen von Adelhausen und die Zisterzienserinnen in Günterstal und Wonnental. Dagegen haben in den anderen Regionen Südwestdeutschlands Zisterzienser und Bettelmönche im 13. Jahrhundert nicht nebeneinander, sondern getrennt gewirkt. Im Neckarraum zwischen Rottweil und Stuttgart sowie auf der Schwäbischen Alb etwa besaß die relativ spät gegründete Männerzisterze Bebenhausen keine mit Salem oder Tennenbach vergleichbare Anziehungskraft. Statt dessen waren in diesem Raum die Dominikaner und Franziskaner in Esslingen und Rottweil, später auch die Bettelordenskonvente von Tübingen und Reutlingen mit der religiösen Frauenbewegung konfrontiert. Neben zwei Klarissenklöstern in Esslingen und Pfuldingen wurden hier mit Stetten bei Hechingen, Kirchberg bei Sulz, Offenhausen auf der Schwäbischen Alb, Kirchheim/Teck, Weiler und Sirnau bei Esslingen bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts sechs Dominikanerinnenklöster gegründet, darunter die vier zuletzt genannten von Beginengemeinschaften. Genau umgekehrt war es im heutigen nordbadischen und nordwürttembergischen bzw. fränkischen Raum, wo sich kaum Dominikanerinnen- und Klarissenklöster, dagegen zahlreiche Frauenzisterzen in Anlehnung an die hier besonders dicht vertretenen Zisterzienserabteien von Maulbronn, Herrenalb, Schöntal, Bronnbach und Schönauberg bilden konnten.

An der Entstehung von mindestens zehn Frauenzisterzen, darunter Seligental, Gnadental, Mariental und Lichtenstern, war dabei zwischen 1231 und 1243 der Würzburger Bischof Hermann von Lobdeburg beteiligt. Er sah in den Konventen eine Möglichkeit zum Ausbau seiner Landesherrschaft und sicherte sich deshalb möglichst umfassende geistliche und weltliche Aufsichtsrechte über die Konvente. Das Stiftungsgut wurde vielfach von Familien im staufischen Reichsdienst bereitgestellt. Wie diese Konvente ist auch Lichtental bei Baden-Baden ein Beispiel für ein Zisterzienserinnenkloster, das nicht auf eine bereits existierende Frauengemeinschaft zurückging, sondern durch einen adeligen Stifter gegründet wurde, der die Bestrebungen der religiösen Frauenbewegung aufgriff und seinen Zwecken nutzbar machte. Lichtental wurde 1243/1245 von Markgräfin Irmengard von Baden ins Leben gerufen. Es sollte das Gedächtnis ihres 1243 verstorbenen Ehemannes pflegen und neue Grablege der markgräflichen Familie anstelle des vor kurzem zerstörten Stiftes Backnang werden. Irmengard selbst bezog im Kloster ihren Wittwensitz. Auch wenn Lichtental durch eine Stifterin ins Leben gerufen wurde, so unterscheidet sich der Gründungsvorgang doch völlig von dem eines Männerklosters und verweist das Kloster in den Zusammenhang der religiösen Frauenbewegung. Während Männerabteien von vornherein in Absprache mit dem Orden und durch Entsendung eines Grün-

dungskonventes aus einer bereits bestehenden Abtei gegründet wurden, schuf Irmengard zunächst Tatsachen und führte dann die nötigen Verhandlungen mit dem Orden. Sie berief Schwestern, sei es, daß sie einen bereits bestehenden Konvent zur Übersiedlung nach Lichtental überredete, sei es, daß sie Frauen aus ihrer Umgebung für ihr Vorhaben gewann. Erst dann verpflichtete sie den Abt von Maulbronn, die Betreuung der Neugründung zu übernehmen, indem sie der Männerabtei ein Gut überschrieb. Während noch Schwestern aus der oberschwäbischen Frauenabtei Wald die Lichtentaler Schwestern in die zisterziensischen Satzungen einwies, machte eine Intervention Irmengards beim Heiligen Stuhl die Inkorporation durch den Orden zur Formsache.

*Nach 1200 unglaubliche Dynamik der religiösen Frauenbewegung*

Das 13. Jahrhundert sah natürlich auch auf Seiten der Männer neue religiöse Lebensformen und eine Vielzahl von Klostergründungen, vor allem die der Bettelorden. Freilich wurde all das durch den Umfang und die Vielfalt der religiösen Frauenbewe-

gung weit in den Schatten gestellt. Um diese ungeheure Dynamik der religiösen Frauenbewegung zu erklären, muß man sich die Situation der Frauen zu Anfang des 13. Jahrhunderts anschauen. Sie war entschieden anders als die der Männer und ließe sich vielleicht am treffendsten auf den Nenner eines Rückstaus bringen.

Quantitativ wurden seit dem ausgehenden 11. Jahrhundert die Möglichkeiten einer religiösen Lebensführung für Frauen zunehmend schlechter, da die benediktinischen Reformklöster im Umkreis von Hirsau und St. Blasien sowie die neuen Orden der Zisterzienser, Prämonstratenser und Augustinerchorherren entweder von vornherein keine Frauenkonvente mehr gründeten oder später einen Großteil ihrer Frauengemeinschaften wieder auflösten. Während diese neuen Verbände für Männer ein immer differenzierteres Angebot an religiösen Lebensformen erschließen konnten, das u. a. die Pfarrseelsorge und Krankenpflege umfaßte, wurden die Frauen langfristig immer wieder auf jene Alternativen verwiesen, die es schon im Frühmittelalter gegeben hatte: das klausurierte Frauenkloster mit seiner über die Grenzen der Orden hinweg sich gleichenden Lebensweise, die Inklusenzelle und das Kanonissenstift. Zudem blieben Frauen aus den unteren und mittleren Schichten annähernd vollständig von einer religiösen Lebensführung ausgeschlossen, während sich bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts für Männer jeglicher Herkunft religiöse Einrichtungen etabliert hatten. In dieser Situation glich die Entstehung der religiösen Frauenbewegung einem Dambruch. Eine mächtige Flutwelle ergoß sich, die in kürzester Zeit Verhältnisse herbeiführte, wie sie für Männer bereits durch die Ordensentwicklung des 11. und 12. Jahrhunderts geschaffen worden waren.

Warum aber brach gerade zu Beginn des 13. Jahrhunderts der Damm? Zwei Gründe seien genannt. Aufgrund des Aufschwungs der Städte hatten die Frauen im wirtschaftlichen und familiären Bereich ausgedehntere Freiräume erlangt. Das nicht zuletzt durch den Zisterzienser Bernhard von Clairvaux geprägte Bild des menschlichen, leidenden Christus, das im Laufe des 12. Jahrhundert zum konkreten Orientierungspunkt der religiösen Bewegungen wurde, korrespondierte stärker als das ältere Christusbild mit dem traditionellen weiblichen Verhaltenscodex, mit jenem Normenbündel, das dem weiblichen Geschlecht Demut, Schwäche und Selbsterniedrigung, eine stärkere Emotionalität, die ausgeprägte Fähigkeit zur Einfühlung und zum mystischen Erleben, Mitleid und Sorge für Arme, Kranke und Hilflose zuschrieb.



## DAS BUCH ZUM JUBILÄUMSJAHR



Franz-Karl Freiherr von Linden  
**DIE ZISTERZIENSER  
 IN EUROPA**  
 Reise zu den schönsten  
 Stätten mittelalterlicher  
 Klosterkultur  
 24,5 x 31 cm, 192 Seiten.  
 120 Abb. in Farbe.  
 Fester Einband mit  
 Schutzumschlag.  
 Jubiläumspreis im  
 Jahr 1998:  
 DM 98,-  
 ab 1.1.1999:  
 DM 128,-  
 ISBN 3-7630-2354-2

„Als derzeitiger Generalabt des Zisterzienserordens begrüße ich den Band über *Die Zisterzienserklöster in Europa*, danke dem Belser Verlag und den Mitarbeitern dieses Werkes und gebe meiner Hoffnung Ausdruck, daß mit seiner Hilfe eine Facette des christlichen Europas neu aufleuchtet.“

**Maur Esteva O. Cist.**

Generalabt der Zisterzienser

120 Farbaufnahmen porträtieren Zeugnisse von  
 30 Bauwerken der zisterziensischen Klosterkultur.

**Belser Verlag Stuttgart**

Telefon 07 11-21 91 403

und bei jeder Buchhandlung



Georges Duby:

**Die Kunst der Zisterzienser**

Aus dem Französischen übersetzt  
 von Maria Heurtaux

200 Seiten, 193 Abbildungen, Leinen mit  
 Schutzumschlag, Fadenheftung, im  
 Schmuckschuber

DM 148,-/öS 1080,-/sFr 128,-

ISBN 3-608-91275-4


Mit großem Einfühlungsvermögen schildert Georges Duby das Zusammenwirken von geistigem und gesellschaftlichem Wandel, das der Kunst der Zisterzienser den Boden bereitere – einer Kunst, die aus der Weltverachtung geboren wurde und doch mit dem Zustand der hochmittelalterlichen Welt im Einklang stand.

**Klett-Cotta** 

N. Kinder

Terryll N. Kinder

**Die Welt der Zisterzienser**



Ca. 320 Seiten, davon 96 Seiten  
 Schwarzweißabbildungen (ca. 130 Fotos)  
 und 80 Farbbilder (ca. 100 Fotos), Karten  
 und Grundrisse. Leinen. Im Schmuckschuber.  
 zodiaque-echter.  
 DM 168,- / öS 1.226,- / SFr. 160.-,  
 ab 1.6.1998:  
 DM 198,- / öS 1.445,- / SFr. 188.-,  
 ISBN 3-429-01920-6.

Repräsentativer Kunstband über den  
 Klosterbau der Zisterzienser zum 900-  
 jährigen Bestehen des Ordens (1998).

Dieses Buch bekommen **echter würzburg** Postfach 55 60  
 Sie bei Ihrem Buchhändler. D-97005 Würzburg

### NEU IM HERBST 1998

Maulbronn – das Kloster und die Maler  
 isbn 3-926414-27-8 Vorbestellpreis – DM 58,00

Bereits erschienen:  
**Kalender 1998** – Kloster Maulbronn in alten  
 Ansichten des 19. Jahrhunderts, 45 x 38 cm  
 isbn 3-926414-25-1 DM 48,00

PAULUS, Die Cisterzienserabtei Maulbronn  
 Reprint der Ausgabe 1889 mit 235 Holzschnitten  
 isbn 3-9264414-02-2 DM 68,00



**VERLAG AM KLOSTERTOR**  
 75433 Maulbronn · Tel. 0 70 43/23 53, Fax 92 01 85  
 Fordern Sie unseren Prospekt an!





Andreas Kieser malte 1683 Bebenhausen vom Norden her; rechts die Gebäude der Ziegelei.

## Barbara Scholkmann Ursula Schwitalla

### Klösterliche Werkstätten und ihre Produkte: Die Zisterziensermönche in Bebenhausen als Unternehmer

Mit der Errichtung klostereigener Betriebe und Werkstätten, in denen für den Eigenbedarf wie für den Verkauf produziert wurde, entwickelten die Zisterzienser erfolgreich unternehmerische Aktivitäten. Der Einsatz der vorhandenen Energiequellen, vor allem der Wasserkraft, die gezielte Ausbeutung von Bodenschätzen und sonstigen natürlichen Ressourcen sowie die Entwicklung und Nutzung moderner Technologien in der Produktion machten die Zisterzienser zu Wegbereitern einer fortschrittlichen Ökonomie in ganz Europa.

Auch das 1187 von dem Pfalzgrafen Rudolf von Tübingen gegründete Zisterzienserkloster Bebenhausen macht hier keine Ausnahme. Neben der Fischzucht und dem Betrieb von Getreide- und Sägemühlen sowie eines Hammerwerks wurde wohl schon seit dem 13. Jahrhundert der am Ort anstehende Ton in einer eigenen Ziegelei verarbeitet und im Spätmittelalter im Klosterwald eine Glashütte eingerichtet. Diese beiden Betriebe und ihre Produkte sollen im Folgenden vorgestellt werden.

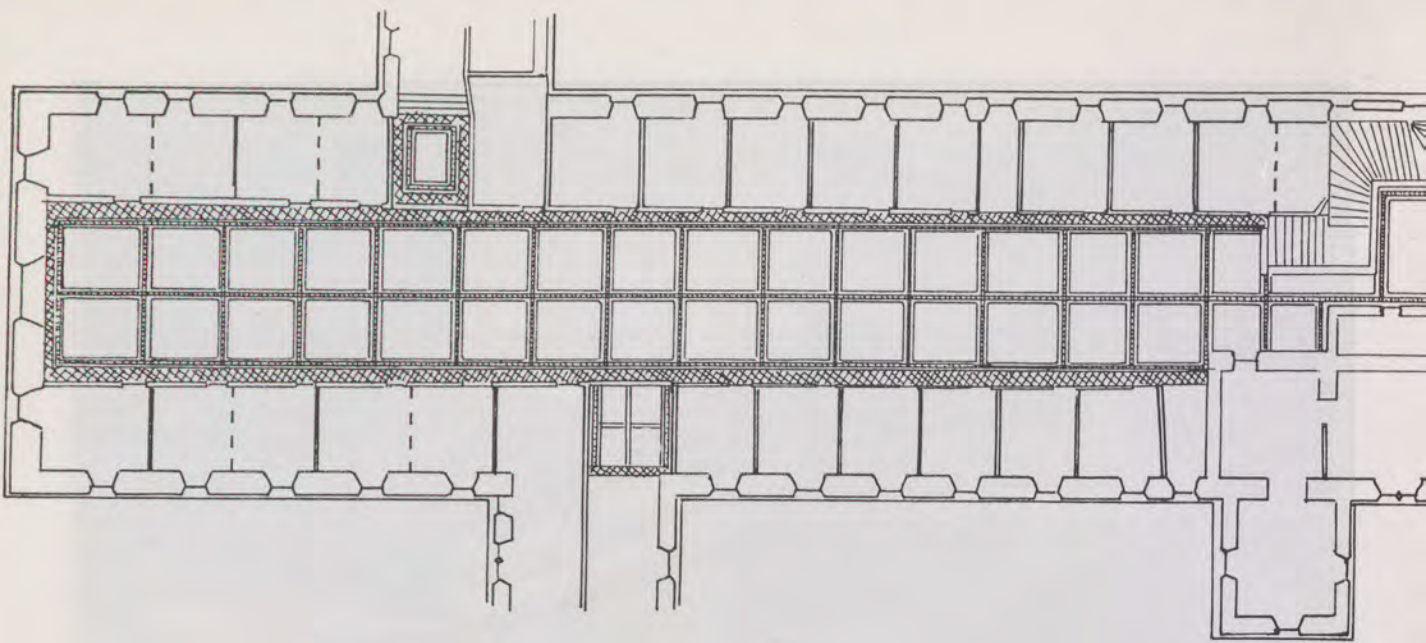
*In eigener Ziegelei hergestellt:  
Der Fliesenboden im Dormitorium*

Einer der schönsten mittelalterlichen Schmuckfußböden Deutschlands, aus ornamentierten Ton-

fliesen gefügt, ist in der ehemaligen Zisterzienserabtei Bebenhausen «in situ», am ursprünglichen Ort, erhalten.

Anlässlich des Einbaus von Einzelzellen im Dormitorium der Mönche in den Jahren 1513 bis 1516 wurde der mittlere, freibleibende Teil des ehemaligen Schlafsaales mit ornamentierten Bodenfliesen aus Ton belegt.

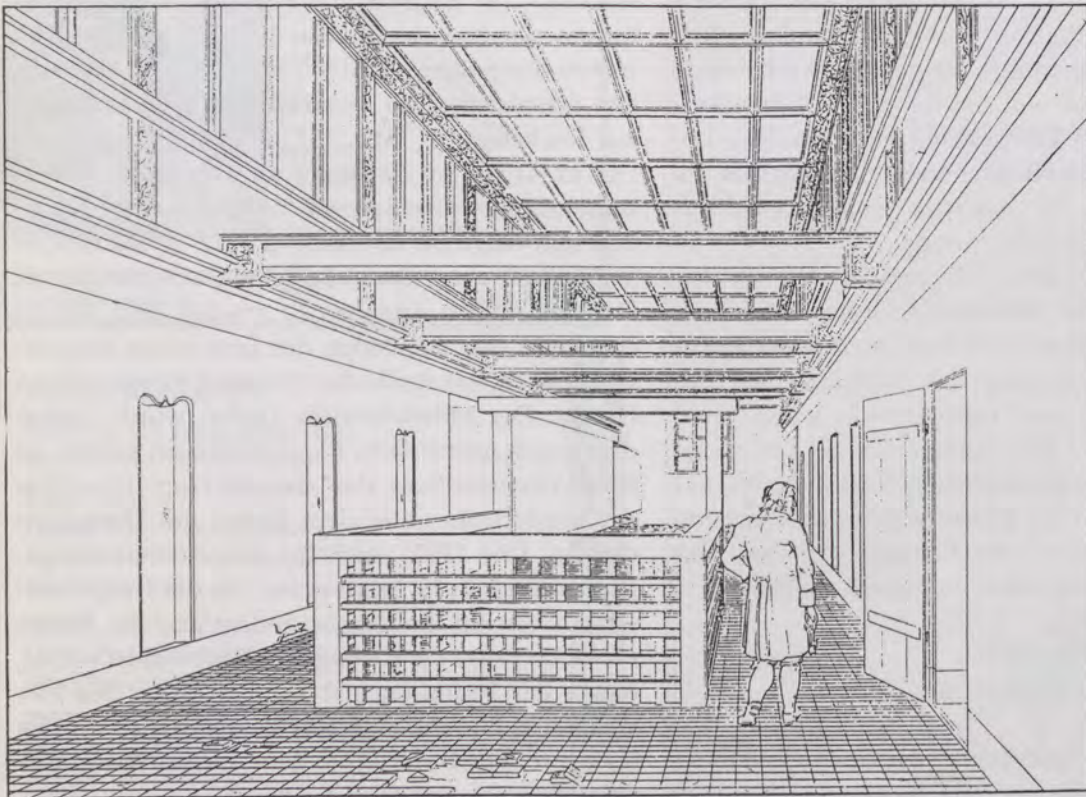
Die um 1515 im Dormitorium verlegten Fliesen stammen aus verschiedenen Zeitepochen, sie befanden sich teilweise also bereits 1515 in sekundärer Verlegung, ohne daß über ihren ursprünglichen Standort sichere Angaben zu machen sind. Möglicherweise war der Boden der kurz zuvor abgetragenen Krankenkapelle der Lieferant für die älteren Fliesen. Der mittelalterliche Boden wurde außerdem durch neuzeitliche Baumaßnahmen gestört, so beim Wiederaufbau des eingestürzten Gewölbes der Bruderhalle unter dem Boden des Dormitoriums im Jahr 1795. Auch bei den Restaurierungsmaßnahmen im 19. Jahrhundert, als die Treppe zwischen Dormitorium und Kirche verlegt und die Treppe vom Dormitorium zum Kreuzgang abgebrochen wurde, mußte der Boden ergänzt werden. Unter den hier genannten Einschränkungen kann dennoch für den bis heute im Dormitorium befindlichen spätmittelalterlichen Fliesenboden der Begriff «in situ» gelten.



Der mit den ornamentierten Fliesen belegte 48 m lange und 5.60 m breite Mittelgang des Dormitoriums, mit einer Fläche von ca. 280 qm, ist in zwei Bahnen unterteilt, die in je 35 rechteckige Felder aufgeteilt sind. Die einzelnen Felder sind mit 16 mal 18 Fliesen in der Regel vom selben Muster belegt und mit Bordüren aus ornamentierten Fliesen voneinander abgegrenzt, die wiederum von Fliesen ohne Ornament eingerahmt werden. Jedes zweite Feld ist zusätzlich im Zentrum mit einer großen Fliesenrosette geschmückt. Sowohl durch das Orna-

ment der einzelnen als auch durch die kunstvolle Verlegung aller Fliesen entsteht der Eindruck eines in seiner gesamten Länge mit reich gezierten Teppichen ausgelegten Raumes.

Weder in bezug auf seinen Umfang – über 10 000 ornamentierte Fliesen sind im Dormitorium verlegt – noch hinsichtlich der Anzahl seiner Ornamente – allein dreißig verschiedene Muster finden sich in den Feldern, dazu neun Muster in den Bordüren – läßt sich ein vergleichbarer mittelalterlicher Schmuckfußboden in Deutschland nennen.



*Oben: Grundriß des Dormitoriums im Zisterzienserkloster Bebenhausen. Zwischen den beidseitigen Reihen der Schlafräume sind die Fliesenfelder gestrichelt.*

*Blick in den Gang des Dormitoriums mit dem Fliesenboden. Stich von H. Graf aus dem Jahr 1828.*

Rosette mit roten Fliesen im Dormitorium des Klosters Bebenhausen.



#### Klosterziegelei «Am Ziegelberg»

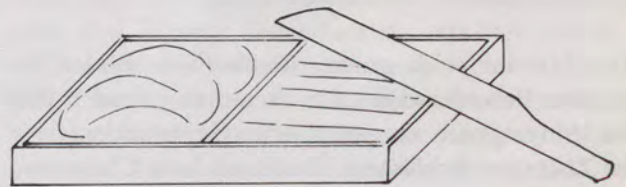
Dieser Befund läßt auf eine umfangreiche und langwährende Produktion von Bodenfliesen in unmittelbarer Nähe der Bebenhäuser Klosteranlage schließen. Tatsächlich besaß das Kloster eine eigene Ziegelei, die oberhalb des Goldersbachs auf dem Flurstück lag, das bis heute den Namen *Am Ziegelberg* trägt.

Auf der frühen Ortsansicht von Andreas Kieser aus dem Jahr 1683 ist am rechten Bildrand die gesamte Anlage der Klosterziegelei zu erkennen und sind mehrere Gebäude zu unterscheiden. Sie müssen noch dem mittelalterlichen Bestand entsprechen, denn erst im Jahr 1724 erfahren wir aus den Akten der *Württembergischen Kirchenrathsregistratur*<sup>1</sup>, daß ein Brand die Ziegelhütte *völlig eingäschert, eine neue Hütte sowohl dem Kloster als auch der Nachbarschaft zum besten aufgerichtet und erbaut werden sollte*. Über die Art des mittelalterlichen Brennofens können wir keine endgültigen Aussagen machen, da bisher keine archäologischen Grabungen im Bereich der Ziegelhütte durchgeführt wurden. Im Rechnungsbuch der Klosterverwaltung aus dem Jahr 1564<sup>2</sup> lesen wir aber, daß *Conrad der Ziegler des Klosters Ziegelmeister (...) vergangenes Sommers 5 Brändt an allerley Ziegel und Steinen gethan. Dazu hatt er zehen maal zum ein und uftragen 8 Knaben von Lustnau die ime geholffen gebraucht*.

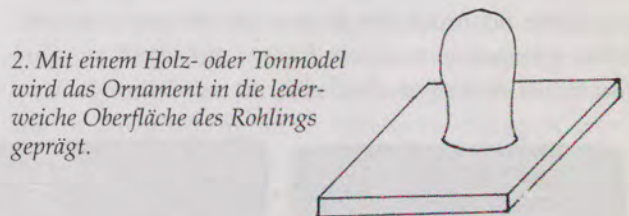
Dies kann einen ersten Hinweis auf einen gemauerten Ziegelofen in Bebenhausen geben, in den man die Brennwaren hinein- und hinaustragen mußte.

Ein solcher wurde auch im Mutterkloster Schönau nördlich des unteren Neckars im Odenwald betrieben: ein *Opus latericium, ein festes und kostspieliges Gebäude zum Brennen von Backsteinen*.<sup>3</sup>

Den Rohstoff für die Produkte der Ziegelhütte in Bebenhausen lieferte der am selben Hang anstehende «Häfnerletten», ein zum Brennen geeigneter Ton, dessen Abbaugrube südlich der Ziegelei bis in die heutige Zeit den Bewohnern des Ortes Beben-



1. Ton wird in eine Holzform gestrichen.



2. Mit einem Holz- oder Tonmodell wird das Ornament in die lederweiche Oberfläche des Rohlings geprägt.



3. Der getrocknete Rohling wird aus der Holzform gekippt und gebrannt.



Rosette im Fliesenboden des Dormitoriums im Kloster Bebenhausen.

Rechts unten:  
Flechtwerkmotiv.

hausen als Abfallgrube gedient hat. Weitere Tongruben sind im Bereich des Klosterwaldes genutzt worden. Das notwendige Brennholz konnte aus dem klostereigenen Wald im Schönbuch gewonnen werden, denn das Holznutzungsrecht war dem Kloster bereits in der ältesten erhaltenen Urkunde von 1187 durch den Herzog von Schwaben zugesprochen worden.

#### *Schmucklosigkeit – Ideal der Zisterzienser?*

Der überaus reich ornamentierte Fliesenboden im Kloster Bebenhausen steht zunächst offensichtlich im Widerspruch zur geforderten Schmucklosigkeit in Zisterzienserklöstern. Bernhard von Clairvaux, der bedeutendste Abt der Zisterzienser, kritisierte die reiche Ausstattung der Klöster und prangerte auch den Schmuck der Böden an. *Warum haben wir nicht wenigstens vor den Bildern der Heiligen Ehrfurcht? Ist doch sogar der Boden, der mit Füßen getreten*

*wird, voll davon! Oft spuckt man auf das Anlitz eines Engels, oft werden die Züge irgendeines Heiligen von den Tritten der Vorübergehenden zerstampft. Und wenn man schon nicht die heiligen Bilder schont, warum nicht wenigstens die schönen Farben? Warum schmückst du, was bald darauf der Entstellung nicht entgehen kann? Warum malst du, was mit Füßen getreten werden muß?*<sup>4</sup> Tatsächlich enthalten die Statuten des alljährlich stattfindenden Generalkapitels der Zisterzienser immer wieder Mahnungen an Äbte einzelner Klöster, allzu reiche und farbige Schmuckfußböden aus Marmor wieder entfernen zu lassen.

Mit den unglasierten Tonfliesen, die mit Hilfe eines Modells verziert wurden, hatten die Zisterzienser aber offensichtlich den idealen Fußboden gefunden: nicht farbenprächtig, ohne figürliche Darstellungen, mit geometrischen und vegetabilischen Motiven, preiswert und einfach von den Mönchen selbst herzustellen. Diese Art der Schmuckfußböden wird im Generalkapitel niemals kritisiert. Interessant ist



Blattmotiv, Fischmotiv und Fabelwesen-Sirene – als Beispiele der Fliesenornamente.



aber zusätzlich, daß es ausdrücklich untersagt war, Schmuckfußböden für Nichtordensangehörige herzustellen.

Bei der Ausbreitung der ornamentierten, aus Ton gebrannten Bodenfliesen kommt dem Zisterzienserorden eine besondere Bedeutung zu. Aus Spanien übernommen wurde die Technik durch die Mönche über Frankreich nach Mittel- und Osteuropa weitergegeben. Der enge Zusammenhalt im Orden, das jährliche Treffen des Generalkapitels in Cîteaux können eine Weitergabe sowohl der Technik als auch der Ornamente begünstigt haben.

#### *Die Fliesen in Bebenhausen*

Für die klostereigene Werkstatt in Bebenhausen ist aber weder eine direkte Übernahme noch eine Weitergabe von Produkten oder Ornamenten nachzuweisen. Völlig eigenständig und auf höchstem technischen Niveau sind hier von der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts bis ins 16. Jahrhundert Tonfliesen mit verschiedensten Ornamenten gebrannt worden. Mittels Modeln wurde der Rohling mit Linien oder einem Flachrelief geziert und nur ein geringer Teil der Fliesen mit einer dunklen oder grünen Glasur versehen. Durch die unterschiedliche Luftzufuhr beim Brennvorgang konnten rote oder graue Scherben gebrannt werden. Damit wurde auch in Bebenhausen der häufigste Farbwechsel der mittelalterlichen Böden von roten und grauen Fliesen erzielt. In einer Art Inkrustation konnte mit hellem Mörtel in den Linienornamenten auch ein reizvoller weiß-roter Farbwechsel erreicht werden.

Über hundert verschiedene Ornamente sind in Bebenhausen gebrannt worden. Sie zeigen eine Vielfalt an geometrischen Flechtwerkmotiven, abstrakte bis naturalistische Blatt- und Pflanzenmotive, Tiermotive und Fabelwesen. Motive, die uns in der Or-

namentik der Glasfenster, in Steinmetzarbeiten oder bei Wandmalereien im Kloster selbst, aber auch in anderen Zisterzienserklöstern wiederbegegnen. Musterbücher können die Vorlagen geliefert haben, und es ist bezeichnend, daß die wenigen erhaltenen mittelalterlichen Musterbücher aus Zisterzienserklöstern stammen.

Eine Fliese in Bebenhausen zeigt das heraldische Motiv der böhmischen Lilienkrone. Sie wurde möglicherweise eigens für das sogenannte «Ferdinandszimmer» hergestellt, ein Raum neben dem Dormitorium, der für den Aufenthalt des Habsburgers Ferdinand von Böhmen in Bebenhausen im Jahr 1532 neu ausgestattet wurde.

Die schönsten Beispiele im Kloster sind die rot-grauen Rosetten, die abwechselnd mit ausschließlich roten Rosetten in den Feldern des Dormitoriumsbodens verlegt wurden. Eine Besonderheit und ohne Vergleich in Deutschland sind hier die grauen Inkrustationen auf den zentralen Viertelskreisfliesen.

Die überaus reiche Vielfalt der Ornamente und die technische Raffinesse in der klostereigenen Produktion legen beredtes Zeugnis ab vom großen Wissen und Können und dem hohen künstlerischem Anspruch der Zisterzienser in Bebenhausen.

*Ursula Schwitalla*

#### *Sand, Asche und moderne Technologie: Klösterliche Glasproduktion im Schönbuch*

Das ausgedehnte Waldgebiet des Schönbuchs, in dem das Kloster Bebenhausen errichtet wurde, stellte für die Mönche einen erweiterten Wirtschaftsraum mit bedeutenden Ressourcen dar. Dies belegt eindrücklich schon die erste im Zusammenhang der Gründung erhaltene Urkunde von 1187, in der durch Herzog Friedrich von Schwaben mit der Übertragung ausgedehnter Holznutzungsrechte im Schönbuch an das Kloster für die Mönche ein nachhaltiger Zugriff auf diese Ressourcen sichergestellt wird. Durch eine in den letzten Jahren durchgeführte Ausgrabung kann nun nachvollzogen werden, in welcher Weise das Kloster im ausgehenden Mittelalter davon Gebrauch gemacht hat.

Daß das Kloster Bebenhausen eine Glashütte betrieben hat, auf die es auch Hinweise in den Schriftquellen gibt, hatte der an der Geschichte des Klosters und des Schönbuchs sehr interessierte Forstrat Friedrich August von Tscherning schon im letzten Jahrhundert ermittelt und festgehalten. Da seine Aufzeichnungen nicht publiziert wurden, waren seine Erkenntnisse wieder verlorengegangen; und





*Der Glasschmelzofen der Glashütte im Goldersbachtal. Vorne die Schüröffnung mit davorliegender Pflasterung, dahinter das Ofenfundament mit den vom verbrannten Glas überzogenen Ofenbänken. Hinten rechts der Kühllofen.*

nicht mehr bekannt war auch, daß er diese Glashütte entdeckt und darin gegraben hatte, wobei er neben Tiegelbruchstücken und Glasfragmenten auch eine Münze, einen württembergischen Heller von 1431, fand. Die Funde sind nicht erhalten, auch der Standort der Glashütte war vergessen.

Durch einen Zufall konnte er vor einigen Jahren über Lesefunde im Bach und auf einer kleinen Wiese wiederentdeckt werden. Georadar und geomagnetische Prospektionen bestätigten die Lokalisierung und ließen auf mehrere Ofenplätze schließen. Die Hütte liegt ca. 5 km nördlich von Bebenhausen im kleinen Goldersbachtal, auf einer Wiese von 60x70 m Fläche, ca. 1,5 m über der Talsohle. Bisher konnte sie in zwei Grabungskampagnen in Teilen untersucht werden, wobei wichtige

Erkenntnisse zur Technologie der Glasherstellung im Spätmittelalter, aber auch zum Betrieb der Hütte gewonnen wurden.

#### *Mittelalterliche Glasherstellung im Goldersbachtal*

Über die technischen Vorgänge der Glasproduktion und das Aussehen der Öfen im Mittelalter sind wir durch Bildquellen recht gut unterrichtet, insbesondere durch die Darstellung einer böhmischen Glashütte aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts. Die Lage der Glashütten war standortgebunden. Sie wurden dort errichtet, wo Quarzsand und eventuell Kalk als Rohmaterial, vor allem Holz zur Befehuerung und zur Gewinnung der Asche als Flußmittel vorhanden waren.

Im Schmelzofen wurde die Glasmasse bei einer Temperatur von mindestens 1100 Grad geschmolzen. Sie wurde dann von den Glasbläsern mit ihren Pfeifen dem Ofen entnommen und durch Auftreiben zu den verschiedensten Hohlglasformen verarbeitet. Die Fertigprodukte mußten im sogenannten Kühllofen langsam heruntertemperiert werden, damit sie nicht zersprangen. Meist gab es sogenannte Nebenöfen, zum Brennen der Tiegel, zum Vorschmelzen der Glasmasse als sogenannter Fritte oder zur Flachglasherstellung.

Bei der Grabung konnte ein großer Glasschmelzofen mit 5x3,5 m Außenmaßen vollständig ergraben werden. Die Ofenkuppel war aus Lehm und Sandsteinen unter Verwendung von zahlreichen Tiegelbruchstücken aufgebaut. Von der Ofenkonstruktion waren mehrere der aus Schamotte gefertigten Verwahrungen der Ofenöffnungen erhalten. Der Schürkanal in der Mitte, in dem gefeuert wurde, wurde beidseitig von den Ofenbänken begrenzt, auf denen die Tiegel mit der Glasmasse standen. Hier waren die Ofenbänke mit dicken Schichten von herabgelaufenem und verbranntem Glas überzogen. Die Befehuerung erfolgte von Osten, hier lag das Schürloch mit einer Pflastervorlage zum Sammeln der Asche aus dem Ofen zwecks Weiternutzung als Flußmittel. Beidseits befinden sich aus Sandsteinplatten gefügte Kästen, wovon der eine, nördlich des Ofens liegende, nach den Rückständen im Inneren zu schließen, ein Behälter für den Sand oder das Kalk-Sand-Gemisch war, das als Rohmaterial für die Glasmasse diente. Die Funktion des auf der anderen Längsseite des Ofens liegenden Kastens ist noch nicht geklärt. Weitere Eintiefungen waren vermutlich Wasserbehälter. Zugehörig ist ein mit Abwärme aus dem Hauptofen beheizter Annexofen, bei dem es sich sicher um den Kühllofen gehandelt hat.



*Bruchstück eines Schmelztiegels mit Resten der erstarrten Glasmasse.*



*Teil eines Modells zur Herstellung von sogenannten Kreuzrippenbechern, die in einer Form geblasen wurden.*

Auf der Hangseite wird der Ofen kreisförmig von einer Drainage umgeben, die zur Ableitung des Hangwassers und Trockenlegung des Platzes diente. Zugehörig waren mindestens zwei Nebenöfen, wahrscheinlich zum Brennen der Schmelztiegel. Mächtige Pfostengruben gehören zu einer Überdachung der Hütte, wie sie auch auf alten Abbildungen von Glashütten zu sehen ist.

#### *Arbeitsteilig organisierte Massenproduktion*

Es handelt sich um eine im Vergleich zu anderen ergrabenen Glashütten technisch sehr ausgereifte erscheinende Anlage, die zudem offenbar einen bereits arbeitsteilig organisierten Produktionsablauf und die Herstellung großer Mengen von Gläsern in rationeller Arbeitsweise ermöglichte. In einem Ofen wurden an der Nordseite Hohlgläser, an der Südseite das Flachglas für Fensterverglasung produziert, wie sich an der entsprechenden Fundkonzentration von Abfallglas zeigt.

Zahlreiche Funde erlauben weitere Aussagen sowohl zum Produktionsablauf wie zur Produktpalette. Zum ersteren gehören Bruchstücke der Glasmacherpfeifen aus Eisen, Glasabfall wie Glastropfen und Glasschlacke in sehr großen Mengen und Bruchstücke der Schmelztiegel, deren Größe mit einem Durchmesser von bis zu 60 cm wiederum auf eine Produktion in großem Umfang schließen läßt. Modelbruchstücke, darunter ein Doppelmodell zur Herstellung sogenannter Kreuzrippenbecher, belegen ebenso wie die Fragmente weiterer Trinkgläser in verschiedenen Formen, daß diese Hohlgläser einen wichtigen Anteil der gefertigten Produkte darstellen. Zu den Hohlglasformen gehören auch verschiedene Arten von Flaschen. Das Spektrum der produzierten Hohlgläser gehört insgesamt zu einem Formenrepertoire, das sich der zweiten Hälfte

des 15. bis zum beginnenden 16. Jahrhundert zuweisen läßt. Damit ist der Zeitraum festgelegt, in dem diese Hütte im Goldersbachtal produziert hat. Wie die zahlreichen gefundenen Überreste zeigen, wurde offenbar in sehr großen Mengen auch sogenanntes Flachglas hergestellt, das für die Fensterverglasung Verwendung fand. Dazu wurden durch Aufblasen große zylinderförmige Hohlgläser hergestellt. Nach Entfernung von Boden und oberen Ab-



*Mittelalterliche Glashütte; Miniatur des frühen 15. Jahrhunderts.*



Bruchstücke verschiedener Flaschenformen, die in der Glashütte hergestellt wurden.

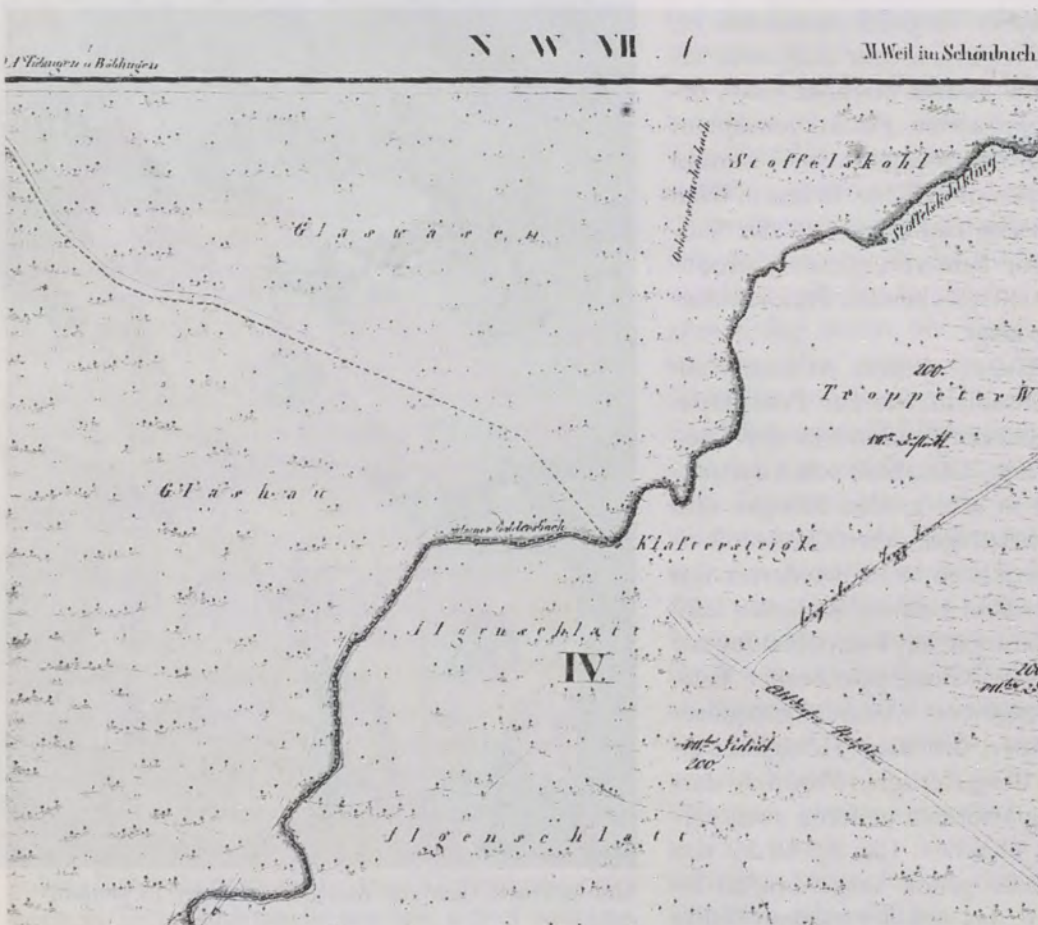


Überreste des aus Ton gefertigten Haushaltsgeschirrs der Glasbläserfamilien.

schluß wurden diese längsseitig aufgeschnitten und in einem besonderen Ofen, dem sogenannten Streckofen – seine Aufdeckung steht bei der Glashütte im Schönbuch noch aus – unter erneuter Erwärmung zu Scheiben ausgewalzt. Diese konnten dann zu kleinen rautenförmigen Scheiben zerschnitten und mit Hilfe von Bleistegen zu Fensterscheiben zusammengesetzt werden.

Die Bebenhäuser Glashütte war mit hoher Wahrscheinlichkeit als Saisonbetrieb organisiert. Die

Glasmacher lebten während der Arbeit mit ihren Familien bei der Hütte im Schönbuch. Auch wenn ihre Wohnhäuser noch nicht eindeutig lokalisiert sind, wissen wir etwas über ihre Lebensbedingungen. So bezeugen Funde von Ofenkacheln, daß für eine Heizmöglichkeit mittels Öfen in den Wohnstuben gesorgt war. Keramikbruchstücke von Küchen-, Tafel- und Vorratsgeschirr geben einen Einblick in das Alltagsleben der Menschen, die hier arbeiteten.



Flurkarte des 19. Jahrhunderts. Kleines Goldersbachtal – der Bach ist rot markiert – mit Flurnamen «Glashau» und «Glaswasen» sowie der Rheinstraße («Aldorfer Straße»). Die Glashütte liegt bachabwärts in geringer Entfernung von der Stelle, wo die Straße das Tal kreuzt.

Diese auf Massenherstellung orientierte Glashütte produzierte wohl nur zu einem kleinen Teil für den Eigenbedarf des Klosters Bebenhausen. Die Masse der hergestellten Produkte war für den Verkauf bestimmt. Die Mönche nützten also die Ressourcen des Waldes und die Technologie der Glasherstellung als Geldeinnahmequelle, wie dies auch für andere Klöster bezeugt ist, z. B. für Adelberg, das Glashütten im Nassachtal bei Uhingen betrieb, oder das Zisterzienserkloster Pastzo in Ungarn. Unter finanziellem Aspekt war die Glasherstellung deshalb besonders interessant, weil zur Feuerung alles Holz verwendet und so auch ein schon weitgehend devastierter Niederwald gewinnbringend vermarktet werden konnte.

Ein weiterer wichtiger Faktor mußte jedoch gewährleistet sein, wenn diese Vermarktung gelingen sollte, nämlich die Anbindung an einen Verkehrsweg, über den die Produkte der Glashütte schnell und sicher zum Verbraucher gelangen konnten. Unter diesem Aspekt erscheint der Standort der Glashütte keineswegs zufällig gewählt, denn sie liegt in unmittelbarer Nähe der sogenannten «Rheinstraße», einer mittelalterlichen, vielleicht schon römischen Fernstraße von den Alpen ins Rheinland, die den Schönbuch quert. Die Glashütte war damit optimal an das Fernverkehrsnetz angebunden. Dies zeugt von der Umsicht, mit der das Kloster bei diesem Unternehmen vorgegangen ist.

Durch die Nennung einer Glashütte in der Korrespondenz des letzten Bebenhäuser Abtes Johann von Fridingen ist sie sicher mit dem Kloster verbunden. Die Produktion kam spätestens nach dessen Auflösung in der Reformation zum Erliegen. Die Glasmacher wanderten ab, und die Hüttenanlage muß schnell verfallen sein. Denn schon in der Gaderschen Forstkarte von 1596 finden wir keine Spur mehr davon, ebenso wenig wie der Standort in der Forstkarte von Andreas Kieser festgehalten ist, die ein Jahrhundert später entstand. Lediglich die Flurnamen «Glaswasen» und «Glashau» haben die Erinnerung an die Glasproduktion im kleinen Goldersbachtal bis ins 19. Jahrhundert bewahrt.

*Barbara Scholkmann*

ANMERKUNGEN:

- 1 Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 284, Abt. 9, Bü 181.
- 2 Ebenda A 303, Bd. 1323.
- 3 Christ, Karl: Die Schönauer und Lobenfelder Urkunden von 1142–1225. In: Mannheimer Geschichtsblätter (1905), Sp. 198–191.
- 4 Bernhard von Clairvaux, Apologie an den Abt Wilhelm. In: Bernhard von Clairvaux, Sämtliche Werke lateinisch/deutsch, Innsbruck 1992, II, S. 197.



*Halbrunde Verwahrung einer Öffnung im Ofen zur Entnahme der Glasmasse durch die Glasbläser.*

## Exkursionen

Vom 18. Juli bis 11. Oktober 1998 findet im Kloster Bebenhausen die große Jubiläumsausstellung «**ORA ET LABORA – Die Zisterzienser in Bebenhausen**» statt. Im Rahmen seines Exkursionsprogramms zum 900 jährigen Jubiläum des Zisterzienserordens besucht der Schwäbische Heimatbund auf den folgenden Tagesfahrten diese Ausstellung:

**8. August 1998:** Bebenhausen – ein Zisterzienserkloster und seine Klosterherrschaft  
Führung: Dr. Alexandra Fessler  
Abfahrtsorte: Leutkirch, Wangen, Ravensburg, Biberach

**12. August 1998:** Die Klosterherrschaft Bebenhausen  
Führung: Prof. Dr. Wilfried Setzler  
Abfahrtsorte: Stuttgart, Tübingen

Die ausführlichen Reisebeschreibungen entnehmen Sie bitte unserer Programmbroschüre 1998 (Reisen Nr. 45 und 46).  
Information und Anmeldung:

Tel. (07 11) 2 39 42 11

# Martin Klumpp Die Stuttgarter Stiftskirche: eine lebendige Geschichte

Dorfkirche – Stadtkirche – Stiftskirche – Residenzkirche – Bürgerkirche. So könnte man die architektonische und kulturelle Geschichte der Stuttgarter Stiftskirche beschreiben. Sie ist – vor allem im Äußeren – das älteste steinerne Zeugnis und das wichtigste Wahrzeichen der Landeshauptstadt Stuttgart. Der Reiz eines solchen Bauwerks besteht auch darin, daß Spuren aus verschiedenen Jahrhunderten zusammengewachsen sind und eine Einheit bilden.

Als Graf Ulrich, der Stifter, Stuttgart im 13. Jahrhundert zur Stadt erhob, wurde aus der mittelromanischen Dorfkirche eine spätromanische, dreischiffige Stadtkirche, die der erhaltenen Kirche in Faurndau ähnlich sein könnte. Im 14. Jahrhundert verlegte Graf Eberhard I. die Grablege des Hauses Württemberg von Beutelsbach nach Stuttgart, errichtete hier seine Residenz und berief die Chorherren aus Beutelsbach an die hiesige Kirche.

Dementsprechend wurde ein frühgotischer Chor errichtet, der an Höhe und Baumasse über die romanische Basilika dominierte. Bedauerten die Menschen damals den Abriß der romanischen Apsis mit all ihren Fresken und Kunstwerken?

Stift und Residenz verlangten schon bald ein größeres Langhaus, das im 15. Jahrhundert als spätgotische Staffelhalle unter dem bis heute durchgehend großen Dach errichtet wurde. Wieder ging wertvolle romanische Bausubstanz unwiderbringlich verloren.

Das berühmte Aposteltor, der mächtige Westturm, ein Lettner zwischen Langhaus und Chor und viele Altäre prägten das damalige Aussehen der Kirche. Die Aufstellung der spätgotischen Kanzel – fast in der Mitte der Kirche – bedeutete einen starken Eingriff. Die Entwicklung von der «Meißfeierkirche» zur Predigtkirche wurde spürbar.

Mit Einführung der Reformation veränderte sich die Innenraumgestaltung wieder tiefgreifend. Gegen den Widerstand der Stiftsherren wurden die «katholischen Bilder» und Altäre beseitigt. Durch den Einbau von Emporen und durch die dichte Aufstellung eines Gestühls veränderte sich der Raumeindruck völlig. Die Verwandlung von der Stifts- zur Residenzkirche wurde durch die Errichtung der Grafenstandbilder, einer Fürstenloge und durch den Abbruch des Lettners besonders dokumentiert.

Auch im 19. Jahrhundert wurde die Stiftskirche entsprechend dem damaligen Zeitgeschmack zur

«guten Stube» des Stuttgarter Bürgertums umgestaltet. Das Chorgewölbe wurde durch ein neugotisches Netzgewölbe aus Holz und Stuck ersetzt.

## *Zerstörung und Wiederaufbau*

Waren die seitherigen Umgestaltungen, Erweiterungen und Erneuerungen immer begründet durch die innere Entwicklung der Stadt, so bedeuteten die Zerstörungen bei den Fliegerangriffen im Juli und September 1944 fast einen Abbruch dieser Geschichte. Die Türme waren einsturzgefährdet, alle Gewölbe, der größte Teil der Säulen, viele Fenstermaßwerke, Denkmäler und fast die ganze Südwand lagen am Boden. Die Zerstörungen waren tiefgreifender als an den großen Kirchen in Nürnberg, München, Ulm oder Hannover.

Bald nach dem Krieg gingen die Meinungen auseinander. Soll die Kirche als ein Zeugnis aus vergangenen Jahrhunderten rekonstruiert werden? Soll die Kirche als Ruine stehen bleiben und so an Krieg und Unrecht erinnern? Oder soll sich der Wiederaufbau an den Erfordernissen einer heutigen Predigtkirche ausrichten?

Nach internen Diskussionen entschlossen sich die Evangelische Gesamtkirchengemeinde Stuttgart und die Evangelische Landeskirche in Württemberg, Professor Hans Seytter mit dem Wiederaufbau zu beauftragen. Im Inneren sollte ein zusammenhängender Predigtraum entstehen, der vorwiegend auf die Kanzel zentriert ist. Für den Chor wählte man ein der Spätromanik nachempfundenen Gewölbe. Im Langhaus sollten Südwand, Dach und Decke, der ganze Innenraum neu konzipiert werden. Überlegt wurde sogar, die Stiftskirche nach Süden zu erweitern und den Altar vor der erhalten gebliebenen Nordwand aufzustellen, d. h. eine Süd-Nordausrichtung zu schaffen.

Als bald wurden von Mitgliedern des Denkmalrats, des Landesdenkmalamts sowie aus der Fachwelt von Kirchenhistorikern und Architekten «grundsätzliche Bedenken» gegen diese Planung vorgebracht. Durch das «Hereinspringen» des Südturms falle der Kirchenraum zu sehr in die Breite. Das breite Schiff und der schmale Chor verlören ihre Beziehung zueinander; das symmetrische Gleichgewicht gerate aus den Fugen.

Durch die Verlegung und Umgestaltung des Aposteltors werde ein bedeutendes Kunstwerk unwi-

derbringlich vernichtet. Die Westempore rage viel zu weit in den Kirchenraum. Die Rechteckfenster an der Südwand seien zu «trocken» und nüchtern. Die geplante Holztonne knüpfe in keiner Weise an die Baugeschichte an, treibe die Kirche noch mehr in die Breite und führe zu akustisch nicht bewältigbaren Verhältnissen. Für die Decke sei es wichtig, daß der Raum an Höhe und Weite gewinne. Der Architekt Gustav Leonhardt, Vater des Erbauers des Fernsehturms, hatte eine dreifach gegliederte, spitzbogige Holzdecke entworfen, bei der die frühere Dreischiffigkeit erkennbar blieb. Zu den Kritikern gehörten vor allem der damalige Leiter des Baurechtsamts der Stadt Stuttgart Dr. Scholl, Mitglieder des Denkmalrates Professor Hanson, Professor Wentzel, der Akustiker Professor Zeller sowie Bau- rat Dr. Koepf.



Das Wahrzeichen Stuttgarts: die Stiftskirche, vom Schillerplatz aus aufgenommen.

Die Historiker forderten allerdings keine historisierende Rekonstruktion. Auch die Entscheidung für einen zusammenhängenden Raum wurde akzeptiert. In einem kunstgeschichtlichen Kolloquium der Deutschen Denkmalspflege, das im Januar 1957 in Stuttgart stattfand, hieß es, *was dahin ist, ist dahin*. Denkmalspflege lohne sich nur dort und sei nur dort *ehrlich und echt, wo wirklich ein Denkmal vorhanden* sei. Alles andere sei *unwirklicher Spuk*. Man empfand die Architektur des Wiederaufbaus jedoch als einen *pietätlosen Kompromiß*, der keine Entscheidung wage zwischen gotisierender Formensprache und moderner Architektur. Gefordert wurde, bei künftigen Maßnahmen *Baumeister von Rang* zu wählen, einen Wettbewerb durchzuführen und einen repräsentativen Kreis von Sachkennern einzubeziehen.

Auch nach der Einweihung prallten unterschiedliche Erfahrungen aufeinander. Der damalige Stiftsprediger Prälat Fritz Hölzel schrieb im Juli 1958 geradezu begeistert: *Zu Predigen ist es in der Stuttgarter Stiftskirche im Vergleich leichter als in der Tübinger. Man hat sozusagen jeden einzelnen Hörer (...) in Reichweite. Es ist fast unglaublich, wie man jeden, auch auf der Empore, erkennt.*

Der Organist Professor H. Liedecke äußerte sich im November 1958 *entsetzt* über die *Trockenheit der Akustik*. Die große Orgel klinge trotz hoher Kosten *klimpriger wie ein Klavier im Kleiderschrank*. Professor Liedecke brachte einen bis heute wichtigen theologischen Einwand. Die Stiftskirche solle zwar eine *Kirche des Worts* bleiben, das kultische Wort umfasse jedoch *den Raum und den Klang*. *Es muß ein Ausgleich zwischen Wort- und Musikakustik gefunden werden.*

#### *Kirche in der Gegenwart*

Trotz aller Einwände wurde die Stuttgarter Stiftskirche von der Gemeinde «angenommen». Gottesdienstbesucher und Prediger sind geradezu ideal aufeinander bezogen. Die Stiftskirche ist die bestbesuchte evangelische Kirche des Landes. In den vergangenen vierzig Jahren haben sich jedoch Gottesdienstgestaltung und Nutzung der Kirche erheblich weiter entwickelt.

- Die meditativen und liturgischen Elemente wurden verstärkt (Psalmgebet und Integration des Abendmahls im Gottesdienst). Gerade in der säkularisierten Gesellschaft wird vom Kirchenraum mehr Sakralität, mehr Einladung zu Konzentration und Meditation erwartet.
- Im Sinne des «Priestertums aller Gläubigen» wirken immer mehr Menschen singend und spielend an der Gottesdienstgestaltung mit. Die Zahl

und Akzeptanz der kirchenmusikalischen Veranstaltungen hat zugenommen.

- Mit fortschreitender Säkularisierung des Alltags steigt das Bedürfnis nach Gottesdiensten an Werktagen. Die Stiftskirche füllt sich auch an Wochentagen mittags und abends mit Menschen, die sich bei Bibellese, Gebet, Verkündigung und Stille Gott zuwenden.
- In der pluralistischen Gesellschaft nimmt die Zahl der suchenden und fragenden Menschen zu. Der Kirchenraum muß durch seine sakrale Gestaltung und durch die bewußte Anordnung seiner Kunstwerke auch Außenstehende unmittelbar ansprechen. Er braucht außerdem Räume, in denen Einzel- und Gruppengespräche möglich sind.

#### *Renovierung nach vierzig Jahren nötig*

Schon seit Beginn der achtziger Jahre wurde deutlich, daß für die Stuttgarter Stiftskirche eine umfassende Renovierung ansteht. Die PVC-Fußböden, Wandverputz, Sanitär- und Elektroinstallation, Licht und Beleuchtung sind insgesamt sanierungsbedürftig. Im Wandputz verborgener Asbest würde schon bei kleineren Reparaturen große Sanierungsarbeiten auslösen. Viele in der Orgel verwandte Materialien wurden brüchig; und es entstand die Frage, ob die Anschaffung einer neuen Orgel angemessener wäre.

Den Verantwortlichen in der Evangelischen Gesamtkirchengemeinde war klar, daß bei einer Renovierung rasch die Diskussion und die Kritikpunkte aus den fünfziger Jahren wieder aufkommen. Man beschloß, am Bewährten festzuhalten und gleichzeitig die kritischen Anregungen und Vorschläge von damals aufzunehmen.

- Die Gestaltung als zusammenhängender Kirchenraum und die Zuordnung von Kanzel und Gemeinde hat sich bewährt und soll erhalten bleiben.
- Da bei der Wortverkündigung das gesprochene und gesungene Wort zusammengehören, führt eine Alternative «Predigt- oder Konzertkirche» nicht weiter.
- An der Planung der Renovierung sollten regional und überregional anerkannte Experten beteiligt werden.

Die Evangelische Gesamtkirchengemeinde hat deshalb 1993 einen Gutachterwettbewerb ausgeschrieben, in dessen Bewertungsausschuß anerkannte Kirchbauexperten, z.B. Prof. F. Grundmann, Hamburg, Prof. L. Kallmeyer, Münster, Prof. E. Weinbrenner, Nürtingen, Prof. E. Roß-

mann, Karlsruhe, angehörten. Als Fachberater wurden auch Baubürgermeister Prof. H. Bruckmann und zwei Vertreter des Landesdenkmalamts, Prof. Dr. A. Gebeßler und Frau Dipl.-Ing. Clostermann, berufen.

- Die Evangelische Gesamtkirchengemeinde Stuttgart hat in allen Phasen des Verfahrens die Öffentlichkeit durch Pressekonferenzen und Gemeindeveranstaltungen informiert. Der Bewertungsausschuß gibt im April 1994 der Evangelischen Gesamtkirchengemeinde sehr einmütig zwei Empfehlungen: Der von Prof. Dipl.-Ing. Bernhard Hirche vorgelegte Lösungsansatz wird zur weiteren Bearbeitung empfohlen. *Insgesamt stellen die vielfältigen Vorschläge ein in sich stimmiges, intelligentes Gesamtkonzept für eine grundsätzliche Umgestaltung der Stiftskirche dar.* Außerdem betont der Bewertungsausschuß, *daß die längerfristige Stabilität der jetzigen Deckenkonstruktion noch einmal mit besonderer Intensität untersucht und auf ihre Dauerhaftigkeit hin überprüft werden muß.*

- Das im Juli 1995 von Dipl.-Ing. Dr. H. Meissnest, Esslingen, vorgelegte statische Gutachten zur Dach- und Deckenkonstruktion bewirkt in den Gremien der Gesamtkirchengemeinde große Besorgnis. *Das vorhandene statisch bestimmte Tragwerksystem besitzt keinerlei Systemreserven! Die Kriterien einer robusten Konstruktion sind nicht annähernd erfüllt. Eine Änderung des vorhandenen Bauzustandes ohne gleichzeitige Verbesserung der Tragwerksicherheit ist meines Erachtens nicht möglich.*

Kritisiert wurden auch Details der vorhandenen Stahlkonstruktion, an der die Innenraumdecke aufgehängt ist. Zum «Kleinen Einmaleins» des Stahlbaus gehörte einmal die Regel, die grundsätzlich auch heute noch beherzigt werden sollte: «Eine Schraube ist keine Schraube». Im Tragwerk der Dachkonstruktion sind jedoch diese geächteten «Einschraubenanschlüsse» fast die Regel.

- Die Gesamtkirchengemeinde beauftragt anschließend zusätzlich Prof. Dr. Ing. F. Wentzel und Partner mit einem weiteren Gutachten, in dem die in der Zwischenzeit von Prof. B. Hirche entworfene Planung zusätzlich betrachtet werden sollte. Dieses Gutachten relativiert die eingetretenen Befürchtungen und lockert den Handlungsdruck. Bestätigt wird aber, daß die Dachtragkonstruktion der fünfziger Jahre *eine große Zahl von überbeanspruchten Konstruktionsgliedern mit nicht einwandfreien Anschlüssen enthalte.* Das Tragegefüge könnte zusätzliche Lasten, die sich z. B. aus Anforderungen der Akustik oder der Beleuchtung ergeben, nicht aufnehmen. Die Erhaltung der Ton-



nendecke sei zwar technisch möglich, doch *das Ausmaß der Eingriffe (...) würde das originale Dachtragwerk in der Struktur und im Detail grundlegend verändern. Die grundsätzlichen Unzulänglichkeiten der Decke über dem Kirchenschiff im Hinblick auf Akustik, die Lichtführung, das Raumgefüge, den Brandschutz usw. wären dann aber noch immer nicht gelöst* (Gutachten vom 5. 5. 1997).

Die für eine Erhaltung der Tonnendecke benötigten Finanzmittel wären vermutlich nur unwesentlich unter den Kosten für eine neue Deckengestaltung, mit der auch die übrigen Probleme leichter lösbar sind.

### *Neue Innenraumgestaltung der Stuttgarter Stiftskirche*

Die Pläne nach Prof. Bernhard Hirche überzeugen in den Gremien der Evangelischen Gesamtkirchengemeinde und der Evangelischen Landeskirche aus folgenden Gründen:

- Mit der in sich gefalteten, hellen, höheren, dreischiffig gegliederten Innenraumdecke werden viele Vorschläge aus den fünfziger Jahren verwirklicht. Die im Blick auf Raumwirkung, Lichtführung, Akustik und Brandschutz beschriebenen Erwartungen werden erfüllt.



*Stuttgarter Stiftskirche: Blick von der Empore in Richtung Kirchenschiff sowie Altar und Chor, wie er sich heute darbietet.*

Es entsteht mehr Sakralität, in der mehr geistliche Konzentration und eine bessere Beziehung zwischen gesprochener und gesungener Verkündigung möglich werden.

- Der Altar soll wieder dort stehen, wo er auch in der alten Stiftskirche seinen Platz hatte. Er rückt näher zur feiernden Gemeinde und ist auch im Sakramentsgottesdienst Mittelpunkt des Geschehens.
- Durch die Umgestaltung der Decke sowie durch mehr Helligkeit werden Chor und Kirchenschiff besser aufeinander bezogen und zusammengefügt.
- In den Eingangsbereichen entsteht mehr Durchsicht und Durchlässigkeit, so daß der Besucher unmittelbar beim Betreten der Kirche den Sakralraum wahrnimmt.
- Die Aufstellung der Grabdenkmäler und Kunstwerke wird daraufhin überprüft, ob diese Kunstwerke durch eine andere Anordnung im Raum mit ihrer geistlichen und theologischen Aussage mehr zum Zuge kommen.
- Durch eine Neuverglasung der Fenster an der Südwand soll der Innenraum insgesamt heller und freundlicher werden. Die Fenster an der Nordwand mit den Prophetengestalten und die Fenster im Chor bleiben unverändert.
- Durch einen zusammenhängenden Steinfußboden mit Fußbodenheizung wirkt die Kirche in sich zusammenhängender und größer.
- Die neue Orgel soll in weiten Teilen aus der Turmstube herausverlegt werden, so daß sie ihren Klang besser entfaltet. Das Gehäuse wird so gestaltet, daß der große gotische Bogen an der Westwand deutlicher sichtbar wird.
- Für die vielen Mitwirkenden bei Gottesdiensten und Konzerten, für Einzel- und Gruppengespräche, sowie für Kinderbetreuung während der Gottesdienste soll an der Südseite der Kirche ein Untergeschoß angelegt werden.

In einem ersten Entwurf hatte Prof. B. Hirche einen filigranartigen, modernen, von der alten Stiftskirche bewußt abgesetzten Anbau vorgeschlagen. Dieser Anbau wäre aber ein zu starker Eingriff in das gewohnte Stadtbild zwischen Marktplatz und Schillerplatz gewesen.

### *Diskussion und Entscheidung*

Der Gesamtkirchengemeinderat der Evangelischen Gesamtkirchengemeinde Stuttgart hat in seinen Sitzungen Dezember 1996 und März 1997 den Entwürfen für die Innenraumgestaltung mit großer Einmütigkeit zugestimmt. Gleichzeitig hat er den

Bedarf von Nebenräumen bekräftigt, aber im Blick auf einen geplanten Anbau um Alternativentwürfe gebeten. Im Verlauf des Genehmigungsverfahrens haben der Evangelische Oberkirchenrat, der Synodalausschuß für die Vergabe landeskirchlicher Mittel, der Stadtplanungsausschuß und der Umweltausschuß der Stadt Stuttgart von diesen Planungen zustimmend Kenntnis genommen.

In den öffentlichen Diskussionen wurden von zwei Gruppen von Bürgerinnen und Bürgern unterschiedliche Alternativen vorgeschlagen und propagiert. Auf der einen Seite wurde eine möglichst vollständige Rekonstruktion der früheren, gotischen Stiftskirche gefordert. Andere Bürgerinnen und Bürger erhoben die Frage, ob jetzt eine umfassende Sanierung nötig sei oder ob durch einfache Reparaturen der jetzige Zustand erhalten werden könnte.

Die Gremien der Evangelischen Gesamtkirchengemeinde Stuttgart sind nach vielen Diskussionen und Analysen dennoch bei der vorliegenden Planung geblieben. Eine gotische Rekonstruktion hätte den Abbruch weiter Teile der jetzt vorhandenen Stiftskirche bedeutet, z. B. der Südwand. Für die Gemeinde, die sich an die Vorzüge des zusammenhängenden Kirchenraums gewöhnt hat, würde eine Regotisierung einen unzumutbaren Rückschritt bedeuten.

Schon in den Diskussionen der fünfziger Jahre haben die Denkmalschützer betont, daß nicht vorhandene Denkmäler nicht mehr geschützt werden könnten; ein gotischer Nachbau wäre auch im Sinne der Denkmalpflege unangemessen.

Der bauliche Zustand, die Vielzahl an Maßnahmen, das komplizierte Geflecht zwischen Dach- und Deckenerneuerung, Akustik und Raumgefüge ließ es günstiger erscheinen, alle Maßnahmen zusammenhängend durchzuführen.

Die Vertreter der Denkmalpflege haben die Qualität des vorliegenden Entwurfs nicht in Frage gestellt, gleichzeitig aber darauf verwiesen, daß die Gesamtlösung aus den fünfziger Jahren – trotz der damaligen Kritik von Seiten des Denkmalschutzes – in der Zwischenzeit denkmalgeschützwürdig geworden sei und gerade in ihrem Zusammenhang konserviert werden sollte.

Obwohl mit der jetzigen Planung viele Forderungen des Denkmalschutzes der Nachkriegszeit aufgenommen werden, ist eine Zustimmung heute nur dann möglich, wenn die Landeskirche bzw. die Kirchenleitung ausdrücklich darlegt, daß die Eingriffe in den jetzigen Bestand durch gottesdienstliche Belange begründet sind. Der Evangelische Oberkirchenrat hat sehr deutlich geäußert, daß – vor allem



*Geplante Renovierung der Stuttgarter Stiftskirche als Computer-Simulation. Blick von der Empore in das Kirchenschiff und in Richtung Altar und Chor. Die neue Decke verfügt über eine filigrane Tragstruktur.*

nach den theologischen und liturgischen Entwicklungen in den letzten Jahrzehnten – der evangelische Gottesdienst als ein ganzheitliches Geschehen verstanden wird, bei dem das gesprochene und gesungene Wort, Akustik, Raumeindruck, Licht und Höhe des Raumes zusammenwirken.

Die Gemeinde werde im Gottesdienst nicht nur belehrt, sondern sie erlebe in der Feier des Gottesdienstes die Gegenwart des gekreuzigten und auferstandenen Christus. Nach evangelischem Verständnis kann dies zwar in jedem Raum gefeiert werden. Im Blick auf die Zentralfunktion und Bedeutung der Stuttgarter Stiftskirche sollte die Innenraumgestaltung jedoch sehr hohen liturgischen und gottesdienstlichen Erwartungen entsprechen. Die Kirche nimmt auch in kirchenmusikalischen Veranstaltungen, an denen viele Gemeindeglieder aktiv beteiligt sind, ihren Verkündigungsauftrag wahr.

Das Denkmalschutzgesetz des Landes Baden-Würt-

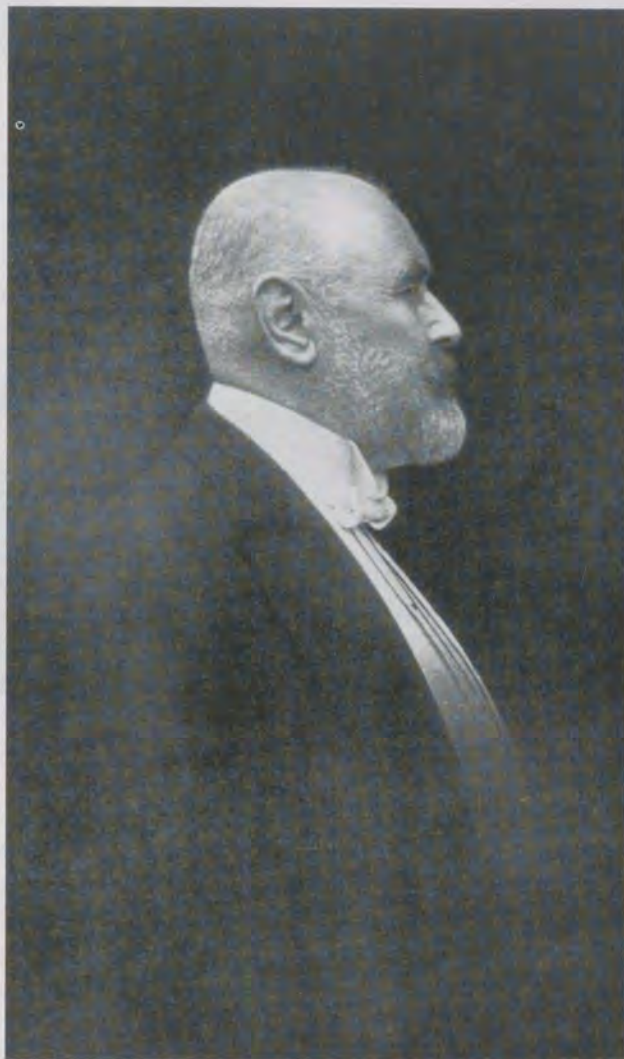
temberg räumt bei der Innenraumgestaltung von Kirchen den *gottesdienstlichen Belangen* einen hohen Stellenwert ein. Dementsprechend hat das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg auf einen Teil seiner Einwände gegen Veränderungen an der Bausubstanz aus den fünfziger Jahren verzichtet. Im Blick auf viele andere Details, z. B. endgültige Aufstellung der Orgel, Gestaltung der Emporenbrüstung und der Eingangsbereiche, Kanzel, Fenster und Farbgebung, werden einvernehmliche Lösungen erarbeitet.

Aus diesen Gründen wurde eine Baugenehmigung erteilt. Mit vielen Aktionen und Veranstaltungen wirbt die Evangelische Gesamtkirchengemeinde um Spenden. Außerdem soll im Rahmen einer Vortragsreihe an sechszehn Abenden im Stuttgarter Hospitalhof die bauliche, theologische und kulturelle Geschichte der Stuttgarter Stiftskirche dargestellt werden.

## Werner Zeeb Zum 150. Geburtstag: König Wilhelm II. von Württemberg

Am 25. Februar 1848 wurde im Prinzenbau zu Stuttgart, dem heutigen Justizministerium am Schillerplatz, Prinz Wilhelm von Württemberg geboren, der von 1891 bis 1918 als Wilhelm II. Württembergs letzter und wohl beliebtester König gewesen ist. Daß ihm 1990 als einzigem der 1918 entthronten deutschen Monarchen vor seinem privaten Wohnsitz, dem Wilhelmspalast, heute Wilhelmspalais, ein Denkmal errichtet wurde, ist Zeugnis für das große Ansehen, ja für die Verehrung, die dieser Landesfürst weit über seinen schon 1921 erfolgten Tod hinaus genießt. Es ist eine Pflicht der Pietät und Dankbarkeit, dieses 27 Jahre das Königreich Württemberg mit Milde, Weisheit und vornehmer Gesinnung regierenden Staatsoberhauptes zu gedenken.

Vor Jahrzehnten erzählte mir ein längst verstorbener Kollege eine interessante Begebenheit aus dem Jahr 1914. In den turbulenten Mobilmachungstagen im Sommer dieses verhängnisvollen Jahres war er, ein junger Theologiestudent, inmitten einer begeisterten Menge in Stuttgart. Diese patriotisch bewegte Masse zog zum Wilhelmspalais, um dem geliebten König eine Demonstration der Treue und Vaterlandsliebe darzubringen und begann, sich auf dem Charlottenplatz postierend, spontan vaterländische Lieder zu singen, wahrscheinlich *Die Wacht am Rhein*, das damals noch als nationales Volkslied geltende Deutschlandlied und wohl auch die württembergische Königshymne *Heil unserem König*, *Heil nach der Melodie von Heil dir im Siegerkranz*, das heißt eigentlich *God save the King*, denn die britische und die deutschen Hymnen wurden nach derselben Melodie gesungen. Die begeisterte Versammlung glaubte, in einen gerechten, aufgezwungenen Verteidigungskrieg zu ziehen, und war in großer, operfbereiter Aufbruchsstimmung. Nach längeren, immer enthusiastischer werdenden Gesängen wurde die Doppeltür unter dem Säulenvorbau des Palais geöffnet. Die Wachposten salutierten, und heraus trat im Gehrock und mit Zylinderhut die würdige und vertraute Gestalt des Königs. Er schritt dann allen sichtbar nach vorne, hörte mit ernster Miene eine Weile zu, bis der Gesang verstummte. Dann zog er langsam und feierlich den Zylinderhut vom Haupt und verbeugte sich stumm vor der Menge. Sein Gesicht hätte aber einen solch ernsten, ja tieftraurigen Ausdruck gezeigt, daß es die Menschen wie ein kalter Schauer überlief, und die Kriegsbegeisterung war plötzlich wie verfliegen.



König Wilhelm II. von Württemberg, aufgenommen vor dem Ersten Weltkrieg.

Der König ging wieder zurück, und die Menge verzog sich seltsam ernüchert.

Diese mündliche Überlieferung zeigt deutlich, wie entsetzt der König von Württemberg über den leichtsinnig von Österreich provozierten, vom Deutschen Reich geduldeten und von Rußland forcierten Kriegsausbruch war. Er hätte sicher keine Kriegserklärung unterschrieben. Aber seit den Verträgen vom November 1870 und der Proklamation des zweiten Kaiserreichs am 18. Januar 1871 lag die Entscheidung über Krieg und Frieden allein in Berlin. König Wilhelm II. war weder begeistert, noch gab er sich Illusionen hin. Als er mit Königin Charlotte am 6. August 1914 im Hof der Rotenbühlkaserne bei einem Feldgottesdienst die württembergi-

schen Truppen ins Feld verabschiedete, da liefen dem sensiblen Mann mehrmals die Tränen herunter, zum Schrecken mancher martialischen Offiziere. Aber dieser König wußte, was Krieg bedeutet, und daß er ein Unglück war. In den kommenden viereinhalb Kriegsjahren spricht sich in seiner Korrespondenz stets die Sorge um seine württembergischen Soldaten und ein echter, tiefer Schmerz über die vielen Gefallenen und Verwundeten und ihre Familien aus. Auch das zeigt den Charakter dieses so menschlich und christlich fühlenden Monarchen im besten Licht.

Was war nun eigentlich das Charisma dieses Königs, der bis zum 8. November 1918 beinahe täglich ohne Begleitung mit seinen beiden Spitzerhunden durch Stuttgart spazieren ging, von jedermann respektvoll begrüßt? Er war trotz seiner großen Volkstümlichkeit kein Mann wie der furchtbar sächelnde letzte König von Sachsen, denn erstens sprach er ein völlig akzentfreies Hochdeutsch, und zweitens machte er sich nie absichtsvoll gemein. Er war nicht der Volksopa, zu dem ihn oft die populäre Legende stempeln will, sondern er war eigentlich ein großer Herr – ein Grandseigneur –, der es nicht nötig hatte, groß zu tun. Er blieb, bei aller

noblen Einfachheit, die Majestät, aber eben eine Majestät, zu der alt und jung Zutrauen, Vertrauen, ja Liebe hatten.

Woher kam dies? Der junge Prinz Wilhelm, Neffe und Thronerbe des kinderlosen Königs Karl, der von 1864 bis 1891 regierte, wird zwar als ein sympathischer, feinfühlig und gebildeter Mann geschildert, zeigte aber eigentlich wenig Lust zum Regentenamt und lebte mehr seinen privaten Neigungen. Er führte von 1877 an mit seiner Gemahlin Marie von Waldeck und Pyrmont eine wirklich glückliche Ehe, meist in der bescheidenen Villa Marienwahl in Ludwigsburg, erfreute sich mit ihr an der Tochter Pauline und war tiefbetrübt über den Tod seines halbjährigen Söhnchens Ulrich. Zu seinem großen Schmerz verstarb Prinzessin Marie bereits 1882. Vier Jahre später ging er eine zweite Ehe mit Prinzessin Charlotte von Schaumburg-Lippe ein, die kinderlos blieb, aber von gegenseitiger Achtung getragen war.

Zum Kummer seines Onkels ließ der Prinz bald sein militärisches Kommando ruhen. Seine privaten Passionen waren durchaus aristokratische: Er liebte die Jagd, hielt sich einen Rennstall und förderte mit echter Anteilnahme das Kgl. Hoftheater. Politisch



*König Wilhelm II. verabschiedet die württembergischen Truppen. Feldgottesdienst am 6. August 1914 im Hof der Stuttgarter Rotbühlkaserne.*

war er zurückhaltend und galt bei seiner Thronbesteigung 1891 als unbeschriebenes Blatt. Umso beachtlicher ist es, wie er binnen weniger Jahre sich als Monarch Respekt, ja Verehrung und Liebe im Land erworben hat. Er hielt sich zwar oft diskret im Hintergrund, aber er hat in vertrauensvoller Zusammenarbeit mit seinen Premierministern Mittnacht und Weizsäcker das Land wirklich regiert. Sein maßvoll abwägendes Urteil gab den Ausschlag. Er war über alles bestens orientiert, und niemand konnte ihm etwas vormachen. «Besonnener Fortschritt» war das Regierungsprogramm dieses wahrhaft konstitutionellen Monarchen.

Durch die Verfassungsreform von 1906, die die zweite Kammer des Landtags zu einer reinen Volksvertretung machte, und durch die Abschaffung der geistlichen Schulaufsicht trug er den Erfordernissen der Zeit Rechnung, ohne sich je dem Zeitgeist völlig zu beugen. Diese weise Regierung gereicht ihm zur Ehre, aber erklärt noch nicht seine allgemeine Beliebtheit. Vielleicht ist eine Briefstelle des Kaisers Franz Joseph an seine Gemahlin Elisabeth ein Schlüssel zum Geheimnis. Im Januar 1893 vermählte sich Herzog Albrecht von Württemberg, der präsumtive Thronfolger des söhnelosen Königs, in Wien mit der Erzherzogin Margarete Sophie, einer Nichte Franz Josephs. Der Kaiser empfing samt allen Erzherzögen das Königspaar im Westbahnhof mit militärischen Ehren und fuhr dann mit ihm in die Hofburg, wo die Erzherzoginnen und der Hofstaat vorgestellt wurden. Darüber schreibt der Kaiser am 24. Jänner 1893: *Wieder Begrüßung, Vorstellungen, die Majestäten bewunderungswürdig aimable, gesprächig, sicher im Auftreten und sich schnell in dem ungeheueren Gewurstel von Namen und Personen auskennend. Es geht ihnen alles leicht und natürlich.*

Vielleicht verbirgt sich hinter dem Lob des stets formvollendeten, aber etwas steifen Kaisers auch ein wenig Neid, denn es stecken Talent und persönliche Leistung hinter der Liebenswürdigkeit von Monarchen, denen *alles leicht und natürlich geht*. Das aber war König Wilhelms Kunst oder Gabe, daß er an Menschen echtes Interesse nahm, auf sie einging und ihnen in Gesprächen, die nie routinemäßig waren, alle Befangenheit nahm. Mit dem König Austausch zu pflegen, war keine Hofpflicht, sondern eine Bereicherung. Dabei hatte der König Zeit für die Muße, für das Hoftheater, die beiden schönen Neubauten von 1912 – Oper und Schauspielhaus –

sind ja sein Werk, für Kunstausstellungen, Pferderennen und dergleichen Vergnügungen der belle époque. Seiner Armee war er ein guter Chef, aber sein Auftreten war kein martialisches, am liebsten ging er in Zivil. Der preußische Gesandte meldete ganz empört nach Berlin, daß der König zum Galadiner zu Kaisers Geburtstag am 27. Januar im Frack erschienen sei. In den letzten Jahren konnte man deshalb öfter in Publikationen über ihn den Ausdruck «Bürgerkönig» lesen.

Das halte ich für falsch. Denn erstens ist dieser Begriff historisch besetzt durch den französischen König Louis Philippe (1830–1848) und weist auf dessen Bündnis mit dem kapitalistischen Großbürgertum hin, und zweitens riecht das Wort nach Popularitätshascherei und Anbiederung. Von beidem aber war bei Wilhelm II. nicht die Spur vorhanden. Er war einfach ein vornehmdenkender, wohlwollender Herrscher, und die Leute merkten das und achteten ihn hoch. Sogar die Sozialdemokraten bescheinigten ihm, daß, bei einer Umwandlung des Landes in eine Republik, Württemberg keinen besseren Präsidenten als den gerade amtierenden Monarchen bekommen könnte.

Es ist anders gekommen. In den Turbulenzen der Novemberrevolution von 1918 war kein Platz mehr für überlegten Anstand. Der König zog sich tief betroffen über die erlebte Treulosigkeit aus Stuttgart zurück. Als letzter der deutschen Monarchen dankte er am 30. November 1918 im Jagdschloß Bebenhausen ab. Sein Scheidegruß ist ein großes menschliches Dokument, das wiederum Würde und Güte zeigt. Es heißt dort unter anderem: *Allen, die mir in 27 Jahren treu gedient oder mir sonst Gutes erwiesen haben, vor allem auch unseren heldenmütigen Truppen, die durch vier Jahre schwersten Ringens den Feind vom Vaterland ferngehalten haben, danke ich aus Herzensgrund, und erst mit meinem letzten Atemzuge wird meine Liebe zur teuren Heimat und ihrem Volk erlöschen. (...) Gott segne, behüte und schütze unser geliebtes Württemberg in alle Zukunft. Wilhelm.*

Am 2. Oktober 1921 ist der vormalige König in Bebenhausen verschieden. Die Anteilnahme an seinem Tod und seinem Begräbnis in Ludwigsburg war überwältigend und hätte auch in der Monarchie nicht größer sein können. Man trauerte wirklich um den Vater des Volkes. Auch heute noch ist die Erinnerung an «Württembergs geliebten Herrn» mit gutem Recht lebendig.

## Ulrich Fellmeth Vor 75 Jahren: Margarete von Wrangell – die erste deutsche Ordinaria in Hohenheim

Am 5. Juni 1923 schreibt Margarete von Wrangell an ihre Mutter: *Ich habe viele Kämpfe in meinem Berufe. Ich bin der (sic!) erste ordentliche weibliche Professor in Deutschland. Bin zudem durch einige wissenschaftliche Größen öffentlich anerkannt worden. Das hat mir die Feindschaft vieler eingetragen; aber mein Institut ist eine Schöpfung, die von dauerndem Wert und Nutzen bleiben wird, und macht mir trotz großer Sorge und Arbeitsüberlastung doch Freude. Jedenfalls weiß ich, wofür ich kämpfe.*

Aus diesem Zitat spricht der Stolz einer Frau, die es im nicht eben frauenfreundlichen deutschen akademischen Betrieb Anfang dieses Jahrhunderts zur ordentlichen Professorin und Institutschefin gebracht hat. Sie erwähnt aber auch Kämpfe und Feinde, die gewissermaßen die Stolpersteine auf ihrem Weg zum akademischen Triumph waren. Auch in ihrer Hohenheimer Zeit wurde sie von den einen gefeiert, von den anderen erbittert bekämpft. Schließlich wurde Margarete von Wrangell postum noch zu einer Vorkämpferin der Frauenbewegung stilisiert. Es gibt also mehrere Gründe, sich mit dem Leben dieser außergewöhnlichen Frau zu beschäftigen. Wenn man sich zudem den Stolz der heutigen Universität Hohenheim vergegenwärtigt, die erste Ordinaria Deutschlands in ihren Reihen gehabt zu haben, dann wird es auch interessant sein, die Hintergründe ihrer Habilitation in und ihrer Berufung nach Hohenheim etwas genauer zu durchleuchten – irgendwo müssen ja die *vielen Feinde* gesessen haben, die ihr so *viele Kämpfe* aufzwangen.

*Studium der Chemie in Tübingen  
und Promotion «summa cum laude»*

Nach dem julianischen Kalender wurde Margarete von Wrangell am 25. Dezember 1876 in Moskau geboren, nach unserem gregorianischen Kalender ist das der 7. Januar 1877, was ihr von ihrer Mutter den Spitznamen «Weihnachts-Daisy» eingetragen hat. Der Vater, Oberst Baron Karl von Wrangell, war, nachdem er sich im Dienst im Kaukasus die Malaria zugezogen hatte, in den Stabsdienst nach Moskau versetzt worden. Er ist dann noch 1886 bis 1888 Militärbezirkschef in Ufa gewesen, doch seine angeschlagene Gesundheit zwang ihn zur Demission; er starb 1889. Nach der Demission des Vaters zog die Familie ins heimatliche Reval. Estland war das Kernsiedlungsgebiet derer von Wrangell. Das

Deutschordensgeschlecht von Wrangell hatte dort immer wieder Staatsmänner, Bischöfe oder Offiziere hervorgebracht, und als die Familie Margaretes nach Reval zog, fand sie Unterstützung bei einer weitverzweigten und einflussreichen Familie.

Vielleicht wurden durch die Mutter – eine weltoffene und fortschrittliche Frau – die Wurzeln für die unangepasste Außergewöhnlichkeit Daisys gelegt. Jedenfalls scheint Margarete von der Mutter immer wieder Unterstützung erhalten zu haben, auch wenn sie sich mehrmals nicht so verhielt, wie dies von einer jungen Baronessa erwartet wurde. Im Jahre 1888 wurde Margarete, zusammen mit ihrer Schwester Marie, in die deutsche Mädchenschule der Baronessa von der Howen in Reval geschickt. In der Schule fällt Margarete durch eiserne Strebsamkeit auf, ihre Lieblingsfächer sind Naturkunde,



*Prof. Dr. Margarete von Wrangell als Chefin des Hohenheimer Pflanzenernährungsinstituts im Jahre 1928.*

Arithmetik und Philosophie. Im November 1894 schließt sie ihre Schulausbildung mit dem Lehrerinnendiplom ab. In den folgenden neun Jahren gibt sie in Reval Privatstunden in Naturwissenschaften und Malerei. In dieser Zeit ist Margarete jedoch weit davon entfernt, den allgemeinen gesellschaftlichen Ansprüchen an eine junge Dame zu genügen. Sehr zum Verdruß ihrer Familie fällt sie auf, indem sie ohne Begleitung im Theater oder auf Tanzveranstaltungen erscheint, Tennis spielt, sich schriftstellerisch betätigt, ja sogar parallel zum altehrwürdigen «Revaler Herrenclub» einen «Revaler Frauenclub» zu gründen plant.

Überhaupt kein Verständnis hat die Familie, als sich Margarete entschließt, im Sommer 1903 Ferienkurse am Botanischen Institut der Universität Greifswald zu belegen. Wiederum erhält sie nur von ihrer Mutter Unterstützung. *Daisys Seitensprung nach Greifswald, den ich ihr von Herzen gönnte, wurde in Verwandtschaftskreisen der strengsten Kritik unterzogen.* Doch durch diesen «Seitensprung» war Margaretes Wissensdurst nicht gestillt worden – im Gegenteil, jetzt hatte sie erst richtig Appetit auf ein akademisches Studium bekommen. Bei Professor W. von Pezold in Heidelberg und bei Professor E. Kayser in Marburg informierte sie sich, wo sie in Deutschland ein Studium der Botanik beginnen könne. Die Antworten waren wenig ermutigend: *Wenn Sie auch nur eine blasse Vorstellung haben würden von der immer noch hier in Deutschland herrschenden Abneigung der Professoren und Studenten gegen studierende Frauen, besonders Ausländerinnen, dann würden Sie erst erfassen, was das zu bedeuten hat, daß in Greifswald keine Frau studiert und daß Sie dort die einzige sein werden.* Der Marburger Professor Kayser gab zu Bedenken: *Unser Botaniker [gemeint ist Professor A. Mayer in Marburg] ist ein Gegner des Frauenstudiums und würde die Dame unter keinen Umständen in seine Vorlesungen und Übungen zulassen. Auch die Stimmung der Studierenden ist, wie auch auf anderen kleineren Universitäten, in denen das Verbindungswesen eine große Rolle spielt, den studierenden Damen abhold, so daß diese hier nicht recht aufkommen.* Beide Professoren rieten Margarete zu einem Studium in Heidelberg, da dort günstigere Bedingungen für ein Studium von Frauen vorzufinden seien. Doch Margaretes Mutter waren Berichte zu Ohren gekommen, nach denen die ersten Abiturientinnen des Stuttgarter Mädchengymnasiums an der Universität Tübingen unter denkbar günstigen Verhältnissen aufgenommen worden waren. Die Mutter entschied: *Tübingen erwies sich als die geeignetste Universität für eine Studentin.*

Zum Sommersemester 1904 nimmt Margarete von Wrangell in Tübingen ihr Studium der Botanik und



Der Vater: Oberst Baron Karl von Wrangell.

Chemie auf, und schon nach einer Woche schreibt sie an Freunde: *Sehr schön, aber recht aufregend war diese erste Woche. Nun habe ich aber überall schon meinen Platz, bin in allen Instituten zu Hause, und meine Konkneipanten in den Hörsälen haben sich an mein Gesicht gewöhnt. In Chemie und bei den praktischen Arbeiten im Botanischen Institut bin ich die einzige Dame, sonst sind wir immer drei.* Im Laufe ihres Studiums wandte sich Margarete immer mehr der Chemie, namentlich der organischen Chemie zu. Nach nur zwei Jahren Studium legte sie 1906 das Verbandsexamen als Chemikerin ab. Nach einem Semester in Leipzig bereitete sie sich seit dem Wintersemester 1907/08 in Tübingen auf ihre Promotion vor. Mit der Arbeit *Isomerieerscheinungen beim Formylglutaconsäureester und seinen Bromderivaten* promovierte sich Margarete im Spätsommer 1909 «summa cum laude» in Chemie.

*Assistentin bei Madame Curie in Paris –  
Leiterin einer Versuchsstation in Estland*

Fast möchte man meinen, Margarete von Wrangell wollte nun dem Verfahren der zünftigen Handwerker- und Kerausbildung folgen: den «Lehrjahren» in Tübin-





Die Mutter: Baronin Ida von Wrangell mit der kleinen Daisy im Jahre 1878.



Margarete von Wrangell als neunjähriges Mädchen.

gen ließ sie drei wissenschaftliche «Wanderjahre» folgen. Zunächst zog es sie ins heimatliche Estland, wo sie in der landwirtschaftlichen Versuchsstation in Dorpat als Assistentin arbeitete. Dann aber boten sich ihr außergewöhnlich verlockende Perspektiven: 1910 beschäftigte sie sich bei dem Chemie-Nobelpreisträger von 1904, Sir William Ramsey, in London und 1911 bis 1912 in Paris bei Madame Curie (Physik-Nobelpreis 1903, Chemie-Nobelpreis 1911) mit Radiochemie, das heißt mit der Herstellung und Verwendung von nuklearen Elementen in kleinsten Mengen. Zwischen London und Paris war sie zudem noch kurzzeitig Universitätsassistentin am Chemischen Institut in Straßburg, namentlich *um mich dort mit dem Lehrbetrieb vertraut zu machen*. Man muß sich die ungeheure Breite der wissenschaftlichen Interessen vergegenwärtigen, die Margarete von Wrangells «Wanderjahre» kennzeichnen. Sie lernt die verschiedensten Gebiete der Chemie und Botanik kennen, arbeitet mit international führenden Wissenschaftlern zusammen, wird von diesen mehr als einmal sehr lobend erwähnt, sie macht Bekanntschaft mit den verschiedensten wissenschaftlichen Methoden, mit mehreren Universitäts- und Forschungseinrichtungen und gewinnt dadurch endgültig die für sie so typische polyglotte Offenheit für alles Neue und Unerforschte. Denn, obwohl sie in London und Paris sehr hart arbeitet, findet sie immer wieder die Kraft und die Zeit, dort die Museen, Theater und Opernhäuser zu besuchen. Ihre Aufzeichnungen aus dieser Zeit belegen, wie begierig sie die fremden Städte und Menschen kennenlernen möchte und diesem Drang auch unermüdlich nachgeht. Es ist keine Frage, im Jahre 1912 war Margarete von Wrangell schon eine international anerkannte Wissenschaftlerin mit eindrucksvollen Reverenzen: Sir W. Ramsey, Professor Wedekind (Straßburg) und Madame Curie.

Besonders der Abschied von Madame Curie ist ihr schwer gefallen. Im Frühjahr 1912 erkrankte die große Forscherin plötzlich sehr schwer, in ihrem Labor mußte die Arbeit ruhen. Margarete notiert Ende Mai 1912 in ihrem Tagebuch: *Ich habe von Madame Curie Abschied genommen und bedaure es sehr; ich hätte so gerne noch viel von dieser genialen Frau gelernt. In Paris weiterzuarbeiten hat keinen Sinn, da ich durch die traurigen Umstände nicht mehr die geringste Anregung oder Hilfe haben kann. Glück habe ich nicht. Doch das Jahr in Paris tut mir in keinem Falle leid.*

Eine neue Lebensphase bricht nun für Margarete von Wrangell an. Von Paris kehrt sie nach Estland zurück, um die Leitung der Versuchsstation des Estländischen Landwirtschaftlichen Vereins in Reval zu übernehmen. Diese Aufgabe begreift sie nun

als dauerhafte Arbeit – immerhin leitet sie die Station fast sechs Jahre lang und verläßt sie schließlich nur unfreiwillig. In Reval beschäftigt sie sich zunächst mit ihren laufenden Dienstaufgaben, ihr wissenschaftliches Interesse konzentriert sich aber auf ein Gebiet von herausragender wissenschaftlicher und besonders nationalökonomischer Bedeutung: Seit Justus von Liebig konnten in der Landwirtschaft ungeahnte Produktionssteigerungen durch die mineralische Düngung erreicht werden. Nachdem in Staßfurt reichliche Kalilager aufgefunden worden waren und Fritz Haber die Gewinnung des Stickstoffs aus der Luft ermöglicht hatte, war Deutschland hinsichtlich dieser beiden Grundbestandteile des Kunstdüngers autark. Lediglich die Herstellung von Phosphor-Düngemitteln war noch abhängig von Importen. Namentlich während des Ersten Weltkrieges ist diese Abhängigkeit in Deutschland sehr unangenehm bewußt geworden. Mit wachem Sinn für technisch-ökonomische Notwendigkeiten und mit einem ausgeprägten deutschen Nationalgefühl ausgestattet, beginnt Margarete von Wrangell ihre Forschungen über die Phosphorsäurefrage. Zunächst untersucht sie, inwieweit die phosphorsäurehaltigen Mineralien an der Nordküste Estlands sich zur Versorgung Deutschlands mit dem Düngerrohstoff Phosphor eignen könnten. Die russische Oktoberrevolution setzt dieser ersten Phase als Wissenschaftlerin ein jähes Ende. Als sie sich weigert, die Versuchsstation unter revolutionäre Kontrolle zu stellen, wird diese kurzerhand geschlossen. Kurz darauf wird Margarete von Wrangell zusammen mit anderen deutsch-baltischen Adligen verhaftet und erst nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Estland im Februar 1918 wieder befreit. Doch *mit dem Berufe war es aus. Mit einer wissenschaftlichen Tätigkeit in nächster Zeit im Baltenlande war nicht mehr zu rechnen. Vom deutschen Armeekommando bekam ich den Auftrag, zunächst einige Vorträge anlässlich der Estland-Livland-Ausstellung in Berlin und dann in verschiedenen anderen Städten Deutschlands zu halten. Ich sprach über die Bodenschätze Estlands und berichtete besonders über den estländischen Phosphorit, über den ich während der Kriegsjahre gearbeitet hatte. Diese Arbeiten setzte ich dann in Hohenheim fort, und dort traf mich die Nachricht vom Rückzug der deutschen Truppen und der Unmöglichkeit, nach Estland zurückzukehren.*

*Habilitation in Hohenheim und Forschungen zur Phosphorsäureernährung der Pflanzen*

Der Hohenheimer Direktor Warmbold, der sie aus Reval kannte, holte die in Not geratene Wissen-



*Margarete von Wrangell im Alter von 28 Jahren.*

schaftlerin nach Stuttgart und verschaffte ihr eine Stelle an der Hohenheimer Landwirtschaftlichen Versuchsstation. Fast so als wäre kein Krieg, keine russische Revolution und keine deutsche Kapitulation gewesen, führte Margarete von Wrangell also ihre Forschungen zur Phosphorsäurefrage fort. An der Hohenheimer Versuchsstation machte sie diesbezügliche vergleichende Vegetationsversuche. Dabei kam sie zu einem verblüffenden Ergebnis: *Ich machte darauf aufmerksam, daß die deutschen Böden lange nicht so phosphorsäurebedürftig sind, wie man damals im Allgemeinen annahm, daß durch die Auswahl geeigneter Kulturpflanzen, durch eine richtige Nebendüngung und Bodenbearbeitung das Phosphorsäurekapital im Boden mobilisiert werden könne, und daß dementsprechend das Verhältnis der einzelnen Düngemittel zueinander, wie es vor dem Kriege für richtig gehalten wurde, sich wesentlich verändern lasse. Meine Vorschläge stießen auf ungeheuren Widerspruch, nicht nur bei der interessierten Phosphatindustrie, sondern auch im Kreise der Landwirtschaft und Wissenschaft, fanden jedoch auch Bestätigung und Anerkennung.*

Am 11. März 1920 werden ihre Forschungen und Publikationen anerkannt, sie wird vom Lehrerkonvent der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim habilitiert und seit Mai als Privatdozentin be-

schäftigt. Margarete von Wrangell treibt ihre Forschungen zur Phosphorsäurefrage weiter, und nach zusätzlichen vergleichenden Versuchen in der Hohenheimer Versuchsstation kann sie 1922 ihre Ergebnisse der wissenschaftlichen Öffentlichkeit in einer Monographie vorlegen: *Gesetzmäßigkeiten bei der Phosphorsäureernährung der Pflanzen*. Ihr begeisterter Lehrer und Vorgesetzter in Hohenheim, Professor Friedrich Aereboe, veröffentlichte fast zeitgleich und für Margaretes Vorstellungen etwas vorschnell eine praktische Umsetzung ihrer theoretischen Ergebnisse. Die öffentlichen Reaktionen auf das «Düngesystem Aereboe-Wrangell» genannte Verfahren waren selbst für Margarete überraschend. Die angesehenere *Deutsche Landwirtschaftliche Presse* etwa widmete dem Düngesystem Aereboe-Wrangell einen großen Leitartikel und schätzte seine Bedeutung folgendermaßen ein: *Wir können weitaus den größten Teil der Phosphorsäuredüngung und damit auch den Import von Auslandsphosphaten bei schnell steigenden Ernten und schnell sinkendem Kraftfutterbedarf entbehrlich machen, wenn wir nur die ganze Betriebsorganisation auf dieses Ziel einstellen und uns die neuesten Forschungen der früheren Vorsteherin der landwirtschaftlichen Versuchsstation in Reval, derzeitigen Privatdozentin in Hohenheim, Fräulein Dr. M. von Wrangell, ausgiebig zu nutze machen.*

Die unvermutete Popularität ihrer Ergebnisse versuchte Margarete von Wrangell nun auch für ihre Karriere zu nutzen. Schon kurz zuvor hatte sie sich, anlässlich eines Besuchs sämtlicher Ernährungsminister des Reichs in der Hohenheimer Versuchsstation, den politischen Entscheidungsträgern in sehr günstigem Licht vorgestellt. Erste Anfragen bei der jungen Wissenschaftlerin ließen nicht lange auf sich warten. Das günstigste Angebot: Fritz Haber will sie an das Kaiser-Wilhelm-Institut nach Berlin holen. Hohenheim selbst hat aber auch Interesse, Margarete zu halten.

#### *Ordentliche Professorin – Hohenheimer Lehrerkonvent vom Reichsernährungsministerium übergangen*

Inzwischen hatte die Wissenschaftlerin aber auch ausgezeichnete Beziehungen zum Reichsernährungsministerium in Berlin aufgebaut. Die hohe Wertschätzung, die sie dort erfährt, äußert sich unter anderem darin, daß *eine beträchtliche Summe für mich nach Württemberg geschickt werden [soll], um mir in Hohenheim ein schönes, eigenes Institut zu bauen*. Fast scheint es so, als habe Margarete, den Hohenheimer Lehrerkonvent und den Rektor umgehend, in Berlin direkt über «ihr Pflanzenernährungsinstitut» verhandelt, um schließlich die Hohenheimer

vor vollendete Tatsachen zu stellen. Jedenfalls erfährt der Hohenheimer Lehrerkonvent erst nachträglich durch einen Erlaß des Reichsernährungsministeriums und durch eine Erklärung von Margarete von Wrangell von dem Reichszuschuß für ein Pflanzenernährungsinstitut in Hohenheim. Das brachte nun den Hohenheimer Konvent in arge Verlegenheit, zumal von seiten des Reichsernährungsministeriums erwartet wurde, daß die Wissenschaftlerin nicht nur mit einem Extraordinariat abgespeist werden, sondern als Ordinaria, also als ordentliche Professorin, das zu errichtende Institut völlig selbständig leiten sollte. Fünf von elf Professoren machten geltend, sie empfänden *die Zwangslage, in die man durch den Erlaß des Reichsernährungsministeriums versetzt sei, und die Eile, mit der die Angelegenheit behandelt werden solle, als eine Nötigung*. Manche wünschten, die wissenschaftliche Qualifikation Margaretes durch weitere Sachverständigen-gutachten überprüfen zu lassen, andere fragten sich, *ob eine Frau in der Lage sei, ein Institut mit größerem männlichen Personal zu leiten*. Andererseits konnte man es sich nicht leisten, das Geschenk aus Berlin wegen Vorbehalten gegen die Person Margaretes auszuschlagen. In der Konventssitzung am 21. April 1922 wird mit sechs Ja-Stimmen und fünf Enthaltungen erklärt, der Konvent sei *einverstanden, daß die Übertragung des Ordinariats evtl. alsbald erfolgen soll, nachdem [im Konventsprotokoll unterstrichen] die in Aussicht gestellten Reichsmittel in der erforderlichen Höhe zur Verfügung gestellt seien*. Es ist gar keine Frage: Hier diktierte Margarete von Wrangell die Bedingungen.

Ihre Ernennung verzögerte sich jedoch, weshalb sie 1922 einen genehmigten Forschungsaufenthalt bei Fritz Haber in Berlin einlegte. Schlimmer ist für sie, daß in Hohenheim offenbar versucht wurde, die Reichsmittel zu gewinnen, sie aber außen vor zu lassen. Jedenfalls wird ihr in Hohenheim frank und frei erklärt, daß *ihre Ernennung nicht wahrscheinlich sei und das Pflanzenernährungsinstitut vom Lande für andere Zwecke verwendet würde*. Daraufhin droht Margarete von Wrangell ganz unverhohlen mit ihrem Einfluß in Berlin. In einem Brief an das württembergische Ministerium für Kirchen- und Schulwesen vom März 1923 schreibt sie: *Eine derartige Änderung alles dessen, was seinerzeit dem Reichsernährungsministerium und mir zugesagt wurde, halte ich für völlig ausgeschlossen. Ich habe im März vorigen Jahres den Ruf an das Kaiser-Wilhelm-Institut abgelehnt und der Inangriffnahme des Baues in Hohenheim zugestimmt unter der ausdrücklichen Bedingung, daß meine Anstellung als Professor [sic!] und Vorstand des Instituts vom Tage der Inangriffnahme des Baues erfolgt, da*



*von diesem Tage an alle Lasten und alle Verantwortung auf dem Vorstande desselben ruhen. Diese vom Reichsernährungsministerium und mir gestellte Bedingung hat das Württ. Ministerium angenommen und daraufhin wurden ihm die verlangten Mittel im Betrage von 6½ Millionen Mark angewiesen. Daß meine offizielle Ernennung zu dem Amt in Ermangelung der Verabschiedung des Haushaltsplans sich verzögerte, war eine für die Sache und für mich gleich unerfreuliche und schädigende Tatsache, für welches das Württ. Kultusministerium Worte des Bedauerns aussprach. [...] Angesichts all dieser Tatsachen zweifle ich nicht, daß das Württ. Ministerium nicht zögern wird, meine Ernennung dem Herrn Staatspräsidenten zur Unterschrift alsbald vorzulegen und das Rektorat der Hochschule aufklärend zu bescheiden. Ich lege entscheidendes Gewicht auf die baldige Erfüllung der mir gemachten Zusage und müßte mit allen Mitteln widerstreben, wenn die Erfüllung dieser Zusage irgendwie von Verhandlungen über weitere Leistungen des Reiches abhängig gemacht werden sollte. Ich nehme an, daß ich die Anstellungsurkunde, datiert vom Tage der Inangriffnahme des Baues, unter diesen Umständen in allernächster Zeit erwarten darf. Ich bitte darauf zu zählen, daß ich dann sofort alles, was ich vermag,*

*tun werde, um die Auszahlung der Unterstützungsmittel des Reiches zu beschleunigen.*

Das württembergische Ministerium reagierte sofort: Mitte März erhielt man in Hohenheim Kenntnis von einem Erlaß, wonach Frau von Wrangell mit Wirkung vom 1. Januar 1923 zur ordentlichen Professorin ernannt worden ist. Der Erlaß selbst ist zwar einen Tag vor dem zitierten Schreiben Margaretes datiert, die überraschend schnelle Entscheidung des Ministeriums scheint aber doch von immer deutlicheren Winken aus Berlin motiviert gewesen zu sein.

Von dieser Ernennung durch das Stuttgarter Ministerium fühlte sich nun wiederum der Hohenheimer Konvent brüskiert. Außerdem war in Hohenheim inzwischen die Stimmung eindeutig zuungunsten Margarete von Wrangells gekippt: Professor Paul Ehrenberg aus Breslau hatte ihr – merkwürdig, warum gerade zu diesem heiklen Zeitpunkt – vorgeworfen, sie habe in ihren Arbeiten ältere russische agrikulturchemische Forschungsergebnisse verwendet, ohne ausreichend darauf hingewiesen zu haben. Dieser Vorwurf gründete sich auf eher marginale Nachlässigkeiten in den Arbeiten Margaretes, nahm aber in fast böswilliger Art und Weise ihre tatsächliche wissenschaftliche Leistung gar nicht zur Kenntnis. Gleichwohl war dieser Vorwurf für den Hohenheimer Konvent Anlaß, mit überwiegender Mehrheit einen Protest gegenüber dem Ministerium wegen der Ernennung Margarete von Wrangells zu beschließen. An den Fakten konnte dies freilich nichts mehr ändern. Doch diese Vorgänge charakterisieren die Stimmung in Hohenheim gegenüber der ersten deutschen Professorin.

Hohenheim war nicht wegen einer fortschrittlichen und weltoffenen Atmosphäre der Ort, an den die erste deutsche Ordinaria berufen wurde; vielmehr war es so, daß dem Hohenheimer Konvent gegen seinen erheblichen Widerstand die Aufnahme Margarete von Wrangells von außen aufgezwungen wurde. Nur der breiten Anerkennung ihrer wissenschaftlichen Arbeit und dem daraus resultierenden Rückhalt im Reichsernährungsministerium war es zuzuschreiben, daß sie es gegen alle Widerstände zur Institutschefin in Hohenheim gebracht hat.

*Frauen im akademischen Betrieb  
zum Durchbruch verholfen*

Was die Beurteilung der wissenschaftlichen Leistung Margarete von Wrangells anbetrifft, so schießen sich darüber noch lange die Geister. Sehr bald stellte sich heraus, daß sich das «Düngesystem

Aereboe-Wrangell», die Umsetzung ihrer systematischen Forschungen in die landwirtschaftliche Praxis, in der postulierten Absolutheit nicht halten ließ, – die deutsche Landwirtschaft war weiterhin auf die Zufuhr von Phosphaten aus dem Ausland angewiesen. Allerdings ist hier noch einmal darauf hinzuweisen, daß diese Umsetzung ihrer Erkenntnisse in die Praxis gegen ihren Willen vom Hohenheimer Professor Aereboe veröffentlicht worden ist. Deren Scheitern wäre dann doch zunächst eine Blamage nur für ihn gewesen. Dennoch lastete man die vorschnelle Veröffentlichung immer wieder Margarete von Wrangell an, hatte sie dadurch doch eine ungeheure Popularität erfahren.

Gleichwohl wurden an ihrem Hohenheimer Pflanzenernährungsinstitut seit 1923 wichtige Forschungen angestellt: Neben der Phosphorsäurefrage beschäftigte sie sich allgemein mit dem Nährstoffzustand des Bodens. Hierfür wurden einerseits neue Meßmethoden entwickelt, andererseits wurden Bodenproben aus ganz Württemberg analysiert sowie Vegetations- und Feldversuche nicht nur in Hohenheim, sondern auch auf der Schwäbischen Alb, im Schwarzwald und in Oberschwaben angestellt. In knapp zehn Jahren wurden an ihrem Institut fünfzehn Doktorarbeiten angefertigt, was auch als ein Beleg dafür gelten kann, wie ernsthaft und zielstrebig dort geforscht wurde.

Freilich war Margarete von Wrangell nur wenig Zeit gegeben, die Ernte ihrer wissenschaftlichen

Laufbahn einzufahren. Von Kindheit an kränklich, veranlaßte sie ein chronisches Nierenleiden im Oktober 1931, vom Dienst fernzubleiben. Davon erholte sie sich nicht mehr; am 31. März 1932 starb sie 55jährig im Stuttgarter Katharinenhospital.

Sogar nach ihrem Tode sollte Margarete von Wrangells Persönlichkeit und ihre wissenschaftliche Leistung noch einmal die Gemüter erhitzen: Im Jahre 1928 hatte sie ihren Jugendfreund, den Fürsten Wladimir Andronikow, geheiratet. Dieser hatte nun nach ihrem Tode Briefe und Selbstzeugnisse gesammelt und zusammen mit dem Schriftsteller Owlglas eine Biographie verfaßt, die 1935 veröffentlicht wurde. Diese Biographie, die an vielen Stellen authentisches Material wiedergibt – auch hier ist wiederholt daraus zitiert worden –, neigt aber stark zur Überhöhung der Person und Leistung Margarete von Wrangells. Dagegen, besonders gegen die einseitige Beurteilung ihrer fachlichen Leistung, erhob sich noch einmal breiter Widerspruch. Professor Kurt Maiwald, ihr Nachfolger am Pflanzenernährungsinstitut in Hohenheim, schrieb 1938: *Das Buch vertritt ferner ausschließlich die Auffassung der Familie v. Wrangell über Leben und Werk ihres Familienmitglieds. Diese deckt sich aber [...] merkwürdig wenig mit dem Urteil und der Bewertung dieses Werkes durch die Umwelt, welche alles miterlebte.* Freilich muß bei diesem Urteil über sie in Betracht gezogen werden, daß Maiwald ein Schüler von Margaretens schärfstem Gegner, dem Breslauer Pro-

Linke Seite oben:  
Die Abteilungsvorsteherin der Hohenheimer Landwirtschaftlichen Versuchsstation Margarete von Wrangell im Jahre 1921.



Margarete von Wrangells Pflanzenernährungsinstitut in Stuttgart-Hohenheim heute.

fessor Ehrenberg, war und zudem viel unter der lange anhaltenden Popularität seiner Vorgängerin zu leiden hatte.

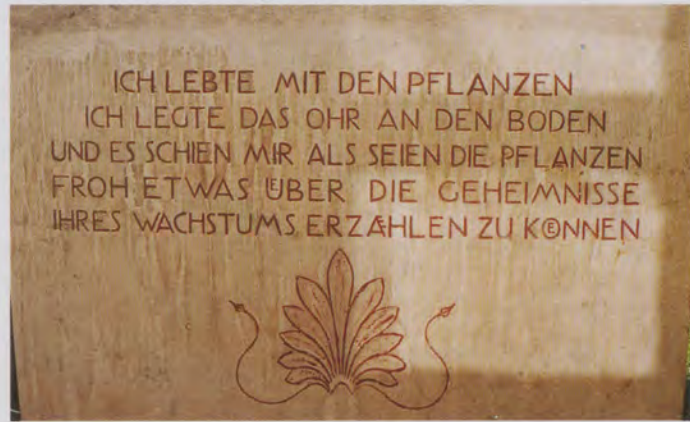
Eine ganz andere Wirkung des Lebenswegs von Margarete von Wrangell stellt die Tatsache dar, daß nach ihr und unter Berufung auf sie immer mehr Frauen sich getrauten, in die Männerdomäne des akademischen Betriebs einzudringen. Noch lange meldeten sich junge Frauen in Hohenheim, die angaben, dem Beispiel Margarete von Wrangells folgen zu wollen. Andere Universitäten und Hochschulen gingen nun auch dazu über, Frauen auf Professorenstellen zu berufen. Tatsächlich scheint Margarete von Wrangells Lebensweg hinsichtlich der Stellung von Frauen im akademischen Betrieb einen Durchbruch dargestellt zu haben. Es ist deshalb auch folgerichtig, wenn ein Förderprogramm des Landes Baden-Württemberg, das seit 1997 speziell der Förderung junger Nachwuchswissenschaftlerinnen dient, den Namen «Margarete von Wrangell-Habilitationsprogramm für Frauen» erhielt. Gleichwohl – zur Feministin taugte sie keineswegs, eher stellte sie den Typ Frau dar, der um der Karriere willen eine eindeutige Männerrolle einnahm: *Sie war unter Männern oft der einzige wirkliche Mann*, schreibt die Frau (!) eines ihrer Mitarbeiter. *Nein, eine Feministin ist die Margarete von Wrangell nie gewesen*, meinte deshalb die Zeitschrift *Emma*, die ihr im Juli 1987 einen Artikel widmete. Und: *Auch die Frauenbewegung konnte ihr Andenken nicht bewahren. Der Nationalsozialismus zerstörte den radikalen Flügel der Frauenbewegung der Weimarer Zeit; der konservative Flügel, dem Margarete von Wrangell näherstand, ließ sich gleichschalten.*

Dennoch war Margarete von Wrangell zweifellos eine außergewöhnliche und in vielerlei Hinsicht bahnbrechende Frau. Deshalb wird ihre Persönlichkeit auch im 75. Jahr ihrer Ernennung zur ersten deutschen Professorin zum Gegenstand einer Ausstellung gemacht: Der Kampf der Frauen um den Einzug in den akademischen Arbeits- und Lebensbereich in Baden und Württemberg von 1900 bis 1933 wird in dieser Ausstellung nachgezeichnet. Und in diesem Kampf der Frauen um die Gleichberechtigung an den Hochschulen spielte Margarete von Wrangell in der Tat eine zentrale Rolle.



Oben: Der Gedenkstein für Margarete von Wrangell am Eingang des Hohenheimer Pflanzenernährungsinstituts.

Unten: Der Rückseite des Steins ist ein Zitat der ersten deutschen Professorin eingemeißelt.



**«Margarete von Wrangell und andere Pionierinnen» – Die ersten Frauen an den Universitäten in Baden-Württemberg**

Eine Ausstellung des Archivs der Universität Hohenheim, getragen von der Landeskonferenz der Frauenbeauftragten an wissenschaftlichen Hochschulen Baden-Württembergs, vom Präsidenten der Universität Hohenheim und unter der Schirmherrschaft des Ministers für Wissenschaft, Forschung und Kunst in Baden-Württemberg.

Vom 26. 6. bis 31. 7. 1998  
im Schloß Hohenheim.

## Rolf Waldvogel Firma Zürn und Söhne – Eine Ausstellung über die Bildhauerfamilie in ihrer Heimatstadt Bad Waldsee

Nomen est omen. Wer Zürn heißt, mag auch in Wirklichkeit mal zornig sein, über die Stränge schlagen, Händel suchen. Eigentlich unangenehm. Bei den Zürn aus Bad Waldsee – Vater Hans dem Älteren sowie seinen Söhnen Jörg, Hans dem Jüngeren, David, Martin, Michael und Hans Jakob – wurde dieser fragwürdige Charakterzug allerdings zum Segen für uns Nachgeborene. Denn weil die Mitglieder dieser zwischen 1580 und 1665 belegten Bildhauerfamilie sich immer wieder mit anderen stritten, Handwerkerkollegen als Stümper abkanzeln, mit Auftraggebern um den Lohn feilschten, sich in fremden Wirtschaften daneben benahmen und dadurch immer wieder in irgendwelche Akten Eingang fanden, wissen wir relativ viel über sie. Mehr jedenfalls als über andere Künstler, die in dieser merkwürdig zerrissenen Zeit des Übergangs von der Gotik über die Renaissance zum Barock in Süddeutschland wirkten.

Wenn wir künftig noch mehr über sie wissen werden, so liegt das an einem wahren Kraftakt, den

jetzt der Museums- und Heimatverein Bad Waldsee für die diesjährigen Feierlichkeiten zur 700. Wiederkehr der Verleihung der Stadtrechte unternimmt. Vom 18. April bis zum 1. Juni bietet die Ausstellung *Die Waldseer Bildhauer Zürn* einen bislang einmaligen Überblick über das Schaffen von Vater Hans und seinen Söhnen, der sowohl den kunsthistorischen Rang dieser Künstler des Frühbarocks belegen als auch die wilde Zeit des Dreißigjährigen Krieges lebendig werden lassen will. Das Heimatmuseum der Stadt wurde zu diesem Zweck fast völlig geräumt. Hatten die Ausstellungsmacher ursprünglich nur gehofft, fünfzig Originalwerke aufzutreiben zu können, so wurde dieses Ziel längst übertroffen. Rund hundert Arbeiten, vornehmlich Holzbildwerke mit oder ohne Fassung, also Bemalung, sind zusammengekommen. Eine gewaltige Leistung, wenn man bedenkt, wie äußerst zurückhaltend Museen, Kirchen- und Schloßverwaltungen oder auch Privatleute bei der Ausleihe kostbarer alter Figuren heute angesichts der drohenden, irropa-



*Hans Zürn der Jüngere: Marienkrönung in Abetsweiler bei Bergatreute. Gottvater, Christus und der Heilige Geist in Gestalt einer Taube halten über der Gottesmutter eine Krone.*

rablen Schäden durch Transport oder unsachgemäße Aufstellung geworden sind.

*Dank der Forschungen von Claus Zoege von Manteuffel eine stattliche Übersicht der Kirchenkunst im 17. Jahrhundert*

Nun kam dieser Erfolg nicht von ungefähr. Zum einen hat man für beste restauratorische Bedingungen gesorgt. Zum anderen aber konnten die Bad Waldseer Initiatoren mit Professor Claus Zoege von Manteuffel den unbestritten besten Kenner der Materie mit den unbestritten besten Beziehungen als Verbündeten gewinnen. Ein Glücksfall. Obwohl Balte von Geburt, hat der frühere Direktor des Württembergischen Landesmuseums in Stuttgart bereits als junger Kunsthistoriker eine besondere Vorliebe für diese oberschwäbische Künstlerfamilie gefaßt. 1960 mußte er für die damalige Skulpturenabteilung der Staatlichen Museen Preußischer Kulturbesitz zwei aus amerikanischem Besitz erworbene riesige Holzfiguren wissenschaftlich einordnen. Manteuffel gelang der Nachweis, daß sie aus dem Hochaltar der Stadtpfarrkirche von Wasserburg am Inn stammten und wohl von Martin Zürn um 1638/39 geschnitzt worden waren. Und er blieb den Zürn treu. Er habilitierte sich später an der Technischen Universität Berlin mit einer fundamentalen Arbeit über die Waldseer Künstler, die dann 1969 in zwei Bänden vom Weißenhorner Konrad Verlag herausgegeben wurde und bis heute als unverzichtbarer Leitfaden bei jeder Beschäftigung mit den Zürn und ihrem Umfeld gilt.



*Martin Zürn: Muttergottes, um 1630/35.*

Eine gewisse Konkurrenz wird dieser Publikation jetzt allenfalls im Katalog für die Waldseer Ausstellung erwachsen. Zoege von Manteuffel ist der Hauptautor dieses Bandes, den der weit über die Grenzen des Oberlands hinaus bekannte Fotograf Rupert Leser üppig bebildert hat. Und Manteuffel betrachtet diesen Band auch als eine Art Supplement für sein eigenes Standardwerk von damals. Denn die Forschung ist nicht stehen geblieben. Gerade Manteuffel hat unermüdlich weiter gesucht. Allein mit zwanzig neuen Zuschreibungen – vor allem aus dem Bodenseegebiet – wartet die Ausstellung auf.

So wird den Besuchern eine stattliche Parade der Kirchenkunst aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts geboten: vom ehrfurchtsgebietenden Gottvater aus Überlingen über den verhärmten Christus aus Freiburg und die liebeizende Madonna aus Rottum bei Ochsenhausen bis hin zu den vielen charaktervollen Heiligen aus Kirchen, Kapellen, Museen und Privathäusern. Da ein Johannes der Täufer aus Engerzhofen bei Leutkirch, dort ein Rochus aus Stuttgart, hier eine Katharina aus Gebrazhofen, da ein Engel aus Engen; und wem die meist vollendet geschnitzten Einzelfiguren nicht ausreichen, der kann sich sattsehen an den raffiniert belebten Szenen der Medallions aus Wangen oder Pfullendorf.

Zweierlei macht dabei den Reiz aus: Zum einen stehen die Zürn-Figuren für eine künstlerische Umbruchsituation. Sie einzuordnen – ob sie nun eher der Renaissance angehören, dem Manierismus oder dem Frühbarock – ist letztlich ein schwieriges Unterfangen. Sie waren in ihren Anfängen noch der Gotik verhaftet. Bei manchen Figuren stutzt man, wie stark doch der Formenkanon der süddeutschen Meister des frühen 16. Jahrhunderts nachwirkt. Wohl nahmen die Zürn Anregungen der international orientierten Hofkunst auf, die zu jener Zeit in Städten wie dem Kaisersitz Prag, aber auch in Augsburg und München vorherrschte und vor allem von in Italien geschulten Flamen bestimmt wurde. Aber ihre Kunst war eher eine weniger höfische als vielmehr bürgerliche, die sich an der Auftragslage in den Städten des Südens des damaligen deutschen Reiches ausrichtete.

*Hans Zürn und seine sechs Söhne schufen Kunstwerke mit einem Hauch von beseeltem süddeutschen Barock*

Ob der wohl um 1555 in Waldsee geborene Vater, Hans Zürn der Ältere, für die noch vom mittelalterlichen Zunftwesen bestimmte Zeit viel mehr als ein Handwerker war, läßt sich schlecht sagen. Zumin-



dest war er sehr begabt, und er gab dieses Erbe an seine sechs Söhne weiter, die ihn dann sogar übertrumpfen sollten. Einen ganz großen Ruf hat der älteste Sohn Jörg, der zwischen 1613 und 1616 – wohl mit Hilfe seines Vaters und der Brüder Martin und Michael – den grandiosen Überlinger Hochaltar schuf. Der jüngste mit Namen David wurde 1628 Meister in Wasserburg am Inn, wohin ihm Martin und Michael folgten. Später zogen die beiden letzten weiter nach Braunau am Inn, wo Kunstwerke in etlichen Kirchen von ihrer hohen Begabung zeugen. Der zweite Sohn, Hans der Jüngere, war von 1613 an ein geschätzter Meister in Buchhorn, dem heutigen Friedrichshafen. Hans Jakob arbeitete von 1622 an in Neuötting und ist später in Weilheim nachzuweisen. Aber mögen ihre statistischen Handschriften sich auch da und dort stark unterscheiden, ihre fast ausschließlich für Kirchen geschaffenen Werke lassen schon jenen Hauch von beseeltem süddeutschem Barock spüren, der dann im 18. Jahrhundert mit dem bayerischen und schwäbischen Rokoko seinen Höhepunkt erleben sollte.

Zu diesem kunsthistorischen Akzent der Bad Waldseer Zürn-Schau tritt dann noch die historische Dimension. In Ausstellung und Katalog wird viel Wert auf eine Spiegelung der Zeit gelegt. Geprägt waren diese Jahrzehnte von den Auseinandersetzungen um den rechten Glauben, die dann im Dreißigjährigen Krieg gipfelten. Die Zürn lebten wohl ganz gut damit. Zwar war die wirtschaftliche Situation im allgemeinen verheerend. Aber in bayerischen und österreichischen Landen wurden im Zuge der katholischen Gegenreformation demonstrativ weiterhin viele Kirchen gebaut oder bestehende neu gestaltet. Und da brauchte man Meister wie die Zürn, die aus gut organisierten Werkstätten heraus für eine künstlerisch anspruchsvolle Ausstattung sorgen konnten.

So hat die Bad Waldseer Ausstellung naturgemäß eine starke sakrale Note. Das mag manchen in Zeiten wachsender Kirchenferne zunächst als Handicap erscheinen. Ist es aber nicht. Die religiösen Bindungen sind schwächer geworden, gewiß. Ein Zeitproblem. Aber Figuren wie die Zürn-Heiligen sprechen nun mal für eine starke, über Jahrhunderte anhaltende Prägung dieser Landschaft durch den Glauben; und Kunstwerke von hohem Rang sind sie noch dazu. So steht es einer Stadt und – im Fall der Zürn mit ihrer Strahlkraft – auch einer ganzen Region gut an, sich an dieses wertvolle Kulturerbe zu erinnern.

Ein weiterer Aspekt kommt hinzu: Die Bad Waldseer Initiatoren – allesamt ehrenamtliche Kräfte – haben für diese rund 320 000 Mark teure Schau in



*Hans Zürn der Ältere: Pieta, aufbewahrt im Schloß Wolfegg.*

dem 18 000 Seelen-Städtchen Tausende von Stunden investiert. Nun sind sie nicht allein. Die Stadt schießt zu, der Kreis, das Land, zudem wurden einige Sponsoren gefunden. Dennoch gehört viel Mut zu einem solchen Unternehmen, vor allem wenn der Ausgang noch in den Sternen steht. Und viel Vertrauen ist auch dabei, die Hoffnung, daß man in der Provinz solch eine Leistung der Provinz für die Provinz honoriert. Nun sind die Besucher dran.

### Die Waldseer Bildhauer Zürn

Ausstellung vom 18. April bis zum 1. Juni 1998  
Heimatmuseum im ehemaligen Kornhaus,  
Bad Waldsee

Öffnungszeiten: Di. bis So. 10.00 bis 18.00 Uhr.

Eintrittspreis: DM 8.– (ermäßigt DM 6.–),

Familie DM 16.–, Schüler und Kinder frei.

Information/Führungen: Kurverwaltung und

Gästeamt, Telefon (0 75 24) 94 13 42,

Fax (0 75 24) 94 13 45; ab 18. April auch Heimat-

museum, Telefon (0 75 24) 4 82 28.

Katalog (180 Seiten mit ca. 150, meist farbigen  
Abbildungen): DM 48.–

# Heinz Weil Deutsch-französische Parallelen: Françoise de Maintenon und Franziska von Hohenheim

Ein pensionierter Richter ist kein Historiker. Deshalb halte ich mich an Montaigne: *Je n'enseigne pas, je raconte. Ich will nicht belehren, sondern nur erzählen.* Weltgeschichte wiederholt sich nicht, aber historische Parallelen sind in Frankreich so beliebt wie bei uns.

Im Jahre 1870 verlor Maréchal de Mac Mahon den Krieg seines Kaisers Napoleon III. Der dankte ab und ging ins Exil. Feldmarschall von Hindenburg und Kaiser Wilhelm II. taten es ihnen 1918 gleich. Bald darauf wurden die beiden geschlagenen Marschälle Nachfolger ihrer Kaiser: als jeweils zweite Präsidenten der neuen Republiken. Hindenburg war dann Vorbild für Maréchal Pétain – erneut ein Marschall als Staatschef, dank dem französischen Ermächtigungsgesetz von 1940, ganz nach dem Muster des unsrigen von 1933. 1942 versenkte sich die französische Kriegsflotte in Toulon, wie es die deutsche 1919 in Scapa Flow vorgemacht hatte. Und es war eine Urenkelin des Maréchal de Mac Mahon, Elisabeth de Miribelle, der De Gaulle am 18. Juni 1940 in London seinen Aufruf zur Fortsetzung des Widerstands gegen Hitler diktierte.

Aber nun zu den beiden Namensschwwestern Françoise und Franziska. Ihr Leben ist ausgiebig erforscht. Nirgends findet sich aber ein Hinweis auf die frappierenden Parallelen in ihren doch gewiß ungewöhnlichen Schicksalen; Parallelen, die bei so ganz unterschiedlichen Frauen doppelt überraschen. Vielleicht liegt das auch daran, daß man jenseits des Rheins von Franziska rein gar nichts weiß, und wir hier von der Maintenon gemeinhin nur das wissen, was Liselotte von der Pfalz über sie erzählt oder erfunden hat. Wobei unsere Lehrer schamhaft verschwiegen, daß die mit dem homosexuellen Duc d'Orléans verheiratete Pfälzerin es nicht verwinden konnte, nicht selber Françoises Stellung einzunehmen.

Wie Françoise kam auch Franziska aus einer verarmten Adelsfamilie, die ihres protestantischen Glaubens halber ihre Heimat verlassen hatte. Beide heirateten mit 16 bzw. 17 Jahren einen mißgestalteten Mann, machten die Bekanntschaft ihrer gleichermaßen despotischen Landesherren, verdrängten deren zahllose Maitresses, wurden von ihnen in den Grafenstand erhoben und nach dem Tod ihrer legitimen Gattinnen geheiratet. Beide wurden Pro-



Diese Miniatur zeigt Madame de Maintenon (1635–1719).

tektorinnen des ersten Mädcheninternats in ihrem Land, und beide übten entscheidenden Einfluß auf ihren fürstlichen Ehemann aus. Beide überlebten ihn und starben kinderlos und weltabgeschieden. So gleichlaufend die Schicksale, so verschieden die Charaktere. Auf der einen Seite die hochgebildete, hochintelligente und fanatisch ehrgeizige Françoise – *je ne mets point de bornes à mes désirs, meine Wünsche sind grenzenlos*, schrieb sie einmal –, und andererseits die wenig gebildete, wohl auch nicht besonders intelligente, gütige und bescheidene Franziska: dem Wesen nach unterschiedlichere Frauen kann man sich kaum vorstellen.

*Françoise d'Aubigné heiratet in Paris einen Literaten und wird die «Witwe Scarron»*

Der Geburtsort von Françoise d'Aubigné war wenig herrschaftlich. Sie erblickte das Licht der Welt 1635 im Gefängnis von Niort; ob in der Zelle ihres dort einsitzenden Vaters oder im Logis des Gefängniswärters, ist ungewiß. Der Vater war ein Tunichtgut erster Ordnung, der 20 Jahre seines Lebens in verschiedenen Gefängnissen verbrachte und immer

mal wieder die Konfession wechselte, um in den dazu gewählten Kirchen jeweils für sich als den neu Bekehrten sammeln zu lassen. Obwohl bei François Geburt zufällig gerade Calvinist, tolerierte er, daß sie auf Wunsch der Mutter katholisch getauft wurde. Beiden Eltern war es auch gleichgültig, daß sie dann zunächst von einer streng protestantischen Tante erzogen wurde, solange diese für den Unterhalt des Kindes aufkam. Eine Erziehung, die durch einen dreijährigen Aufenthalt auf einer französischen Antilleninsel unterbrochen wurde, wo der Vater – vergeblich – reich zu werden versuchte.

Sein eigener Vater, also François Großvater, Agrippa d'Aubigné, war ein streitbarer Hugenottenführer, der als Zwanzigjähriger 1572 noch die Bartholomäusnacht erlebt hatte und schließlich seines Glaubens wegen nach Genf fliehen mußte.

Nach Europa zurückgekehrt, lernte Françoise in Paris den Schriftsteller Scarron kennen, der durch seine böartigen Epigramme bekannt war und einen literarischen Salon unterhielt, in dem unter anderen die berühmt-berüchtigte Ninon de Lenclos, aber auch ehrenwerte und hochgestellte Personen verkehrten. Er war 25 Jahre älter als sie und körperlich ein Monstrum. Gebogen wie ein Z, die Knie gegen den Magen, den Kopf gegen die rechte Schulter gewachsen, verbrachte er den Tag in einer Schale, die auf einem Tragsessel befestigt war. Obwohl selbst nur von der Hand in den Mund lebend, bot er Françoise die Ehe an, und sie griff zu, weil sie – ohne einen Sou und mit sechzehn Jahren ganz auf

sich selbst gestellt – von ihm das tägliche Brot und eine gewisse gesellschaftliche Stellung erhoffte. Auch glaubte sie, der Unglückliche sei außerstande, die Ehe zu vollziehen; zu ihrem Entsetzen mußte sie erfahren, daß er dennoch sexuelle Bedürfnisse hatte: *J'avais escompté un mariage blanc. Il fut gris*, schreibt sie, wörtlich nicht übersetzbar. Am schlimmsten seien die Nächte gewesen, in denen er trotz reichlicher Opiumgaben – Morphium gibt es erst seit 1814 – oft vor Schmerzen schrie oder aber, wenn diese aussetzten, sie sexuell belästigte. Andererseits – auch dieser Schrecken hatte wie fast alles im Leben eine Kehrseite – andererseits lernte sie im Salon ihres Mannes das damalige Tout-Paris kennen, was ihr später den Weg zum Hof ebnete, so ihren lebenslangen Freund d'Albret und ihren späteren Geliebten de Villarceau. Als Königin Christine von Schweden bei einem Paris-Aufenthalt Scarron zu treffen wünschte, betrat sie als seine Begleiterin erstmals den französischen Königspalast. Auch hatte sie reichlich Gelegenheit, sich weiterzubilden: Sie las die lateinischen Klassiker und lernte italienisch und spanisch. Deutsch und Deutschland blieben ihr offenbar zeitlebens ganz fremd: Daß ihre zeitweilige Freundin de Brinon mit *einem Philosophen namens Leibniz* korrespondierte, erschien ihr als unnütze Marotte.

Als Scarron nach achtjähriger Ehe starb, hinterließ er nichts als Schulden. *Indessen*, so schreibt sie, *war ich 25 Jahre alt, und schwarz stand mir blendend: nichts kleidet eine junge, schöne Frau besser als ein Witwen-*



*Schloß Maintenon, vom Süden her aufgenommen. Ludwig XIV. ermöglichte seiner Geliebten den Erwerb dieses Schlosses zwischen Versailles und Chartres.*

*schleier*. Es liegt auf der Hand, daß es einer so begehrenswerten jungen Frau nicht an Versuchungen mangelte. Sie erlag ihnen, als der Marquis de Villarceau um sie warb. Da er verheiratet war, glaubte sie, nun nicht mehr zur Kommunion gehen zu dürfen. Als sie die Möglichkeit einer Heirat ansprach, lachte er sie aus: Ein de Villarceau heirate keine Witwe Scarron. Das hat sie nicht verwunden; nach zwei Jahren gab sie ihm den Laufpaß.

*Erzieherin der Kinder Ludwig XIV.  
und der schönen Athénais de Montespan*

Um 1669 begann ihr eigentlicher Aufstieg. Die damalige *maitresse en titre* von Ludwig XIV., die schöne Athénais de Montespan, erwartete vom König ein Kind, dessen Existenz – Frucht doppelten Ehebruchs – unbekannt bleiben sollte. Bei der Suche nach einer diskreten und gebildeten Erzieherin fiel die Wahl auf Françoise, die 1670 auch das zweite Kind des Paares – insgesamt wurden es zehn – in Pflege nahm. Ein Jahr später wurde sie, nunmehr sechsunddreißigjährig, dem um drei Jahre jüngeren König vorgestellt. Unter strengster Geheimhaltung wechselte sie mit den Kindern wiederholt die Wohnung, zuletzt in ein kleines Haus mit Garten im Dorf Vaugirard vor den Toren der Hauptstadt. Dort erschien eines Abends bei Françoise nach Einbruch der Dunkelheit ein unangemeldeter Besucher, der bat, das Ende des Märchens mit anhören zu dürfen, das sie gerade den Kindern erzählte. Moses könne beim Ertönen von Gottes Stimme aus dem Dornbusch nicht bestürzt gewesen sein, schreibt sie, als sie die Stimme des Königs erkannte. Offenbar gefiel ihm das Märchen, denn von nun an jagte er des öfteren in der Gegend von Vaugirard und wiederholte seine Besuche. 1673 anerkannte er die Vater-

schaft an seinen nun drei Kindern mit der Montespan, verlieh ihnen Herzogstitel und ließ ihnen samt Françoise ein Appartement im Schloß St. Germain einrichten.

Überaus kinderlieb, aber selbst kinderlos scheint sie die Königskinder, vor allem den zweitgeborenen Duc du Maine, wie eigene geliebt zu haben. Sie kränkelten alle, was Françoise als göttliche Strafe für ihre ehebrecherische Abkunft betrachtete. Wegen ihrer Erziehung und der ärztlichen Betreuung, besonders des gehbehinderten Duc du Maine, geriet sie zunehmend in Streit mit der Montespan. Diese, klug, schön, gebildet und jung, aber eiskalt berechnend, herzlos und unbeherrscht, war eine geborene Rochechouart-Mortemar und damit direkte Nachfahrin eines jener Grafen, die 987 den Capetinger Hugue zum ersten französischen König gewählt hatten. *Avant que la mer fut ronde, Rochechouart portait les ondes. Eher als des Meeres Welle, war ein Rochechouart zur Stelle.* Die alte Rätselfrage *Qui t'a fait comte, qui t'a fait roi?* war also hier eindeutig beantwortet, denn die Bourbonen gelangten ja erst Jahrhunderte später auf den Königsthron. So hielt sie im Zorn dem König gerne vor, für eine Rochechouart sei er eigentlich kein standesgemäßer Partner. Françoise, «die Witwe Scarron», mußte sich dementsprechend ständig die schlimmsten Demütigungen gefallen lassen, und der König meinte, es sei leichter Frieden zwischen den Völkern Europas zu stiften als zwischen diesen beiden Frauen.

*Françoise wird die Geliebte des Königs  
und zur Madame de Maintenon*

Dennoch hielt er es weiter mit beiden, und um 1674 wurde auch Françoise seine Geliebte. Bald darauf ermöglichte er ihr den Erwerb des Gutes Maintenon

*Rechte Seite:  
Françoise de  
Maintenon mit  
einer Nichte.*



*Das Schloß in St. Cyr.  
Hier gründete Ma-  
dame de Maintenon,  
die heimlich mit  
Ludwig XIV. vermählt  
war, 1686 ein Mäd-  
cheninstitut. Postkarte  
von ca. 1905 der spä-  
teren Kadettenanstalt;  
das Gebäude wurde  
Ende des Zweiten  
Weltkrieges zerstört.*

zwischen Versailles und Chartres, das einer alten Familie dieses Namens gehört hatte. Es war offenbar einer der glücklichsten Augenblicke von Françoise, als der König sie nach einem besonders bösen Ausbruch der Montespan vor versammeltem Hof mit «Madame de Maintenon» anredete. Die «Witwe Scarron», Zielscheibe unzähliger Bosheiten der Montespan, war damit begraben.

Trotz zunehmender Intimität mit dem König scheint sich Françoise zunächst nicht in die Politik eingemischt zu haben –, der Platz hinter den Kulissen sei nicht unbedingt der, von dem aus man das Stück am besten sehe. So schwieg sie 1685 zu dem verhängnisvollen Widerruf des Toleranzediktes von Nantes, merkte aber schnell, daß es dabei gar nicht um Religion, sondern um Politik ging. Salopp gesagt war es dem König wohl ziemlich gleichgültig, in welcher Form das Abendmahl gereicht wurde, wenn es nur überall in der gleichen Form geschah. Übrigens keine ganz neue Idee: schon die Bibel berichtet vom Gebot des Königs Antiochos IV. durch sein ganzes Königreich, daß alle Völker zugleich einerlei Gottesdienst halten sollten (1 Makkabäer 1, 43). Die verheerenden wirtschaftlichen Folgen des Widerrufs – von den menschlichen ganz zu schweigen – ahnte Louis XIV. offensichtlich nicht. Max Webers Erkenntnisse von der ökonomischen Bedeutung des Calvinismus lagen ja noch in weiter Ferne.

Was Françoise aber deutlich sah: Nur Männer der Kirche konnten dem Herrscher in aller Öffentlichkeit die Leviten lesen – genau wie dann zu Franziskas Zeiten in Württemberg. Die Namen der beiden bedeutendsten Hofprediger in Versailles sind allerdings merkwürdig anrühlich: Wie der Jesuitenpater Bourdaloue hieß auch ein damals gebräuchlicher Nachtstuhl, und der berühmte Bossuet nannte sich nach seinem Bistum Monsieur de Condom.

*Der verwitwete Ludwig XIV. heiratet heimlich die Maintenon in St. Cyr*

Im Sommer 1683 starb die Königin Marie-Thérèse, eine spanische Habsburgerin von wohl recht geringen Geistesgaben. Ihr Tod sei der einzige Kummer, den sie ihm je bereitet habe, bemerkte der König. Und zwei Monate später erklärte er der offenbar völlig verblüfften Françoise, er werde sie heiraten; er brauche ihre Hilfe für sein Seelenheil, und wen er auswähle, sei immer wohlgeboren. *On est toujours bien né, quand on est distingué par moi.* Sechs Wochen vor ihrem 48. Geburtstag wurde Françoise d'Aubigné in einer kleinen Kapelle des Versailler Schlosses die Gattin Ludwigs XIV. Allerdings in aller Heimlichkeit. Nur wenige Vertraute erfuhren davon; für den Rest der Welt blieb Françoise die Maitresse des Königs, für ihre Schwippschwägerin und Intimfeindin Liselotte von der Pfalz zeitlebens *die alte Zott*. Vier Jahre nach der Hochzeit erhob der König Françoise de Maintenon zum Marquisat und damit zur Marquise; ein Akt, durch den er eine alte Familie gekränkt habe, wie sie zu Recht notierte.

Ihre neuen Einkünfte verwandte Françoise zum Teil auf die Erziehung kleiner Mädchen aus dem Volk und aus verarmtem Adel, denen sie so zu einem Minimum an Bildung und oft auch an Ernährung verhelfen wollte. Kurz nach ihrer Heirat schlug sie dem König vor, neben seiner Kadettenanstalt auch ein entsprechendes Mädcheninstitut einzurichten. So entstand 1686 St. Cyr, ihr eigentliches Lebenswerk, dessen Reglement sie in allen Einzelheiten festlegte: vom Lehrstoff bis hin zu den noch heute getragenen verschiedenfarbigen Bändern für die jeweiligen Altersstufen. Bei der Einweihung sangen die Kinder nach der Musik von Lulli *Dieu sauve le Roi – Gott segne den König*. Die Verfasserin des Textes, die erwähnte Leibniz-Korrespondentin de Brinon, konnte nicht ahnen, daß ihr Lied als *God save the King* zur englischen Nationalhymne werden sollte, und gewiß noch weniger das unrühmliche Ende eines fernen Nachfahren auf dem Schaffot, der das Vichy-Regime bei der deutschen Besat-



zungsmacht vertreten hatte, die dafür seine jüdische Frau vom Tragen des gelben Sterns dispensierte.

Die größte Stunde für St. Cyr und für Françoise schlug bei der dortigen Premiere von Racines *Esther*, in der die Zeitgenossen Françoise zu erkennen glaubten. Zwar mußte das Mädcheninstitut 1808 auf Napoleons Geheiß der berühmten Kadettenanstalt Platz machen. Das bedeutete aber nur einen Ortswechsel: Der Kaiser ließ es nach St. Germain en Laye, die Oberstufe nach St. Denis verlegen, wo bis zum heutigen Tage Töchter von Angehörigen der Légion d'Honneur Anspruch auf kostenlose Erziehung mit dem von Françoise erdachten Zeremoniell haben. Das erste, was die Kleinen, die mit den roten Bändern, dort lernen, ist der Knicks: rechtes Bein vor, linkes zurück, Kopf hoch. Im übrigen werden sie zu *Gehorsam, Gemeinschaftsinn und zum Glauben* erzogen; einmal jährlich kommt der Präsident der Republik zu Besuch.

In seinem Testament bedachte der König Françoise und ihren geliebten Duc du Maine überaus großzügig, fügte jedoch hinzu: *Zu Lebzeiten können Könige alles, nach ihrem Tod ist ihr Testament weniger wert als das jedes Privatmannes.* Als er 1715 starb, erfuhr Françoise durch Philipp von Orléans, den Regenten bis zur Thronbesteigung Ludwigs XV., alsbald die Wahrheit dieses Satzes. Sie zog sich nach St. Cyr zurück, wo sie vier Jahre später verstarb und begraben wurde. Im Jahre 1793 schändete revolutionärer Pöbel die Gruft und zerstreute ihre Gebeine – ein Fatum, das Franziska in Kirchheim unter Teck erspart blieb.

*Franziska von Bernerdin muß siebzehnjährig einen Freiherrn von Leutrum heiraten*

Nun zu Franziska, die sich übrigens zuweilen auch Françoise nannte, wenn sie Eindruck machen wollte. Ihr Vorfahr Andreas von Bernerdin hatte wegen seines protestantischen Glaubens die Kärntner Heimat verlassen müssen und war in das württembergische Sindlingen bei Herrenberg geflohen, nicht wie Françoises Großvater nach Genf. Franziskas Vater, Ludwig Wilhelm von Bernerdin, hatte eine Tochter derer von Vohenstein geheiratet, denen damals die Herrschaft Adelmansfelden bei Ellwangen gehörte. Die Grafen Adelmann von Adelmansfelden, die ursprünglichen und heutigen Schloßherren, haben das 1806 württembergisch gewordene Anwesen erst Ende des vorigen Jahrhunderts zurückerworben.

Unsere Franziska von Bernerdin kam 1748 in Adelmansfelden zur Welt, ob im Schloß oder im ge-



genüberliegenden Amtshaus, das ist nicht gesichert. Über Franziskas Kindheit ist offenbar wenig bekannt. Ihr Hauslehrer, wahrscheinlich der Dorfschulmeister, scheint ihr nur Lesen und Schreiben beigebracht zu haben. Ihre Orthographie blieb zeit lebens abenteuerlich. Raten Sie mal, was das in ihren Tagebüchern ständig wiederkehrende *boden kra* bedeutet; sie meint damit das Podagra, des Herzogs ständiges Leiden. Französisch, für Standespersonen damals eigentlich unerlässlich, hat sie erst an seiner Seite ein wenig gelernt.

Herr von Bernerdin war zwar kein Taugenichts wie Monsieur d'Aubigné, aber offenbar auch kein sehr feinfühligster Vater. Als 1765 der als brutal verschriene und – wenn auch geringer als Scarron – verwachsene Freiherr von Leutrum aus Pforzheim um die Hand der siebzehnjährigen Franziska anhielt, bedeutete ihr der Vater, diesen reichen Freier könne man aus finanziellen Gründen keinesfalls ablehnen. Im Sommer 1765 wurde geheiratet. Vier Jahre später reiste das Paar enaufwärts nach Wildbad, wo sich auch Herzog Karl Eugen aufhielt.

*Franziskas Ehe wird geschieden, Herzog Karl Eugen schenkt ihr den Garbenhof bei Hohenheim*

Über die Anfänge seiner Beziehung zu Franziska weiß man wieder wenig Sicheres. Jedenfalls weigerte sie sich 1771, wegen angeblicher Mißhandlung

gen durch ihren Mann zu ihm zurückzukehren. Ob der Herzog sie damals entführen ließ oder ob sie einfach davonlief, ist umstritten. Jedenfalls bezahlte der Herzog im selben Jahr von Leutrums Spielschulden, worauf die Ehe im folgenden Jahr vom Konsistorium der württembergischen Kirche geschieden wurde, allerdings wegen *Desertion oder Quasidesertion* der Ehefrau und mit Gestattung einer neuen Ehe nur für den Mann. Um das hohe Konsistorium günstig zu stimmen, hatte Franziska sich zu folgender Behauptung aufgeschwungen: *Geheuerath, als ich keine 16 Jahr alt war, gleichsam als ein Kind, unterschrieben Françoise.*

Wir wollen der frommen Franziska nicht unterstellen, sie habe das hohe Konsistorium schlicht anfragen wollen; in Wahrheit war sie ja bei der Heirat immerhin schon siebzehneinhalb Jahre alt, für damalige Verhältnisse also nicht mehr ungewöhnlich jung für eine Eheschließung. Halten wir ihr zugute, sie sei im Rechnen nicht stärker gewesen als in der Rechtschreibung. Merkwürdig ist nur, daß auch ernsthafte Historiker wie der frühere Kultusminister Gerhard Storz diesen Irrtum übernommen haben. Wilhelmine Lübke, ebenfalls Gattin eines deutschen Staatsoberhauptes, hat sich ja bekanntlich bei der Altersangabe sogar um ganze zehn Jahre verrechnet. Und als Napoléon die um sechs Jahre ältere

Joséphine de Beauharnais heiratete, mußte die sich entsprechend verjüngen; eine Zurückdatierung seines Geburtsdatums kam nicht in Frage, weil er dann Italiener gewesen wäre: Korsika war ja erst ein Jahr vor seiner Geburt französisch geworden. Schon kurz vor der Scheidung hatte der Herzog Franziska zum 23. Geburtstag am 10. Januar 1772 den Garbenhof bei Hohenheim geschenkt, den er dazu der Sängerin Bonafini, der bisherigen *Maitresse en titre*, wieder wegnahm. Nach der Scheidung setzte er bei Kaiser Joseph in Wien Franziskas Ernennung zur Reichsgräfin von Hohenheim durch, ein Adelsname, dessen bedeutendster Träger der Arzt Theophrastus Paracelsus von Hohenheim gewesen war. Der alten Familie von Maintenon war es ja auch nicht besser ergangen.

*Herzog Karl Eugen heiratet Franziska «ins Geheim» – zuletzt gibt auch der Papst seine Zustimmung*

Eine Ehe mit dem verheirateten, katholischen Herzog Karl Eugen war zunächst unmöglich. Aber nicht nur das: Das evangelische Konsistorium schloß Franziska trotz Scheidung wegen ihrer ehebrecherischen Beziehung zum Herzog vom Abendmahl aus – ein Akt, den sich Françoise aus gleichem Anlaß selbst auferlegt hatte. Franziska litt schwer

*Links oben: Franziska von Hohenheim, ungefähr 40 Jahre alt. Gemälde von Jakob Friedrich Weckherlin.*



*Evangelische Kirche Stuttgart-Birkach. Von der für sie erbauten Loge aus konnte Franziska den Gottesdienst verfolgen.*

unter der Kirchenstrafe und mußte sich mit des Herzogs Versprechen trösten, sie nach dem Tod seiner Gattin Elisabeth Friederike von Brandenburg-Bayreuth zu ehelichen. Diese, eine Nichte Friedrichs des Großen, für den Franziska nur die »Gräfin von Hosenheim« war, hatte ihren Mann längst verlassen und lebte wieder am elterlichen Hof. Obwohl vier Jahre jünger als Karl, starb Friederike, wie erhofft, schon 1780.

Nun gestattete zwar das Konsistorium in Abänderung seines früheren Beschlusses Franziska, eine zweite Ehe einzugehen. Anders jedoch der Vatikan, in dessen Augen ihre Ehe mit dem noch lebenden Freiherrn von Leutrum unauflöslich war –, zu ihrer *embarcation* und zu ihrem *comer*, wie es im Tagebuch heißt. Der vom Herzog konsultierte Abt von Neresheim fand schließlich einen Ausweg: Karl solle sich ungeachtet des päpstlichen Vetos heimlich trauen lassen und nachträglich um Dispens der Kurie nachsuchen. So wurde das Paar *ins Geheim* am 11. Januar 1785, am Tag nach Franziskas 37. Geburtstag, durch den Hofkaplan in der Kapelle des Stuttgarter Neuen Schlosses getraut. Für das evangelische Konsistorium war das Problem damit gelöst, und Franziska wurde wieder zum Abendmahl zugelassen. Nachdem die von Herzog Karl Eugen konsultierten Jesuiten schließlich einen Formfehler bei Franziskas Leutrum-Trauung entdeckt hatten, gab zu guter Letzt auch der Papst sein Placet.

Da diese Probleme heutzutage vielfach Kopfschütteln hervorrufen, bitte ich um Nachsicht, wenn ich ausnahmsweise von Montaigne abweiche und eine Erklärung versuche, die ich Prälat Rössler, Offizial des Bischofs von Rottenburg, verdanke. Seit dem Konzil von Trient, also seit der Reformation, kommen nach katholischer Auffassung Ehen nichtkatholischer Christen durch das Eheversprechen der Verlobten vor dem Geistlichen ihrer Konfession zustande. Sie sind dann, genau wie katholische Ehen, unauflöslich, von wenigen Ausnahmen abgesehen. Für den Heiligen Stuhl war Franziska also durch ihre protestantische Leutrum-Ehe gebunden und konnte erst wieder heiraten, nachdem der Vatikan deren Ungültigkeit entdeckt hatte.

Durch ihre Ehe mit Herzog Karl Eugen war sie also schließlich dessen rechtmäßige Gemahlin. Wie bei Françoise handelte es sich um eine Ehe zur linken Hand, auch morganatisch genannt, weil bei ihnen die vertraglich vereinbarte Morgengabe die gesetzliche Regelung ersetzt. Anders als in England und manchen anderen europäischen Monarchien galt nämlich nach den Hausgesetzen des französischen Königshauses und aller deutschen Fürstenhäuser das Ebenbürtigkeitsprinzip. Maria Theresia lehnte

es deshalb ab, das in Wien weilende Herzogpaar zu empfangen. Und noch 1914 soll Kaiser Franz Joseph nach der verhängnisvollen Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner morganatischen Gattin, der Gräfin Chotek, geäußert haben, die Vorsehung lasse eben nicht mit sich handeln.

*Die durchlauchtige Herzogin Franziska gründet die «École des demoiselles»*

Aber zurück zu Franziska: Da Kinder aus ihrer Ehe mit Karl nicht thronfolgeberechtigt gewesen wären, unterstützte sein Bruder Friedrich Eugen in Mömpelgard/Montbéliard die Heirat, weil der Thron so an ihn oder seine Kinder fallen mußten, wenn Herzog Karl Eugen ohne ebenbürtige Nachkommen starb. Sein Kalkül ist ja auch aufgegangen.

Fraglich war nur der Status solcher morganatischer Gattinnen. Bei Françoise gab es hier nie Zweifel. Sie zählt nicht zu Frankreichs Königinnen. Meine ursprünglich auch hier gezogene Parallele, Franziska sei ebensowenig Herzogin gewesen, ist aber falsch. Mit meinem Irrtum befand ich mich indessen in bester Gesellschaft mit dem erwähnten Mömpelgarder Bruder Karls, der heftig gegen Franziskas Titulierung als Herzogin und Durchlaucht protestierte. Karls originelle Antwort – die Brüder korrespondierten französisch – verdient wörtlich zitiert zu werden. *Autant que je serai charmé de recevoir souvent de vos nouvelles, je veux bien me persuader que notre correspondance sur ce chapitre finira par cette réponse parcequ'elle pourrait me fatiguer à l'avenir. So sehr ich es begrüßen würde, öfters von Ihnen zu hören, so sehr will ich hoffen, daß es über obigen Punkt (Franziskas Titulierung) keinen weiteren Briefwechsel mehr gibt, weil er mich in Zukunft ermüden könnte.* Anders als Ludwig XIV. machten der großmüthige Herzog ihrem Land seine Wiederverheiratung bekannt und befahl, seine Gemahlin ins Kirchengebet einzuschließen.

Da das Paar meistens in Hohenheim residierte – ihr Palais am Stuttgarter Großen Graben, der heutigen Königstraße, hat Franziska nie bewohnt –, ließ ihr der Herzog im nahen Birkach das heutige Kirchlein erbauen. Dort holte er sie oft vom Gottesdienst ab, nachdem er anderswo die Messe gehört hatte. Wenn aber der Birkacher Pfarrer Kohler allzulange predigte und der Herzog warten mußte, so polterte er mit den Fäusten an die Kirchentür. So ganz hatte sie ihn also wohl doch nicht besänftigt.

Schon um die Zeit seiner Begegnung mit Franziska hatte Karl auf der Solitude die Hohe Karlsschule gegründet und ihr später eine «École des demoiselles» angeschlossen. Beide Institute wurden 1775 nach Stuttgart verlegt: die Karlsschule in den Akademie-





Schloß Solitude, Gemälde von G. N. Servandoni, entstanden zwischen 1763 und 1770. Hier oben gründete Herzog Karl Eugen seine Hohe Karlsschule, Herzogin Franziska die «École des demoiselles».

garten hinter dem Neuen Schloß, die École ins Alte Schloß. Franziska war deren «Protektorin» und brachte ihre jüngste Schwester dort unter. Darin erschöpfte sich aber wohl ihr schulischer Einfluß. Intendantin und eigentliche Anstaltsleiterin war die Frau des Karlsschulintendanten von Seeger.

Die École wurde schon bald wieder aufgelöst; erst 1818 ist sie dann als Katharinenstift neu auferstanden. Königin Katharina hatte bei dieser Gründung allerdings wohl weniger die kurzlebige École vor Augen als das Petersburger Smolny-Institut, das ihre Großmutter, die Zarin Katharina, 1764 nach dem Vorbild von St. Cyr gegründet hatte. Der mancherorts behauptete Besuch Herzog Karl Eugens in St. Cyr ist in seinen *Raysses-Tagbüchern* nicht erwähnt.

*Franziska, eine Frau «von exquisiter Einfachheit», wandelt den Tyrannen in den Landesvater «Herzog Karl»*

Die eigentliche Bedeutung Franziskas lag bekanntlich in ihrem moralischen Einfluß auf den Herzog, unter dem er sich von einem ausschweifenden Tyrannen in einen aufgeklärten und beliebten Landesvater verwandelte. Als deutlichster Ausdruck dieser Wandlung gilt neben seinen Briefen an Franziska das «Kanzelmanifest» zu seinem fünfzigsten Geburtstag, in welchem der frühere Menschenschinder seine Fehler freimütig

bekannt und für die zweite Periode meines Lebens Besserung gelobt. Dieser Einfluß Franziskas ist auch für den ihr wohlwollenden Historiker Gerhard Storz *merkwürdig, um nicht zu sagen unbegreiflich*. Denn, so sagt er, *Franziska war weder eine Schönheit, noch eine interessante Frau, sondern eher unscheinbar* oder – wie die kluge Baronin Oberkirch es diplomatisch ausdrückt – *d'une exquisite simplicité, von exquisiter Einfachheit*.

Beim Lesen ihrer fünfzehn Jahre hindurch geführten Tagebücher überrascht deren Oberflächlichkeit, der Mangel an Gehalt. In puncto Rechtschreibung war es ja bei der klugen Frau Rat Goethe auch nicht besser bestellt. In kaum einmal unterbrochenem Gleichklang ist zu lesen, wo man mit wem bei welchem Wetter was *friestigde*, zu Mittag und zu Abend aß. Es bleibt, so Storz, *bei der Eintönigkeit bloßen Notierens und bei arger Willkür der Schreibung*. Über ihren Hochzeitstag heißt es beispielsweise: *Vormitag sprachen der herzog lang mit (...) dem printzen nach Tisch sprachen die herschaften auch mit mir von dem nomlichen u. wie ich in mein Zemer kam, sprachen mich der herzog allein von sachen, die mich erstaunden u. die meine gantze Seele erschiederden u. gleich darauf geng man noch ein mahl zu dem m. herschaften, dann firnden mich der herzog da hin, wo ich mein weltliches Glück befestigt Sahe. Die m. h. gengen dann in das specdagel u. bald darauf aßen der herzog u. ich; heide vormittag furen der herzog auch spatzieren.*



Büste und Gedenkstein für «Francisca durchlauchtigste Herzogin von Württemberg» in der Schloßkirche Sindlingen unweit von Herrenberg. Sie besaß das Gut seit 1782 und verbrachte in Sindlingen als Witwe die Sommerzeit. Im Winter war sie im Schloß Kirchheim/Teck.

Den gleichen Vorgang schildert Françoise mit den von mir gewiß unvollkommen übersetzten Worten: So gab denn der Erzbischof von Paris in der Nacht zum Sonntag dem 10. Oktober 1683 in der Kapelle des Schlosses König Ludwig XIV. und Françoise d'Aubigné zusammen. Es kommt mir vor, als sei ich gar nicht recht dabei gewesen. In der von zwei Altarleuchten kaum erhellten Kapelle sah ich nicht, wem ich die Hand reichte. Ich hörte weder die Antworten des Königs auf die Fragen des Erzbischofs noch mein eigenes Ja. Beim agnus dei kam ich wieder zur Besinnung und fragte mich, ob ich nach solchem Aufstieg in dieser Welt nicht eine Erniedrigung in der anderen befürchten müsse. Erst beim Schluß-Evangelium wurde mir klar, daß ich höher nicht mehr

steigen konnte. Und da begann ich, die Langeweile zu fürchten.

Besser als durch diese beiden Schilderungen des gleichen Ereignisses läßt sich der Unterschied wohl kaum illustrieren: «Zwei ungleiche Frauen mit gleichem Schicksal.» Gerhard Storz meint, daß sich vor Zeiten orthographisches Versagen mit geistigen Interessen und Belesenheit sehr wohl verbinden konnte; man müsse also beim Lesen von Franziskas Tagebüchern den Schluß auf ihren geistigen Bildungsstand aussetzen, *so schwer es uns falle*. Immerhin: Nach der Eheschließung wieder zum Abendmahl zugelassen, schreibt Franziska am Ostersonntag 1785: *Mit dem Gedanken stonde ich natürlich auf, daß Gott diesen Tag dem herzog und mir Zum Ewigen Segen machen wolle, u. um 8. uhr gengen der herzog in Ihre Kirch, beichteden u. Empfangen das heilige Abendmahl, ich fur um 10 uhr nacher Birgach in die Kirch, u. Empfeng mit der gantzen Gemeinde, Wiels Gott Zu meiner Begnadigung u. Ewigen Seligkeit, das heilige Abendmahl meines Erlösers. Mein hertz war beklemt, erschittert u. Erquigt, es war ein Großer Tag vor mich. Ob solcher Worte verblaßt orthographischer Hochmut. Und vor allem – il n'y a que le résultat qui compte: Sie hat sich um Württemberg verdient gemacht.*

*Am 1. Januar 1811 stirbt Franziska in ihrem Witwensitz Schloß Kirchheim/Teck*

Vor einer politisch unvergleichbaren, aber menschlich gesehen nicht ganz unähnlichen Herausforderung haben beide Frauen gleichermaßen versagt: Wie Françoise trotz ihrer protestantischen Bindungen zum Widerruf des Toleranzediktes von Nantes und zu den Dragonaden geschwiegen hat, so schwieg Franziska zu den flehentlichen Bitten von Schubarts Frau. Allerdings war er es gewesen, der sie als *Donna Schmergalina* verspottet hatte – Gegenstück zur *alten Zott* für Françoise aus dem Mund der Princesse Palatine. Erst 1787, in Schubarts zehntem Haftjahr auf dem Hohenasperg, vermerkt Franziska: *nach dem mitag essen ging es auf den Asberg, wo der herzog (...) mir das vergnügen Thaten, dem Schubart Seine los lassung ankündigen zu dürfen.* Inzwischen hatte er allerdings in seiner Zelle Lobeshymnen auf sie gedichtet. Fast neun Jahre als Gattin des Herzogs waren ihr noch vergönnt. Im Herbst 1793 starb der seit Jahren kränkelnde Karl gewissermaßen in ihren Armen. Seine Nachfolger behandelten sie in der gleichen schäbigen Art, die Françoise vom Regenten erfahren hatte. Nach einigen haftähnlichen Tagen im Alten Schloß in Stuttgart entließ man sie in ihr von Karl bestimmtes «Withumb» in Kirchheim. Die Sommer verbrachte sie meist auf dem Gut ihrer verstorbenen

Eltern in Sindlingen bei Herrenberg, wo sie dem Pietisten Michael Hahn Zuflucht gewährte. Als Herzog Friedrich 1803 seine Erhebung zum Kurfürsten feierte, saß sie zu seiner Rechten unter dem Thronhimmel. Später kränkte er sie aber so nachhaltig, daß ihr Kammerherr und Vertrauter von Böhmen meinte, ihre Gallensteine seien gewiß königlichen Ursprungs. Dabei verdankte der spätere König Friedrich ihr doch – entsprechend dem Kalkül seines Mömpelgarder Großvaters – möglicherweise den Stuttgarter Thron; Mömpelgard war ja inzwischen zum französischen Montbéliard geworden.

Franziska von Hohenheim starb dreiundsechzigjährig am Neujahrstag 1811 und wurde mit offiziell-

len Ehren in der Kirchheimer Martinskirche beige-  
setzt; die Fürstengruft an der Seite ihres Mannes  
blieb auch ihr versagt. Der treue von Böhmen ließ  
ihr in der Kapelle von Sindlingen eine Marmorbü-  
ste errichten, deren Kopie jetzt auch in Kirch-  
heim/Teck über ihrem Grab steht und die folgende  
Inscription trägt: *Ihr Herz schlug warm für Gott und  
Menschen. Durch Frömmigkeit und Wohltätigkeit zeich-  
nete sie sich aus.*

Françoise wäre so nicht gut charakterisiert. Ein für  
beide Frauen zutreffender Nachruf wäre vielleicht  
das altrömische *senatus consultum: optime de pa-  
tria merita sunt* – sie haben sich um ihr Vaterland  
verdient gemacht.

## *Immanuel Stutzmann* Vor 150 Jahren sieht Missionar Rebmann den schneebedeckten Kilimandscharo

*Jetzt hat auch ihm die afrikanische Sonne zugesetzt und die Sinne verwirrt, mutmaßte man in Europa, als dort seine Meldung, daß es in Äquatornähe einen Berg gebe, dessen Gipfel ewigen Schnee trage, bekannt wurde. Der dies seiner Missionsgesellschaft meldete, war Johannes Rebmann, ein aus Gerlingen stammender Missionar, der als erster Weißer den schneebedeckten Gipfel des Kilimandscharo sah. Am 16. Januar 1820 war er als drittes von neun Kindern des Bauern und Weingärtners Johann Georg Rebmann in der Kirchstraße 18 im damals 1500 Einwohner zählenden Gerlingen geboren worden.*

Über die in jener Zeit allgemein noch vorhandene Kirchlichkeit hinaus waren die Gedanken der «Erweckungsbewegung», in Württemberg vor allem getragen von Michael Hahn und Ludwig Hofacker, auch in diesem Dorf auf fruchtbaren Boden gefallen. Darum war man schon 1816 dem «Hilfsverein für Basel» beigetreten; und der 16. Schüler des ein Jahr zuvor gegründeten Basler Missionshauses war ein Gerlinger, Jakob Maisch. Er ist der erste von zwölf Missionaren, die im Verlauf von hundert Jahren aus dem Bauern- und Weingärtnerdorf Gerlingen auf die Missionsfelder Afrikas und Asiens hinausgezogen, um den *in Nacht und Finsternis lebenden Heiden* das Evangelium zu verkünden.

Auch im jungen Johannes Rebmann regte sich schon früh der Wunsch, Missionar zu werden. Mit neunzehn Jahren trat der junge Wengerter ins Basler Missionshaus ein, lernte in kurzer Zeit alte und

neue Sprachen und übersiedelte fünf Jahre später ins Missionshaus der «Church Missionary Society» nach England, in deren Auftrag er 1846 nach Ostafrika geschickt wurde.

Seinen Geschwistern in der Heimat schreibt er unterwegs auf der Reise: *Der lieben Mutter muß ich sagen, daß sie, wenn sie nach mir sehen will, nicht mehr über den Garten des Herrn Pfarrers hin (nach Nordwesten, in Richtung England), sondern hinten durchs Küchenlädchen (nach Süden, in Richtung Afrika) hinausschauen muß, denn ich bin jetzt tief im Lande des*



*Mittags.* An der ostafrikanischen Küste erwartet ihn in Mombasa der aus Derendingen stammende Dr. Ludwig Krapf, der zuvor vergeblich versucht hatte zu missionieren. Unter unendlich schwierigen Bedingungen beginnen die beiden nun gemeinsam ihre Missionsarbeit. In kurzer Zeit eignet sich Rebmann die dafür notwendigen Sprachkenntnisse an und erwirbt Vertrauen und Achtung der Afrikaner. Vom Häuptling kauft er Land und errichtet darauf seine Missionsstation.

*Am 11. Mai 1848 entdeckt Rebmann den fast 6000 Meter hohen «Wolkenberg» Kilimandscharo*

Bald beginnt Johannes Rebmann, auf Reisen das völlig unbekannte Landesinnere zu erkunden, um den Plan, im Abstand von jeweils hundert Wegstunden quer durch den schwarzen Kontinent – von Mombasa an der Ostküste bis nach Gabun an der Westküste – christliche Missionsstationen zu errichten, in die Tat umzusetzen. Diese Stationen sollten zum Bollwerk gegen den nach Süden vordringenden Islam werden. Von Eingeborenen hat er gehört, es gebe im Dschaggaland einen hohen, von

Geistern bewohnten Berg, die jeden töteten, der ihn besteigen wolle.

Auf seiner ersten Reise in dieses Land mit dem sagenumwobenen «Mondgebirge» sieht er als erster Weißer den höchsten Berg Afrikas, den beinahe 6000 Meter hohen Kilimandscharo. In seinem Tagebuch schreibt er unter dem Datum vom 11. Mai 1848: *Wir sahen diesen Morgen die Berge von Dschagga immer deutlicher, bis ich gegen 10 Uhr den Gipfel von einem derselben, mit einer auffallend weißen Wolke bedeckt zu sehen glaubte. Mein Führer bestätigte mich zuerst in dieser Meinung, ob darum, weil er die Wahrheit vor mir verbergen wollte oder weil wirklich gerade eine Wolke den Berg umschwebte, konnte ich nicht entscheiden. Als wir einige Schritte weiter gegangen waren, fiel mir das Weiße noch mehr auf und ich fragte abermals meinen Führer, ob jenes dort wirklich eine Wolke sei. Während er mir antwortete, jenes dort sei eine Wolke, was aber das Weiße sei, wisse er nicht – er vermuthete, es sei Kälte –, wurde es mir ebenso klar als gewiß, daß das nichts anderes sei als Schnee, wofür diese Leute keinen Namen haben, weil er nie fällt innerhalb ihres Bereichs.* Spott und Hohn bringt Johannes Rebmann die Veröffentlichung seiner Entdeckung in Europa. Von der



*Johannes Rebmanns Geburtshaus in Gerlingen. Baulich keine Schönheit mehr, aber kulturell und heimatgeschichtlich sehr wertvoll.*

«Geographischen Gesellschaft» in Paris jedoch erhält er dafür eine Ehrenmedaille. Wichtiger als alles, was er für die Erforschung Ostafrikas, der großen Seen und der Nilquellen geleistet hat, ist ihm jedoch seine Arbeit als Missionar. An seine Geschwister schreibt er nach Hause: *Ich bin ja nicht hier, um geographische Entdeckungen zu machen, sondern vor den Völkern, die in Finsternis und Todesschatten sitzen, die Erlösung und das Heil in Christo Jesu aufzudecken und dem alleinigen Könige untertan zu machen, der Freiheit und Seligkeit gibt.*

Rebmanns engagierte Hilfe in den Jahren einer Hungersnot und vor allem die Öffnung seiner Missionsstation als Zufluchtsstätte für entkommene Sklaven sind entscheidende Schritte auf dem dornenvollen Weg der Christianisierung, auf dem ihm auch seine Frau, die Engländerin Emma Tyler, die er 1851 heiratet, eine wichtige Stütze ist. Nach Hause schreibt er: *Oft kam es vor, daß ich etwa hundert Personen, Männern, Weibern und Kindern, Arbeit zu geben hatte, um sich etwas Speise zu verdienen. Hie und da hatte ich die Freude einiges Dankgefühl wahrnehmen zu dürfen, in dem freiwilligen Geständniß, das sie machten, daß ich es sei, der sie vom Hungertod errette und für Viele es verhütet habe, daß sie sich nicht selbst zu Sklaven verkauften, nur um ihr Leben zu retten.* Erst im Jahre 1860 kann er freudig nach Hause schreiben, daß *am letzten Pfingstfest Abe Gondscha samt seinem Sohn Niondo von mir getauft wurde*, und 1866 berichtet er von zwei Trauungen und der Aufnahme von *sechs neuen Gliedern durch die heilige Taufe.*

*Nach erfolgreicher Mission in Ostafrika Heimkehr – Geburtshaus in Gerlingen soll abgebrochen werden*

29 Jahre lang wirkt Johannes Rebmann in Ostafrika, ohne einen einzigen Tag Urlaub oder einen Besuch in der Heimat. Seine Arbeit und das Land haben ihm alles abverlangt, Frau und Kind sind ihm genommen worden. Fast blind kehrt er 1875 – geführt und gestützt von seinem treuen Diener Isaak Niondo – in die Heimat zurück. In Korntal, wo auch Dr. Ludwig Krapf sich niedergelassen hat, findet er seinen letzten Wohnort. Seine Kraft reicht jedoch nicht aus, um im nächsten Jahr eine Lungenentzündung zu überstehen. Am 4. Oktober 1876 stirbt Johannes Rebmann im Alter von 56 Jahren und findet auf dem Korntaler Friedhof seine letzte Ruhestätte.

Heute erinnern Straßennamen in Gerlingen, Korntal und Stuttgart und eine von Fritz von Graevenitz



*Kommt diese Tafel, die unter dem mittleren Fenster im Erdgeschoß angebracht ist, bald ins Gerlinger Stadtmuseum?*

geschaffene Gazelle in Gerlingen an ihn, der – wie ein englischer Staatsmann sagte – *durch sein heiliges Leben der Mission und dem Christentum den angesehensten Namen erworben hatte.* Seit drei Jahren trägt auch eine Bibliothek in Kalali (Tansania) den Namen Rebmanns, der das Erscheinen der von ihm verfaßten Wörterbücher in der Eingeborenen-sprache nicht mehr erleben durfte. Gedenktafeln künden von ihm und seinem Wirken in Mombasa und an seinem Geburtshaus in Gerlingen.

Leider soll aber dieses Haus, die Hälfte eines aus dem 16. Jahrhundert stammenden Weingärtner-Doppelhauses, nach dem Willen seiner Besitzer abgebrochen werden. Dagegen haben sich zwar Heimatfreunde aus nah und fern, zahlreiche Medien, Organisationen und Verbände ausgesprochen und bitten, wie auch die Christen Ostafrikas, die *es höchst bedauerlich finden, wenn das Geburtshaus Johannes Rebmanns einem Geschäftshaus weichen muß*, die Stadt Gerlingen, alles daranzusetzen, um das Haus zu retten. Der Gerlinger Gemeinderat hat dem geplanten Abriß zugestimmt, doch das Stuttgarter Regierungspräsidium hat widersprochen. Dagegen wollen die Eigentümer jedoch klagen.

Darum tut Unterstützung not. Im vergangenen Jahr hat sich ein Freundeskreis gebildet, der zu Spenden aufgerufen hat, mit deren Hilfe das Haus erhalten und renoviert werden soll. Auch für die kleinste **Spende** sind wir dankbar. Unser Konto lautet: Verein für Heimatpflege Gerlingen e.V., Gerlinger Bank, Nr. 54 677 009 / BLZ 600 695 56, Johannes-Rebmann-Haus.

# Nikolaus Back Hundert Jahre Filderbahn

Am 13. Februar 1998 ist der erste Spatenstich für die Verlängerung der S-Bahn vom Flughafen nach Filderstadt-Bernhausen vorgenommen worden, so daß Filderstadt im Jahr 2001 an den Schienenverkehr angebunden sein wird. Eigentlich: wieder angebunden sein wird. Denn fast genau hundert Jahre früher – am 24. Dezember 1897 – wurde die Filderbahnstrecke zwischen Möhringen und Neuhausen/Filder über Echterdingen und Bernhausen eröffnet. Diese neue Bahn – sie war bei ihrer Eröffnung noch eine Schmalspurbahn – war jedoch lediglich der letzte und längste Streckenabschnitt des 27,8 Kilometer umfassenden Filderbahnnetzes, zu dem auch die Zahnradbahn zwischen Marienplatz und Degerloch sowie die Schmalspurbahn von Degerloch über Möhringen nach Hohenheim gehörten.

Im folgenden soll nun nicht die technische Seite, sondern die Wechselwirkung zwischen der Verkehrsgeschichte und der allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der südlichen Filder im Vordergrund stehen, war doch diese Eisenbahn der Auslöser vielfältiger Modernisierungstendenzen. Gerade im Großraum Stuttgart zeigen verschiedene Beispiele den Zusammenhang zwischen dem Streckenverlauf der Eisenbahn und der Ansiedlung von Industrie wie z. B. die Achse Cannstatt – Untertürkheim – Esslingen oder Feuerbach – Zuffenhausen – Kornwestheim – Ludwigsburg.

Das von der württembergischen Regierung gebaute Netz von Eisenbahnen beruhte nicht allein auf übergeordneter Planung oder geographischen Gegebenheiten, vielmehr war es auch das Resultat intensiver politischer Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen lokalen *Eisenbahncomités*, wie es Jürgen Plieninger kürzlich herausgearbeitet hat. Die in den *Eisenbahncomités* vertretenen lokalen Eliten erhofften sich – vielfach auch durchaus zu Recht – einen erheblichen Schub für die wirtschaftliche Entwicklung.

Rückblickend läßt sich feststellen: Für die künftige Entwicklung erwiesen sich in Württemberg nur wenige Jahrzehnte als entscheidend, nämlich die Zeit zwischen 1850 und 1875/85. Versäumnisse während jener Jahre ließen sich in den folgenden Jahrzehnten kaum mehr korrigieren. Die durch den Streckenverlauf der Eisenbahnen des 19. Jahrhunderts vorgegebenen Industriezentren bzw. Industrieachsen im Großraum Stuttgart blieben weitgehend bis 1945 prägend. Als Kehrseite dieser Ent-

wicklung bildete sich freilich ein beträchtliches Entwicklungsgefälle zwischen Regionen mit und ohne Bahnanschluß heraus.

## Die «Provinzialisierung» der Filder

Zu den benachteiligten Gebieten gehörten – trotz der Großstadtnähe – auch die mittleren und südlichen Filder. Dabei ist der verpaßte Anschluß an den Eisenbahnbau die Hauptsache. Hier läßt sich durchaus der von Gerd Zang für die Bodensee-Region geprägte Begriff «Provinzialisierung» anwenden. Die Filder sind sogar ein typisches Beispiel dafür, wie der Bau der Eisenbahn zunächst Nachteile brachte.

Während die Filder in den vergangenen Jahrhunderten von mehreren Fernstraßen, vor allem der «Schweizer Straße» über Möhringen und Echterdingen sowie der «Albstraße» über Plieningen und Bernhausen nach Metzingen–Ulm, profitierten, verlagerte sich der Verkehr seit der Fertigstellung der Eisenbahn auf die Schiene, so daß er großräumig an den Fildern vorbeilief. Die Nachteile einer solchen «Abkoppelung» wurden den Zeitgenossen sehr bald bewußt. 1863 beantragten 99 Gewerbetreibende aus Bernhausen die Einrichtung eines Jahrmarktes. Sie begründeten das Gesuch damit, daß durch den Bau der Eisenbahnen der Verkehr *durch reisende Fußgänger wie durch schweres und leichtes Fuhrwerk* sehr stark zurückgegangen, *ja sogar beinahe total aufgehoben* sei, was vor allem den *Schustern, Metzgern, Bäckern, Handlungen, Krämereien, Webereien* schaden würde. Das Gesuch wurde jedoch durch den von Bauern dominierten Gemeinderat Bernhausen abgelehnt, da ein *Markt für unsere Jugend das größte Verderben [wäre], in dem jedem Bürger wohl bekannt seye, wie es stehe bei den ledigen Leuten, auch vielfach bei verheuratheten Männern.*

Dieses Beispiel zeigt anschaulich, wie zögernd die bäuerlichen Eliten Initiativen zu einer Öffnung gegenüberstanden. Möglicherweise liegt darin auch der Grund für die geringe Unterstützung und damit den geringen Erfolg eines *Filderbahncomités einer Anzahl Fildergemeinden*, das 1865 vorschlug, die geplante Gäubahn in den Schwarzwald über die Filder zu bauen. Diese Denkschrift entstand, als entschieden werden mußte, über welche Strecke die Residenzstadt Stuttgart mit dem Schwarzwald verbunden werden sollte. Als Alternative standen die Trassen über Vaihingen/Filder – Böblingen – Horb

oder über Leonberg – Weil der Stadt – Calw gegenüber. Als Variante zur Böblinger Trasse schlug das besagte *Filderbahncomité* hingegen eine Trasse vor über Sillenbuch – Plieningen – Leinfelden – Böblingen.

Diese Eingabe hatte keinen Erfolg: Die Bahn verlief schließlich durch das Strohgäu, den Ausschlag gab der zuständige württembergische Außenminister Karl Freiherr von Varnbüler aus Hemmingen. Einige Jahre später – im Jahr 1879 – wurde jedoch genau die geforderte Bahnlinie über Vaihingen – Böblingen – Horb gebaut. Somit erhielt Vaihingen als einziger Ort der Filder einen Anschluß an das staatliche Eisenbahnnetz, und tatsächlich erfuhr der Ort bald eine stürmische wirtschaftliche Entwicklung.

#### *Der Bau der Filderbahn*

Als die staatlichen Fernbahnen im Königreich Württemberg in den 1870er Jahren fertiggestellt waren, bestand somit kein übergeordnetes Planungsinteresse nach einer verkehrsmäßigen Erschließung der Filder.

Der letztlich entscheidende Anstoß für einen Bahnbau kam allerdings nicht aus den Dörfern selbst, sondern von der Maschinenfabrik Esslingen, die nach Fertigstellung des staatlichen Eisenbahnnetzes nach neuen Absatzmärkten für Lokomotiven suchte: Emil Kessler II, Direktor der Maschinenfabrik

Esslingen und Sohn des gleichnamigen Firmengründers, finanzierte 1884 die private Filderbahn-Gesellschaft als Aktiengesellschaft, die die Zahnradbahn vom Stuttgarter Marienplatz nach Degerloch baute. Als Bedingung für die Weiterführung der Bahn auf der Filderebene forderte Kessler jedoch, daß ein Teil der Baukosten von privater Seite aufgebracht würde. In der Tat verfaßten zwei Kaufleute aus Plieningen und Birkach sowie ein Professor aus Hohenheim einen Aufruf an die Bevölkerung, das Kapital in Form von Aktien aufzubringen. Und sie hatten Erfolg: Tatsächlich konnte der Bau einer Schmalspurbahn von Degerloch über Möhringen nach Hohenheim finanziert und 1888 fertiggestellt werden.

Auf ähnliche Weise wurde die Fortsetzung der Bahn von Möhringen bis Neuhausen finanziert. Die Fildergemeinden mußten 50% der Baukosten in Form von Aktienkapital aufbringen. Diese Kosten waren für die Gemeinden beträchtlich, machten sie doch in manchen Fällen die Hälfte des jährlichen Budgets aus und konnten nur durch Kredite aufgebracht werden.

Die Finanzkraft der Filderdörfer war jedoch sehr unterschiedlich. Den reichen Bauerndörfern Echterdingen, Bernhausen und Sielmingen standen wesentlich ärmere Dörfer wie Stetten, Plattenhardt oder Bonlanden gegenüber. Tatsache ist, daß nur die reicheren Bauerndörfer einen Bahnanschluß er-



*Im Jahr 1902 wurde die bis dahin als Schmalspurbahn betriebene Filderbahn auf Normalspur ausgebaut. Bahnhof Bernhausen mit Eisenbahnbauarbeitern.*

hielten. Ob die Streckenführung sich nach den finanziellen Möglichkeiten der beteiligten Gemeinden richtete oder ob man im Transport des Filderkrauts die Hauptfunktion der zukünftigen Bahn sah, muß dahingestellt bleiben. Bemerkenswert ist der Unterschied zu den 1860er Jahren: Die von Bauern dominierten Gemeinderäte bewiesen nun eine beträchtliche Offenheit gegenüber Modernisierungsmaßnahmen und fanden sich zu hohen finanziellen Opfern bereit.

Die Hoffnungen der Bauern erfüllten sich: Die Filderbahn spielte von nun an eine wichtige Rolle für den Krautabsatz. Ihre wichtigste Funktion erhielt die Filderbahn jedoch in der Personenbeförderung. Bereits anlässlich der Eröffnung am 24. Dezember 1897 vermutete die Lokalzeitung, der *Filder-Bote*, daß *das Verkehrsmittel den Verkehr gewaltig hebt*. Auch wurde in den 1890er Jahren den Vertretern der dörflichen Eliten immer klarer, daß etwas gegen die ständige Verarmung der unterbäuerlichen Schichten unternommen werden mußte. So schrieb der Pfarrer von Bernhausen im Jahr 1895: *Eine Wendung zum Besseren könnte nach menschlichem Ermessen bloß durch Einführung von Industrie und Anschluß an die großen Verkehrswege herbeigeführt werden*.

#### *Der Modernisierungsschub auf den Fildern*

Die Hoffnung nach Industrieansiedlung erfüllte sich freilich nicht: Die Filderbahn lag abseits der Hauptstrecken, vor allem war sie nur eine Stich-

bahn. Für potentielle Investoren war dies verständlicherweise zu wenig; sie bevorzugten deshalb die bisherigen Industriegebiete in den Flußtälern entlang der Hauptstrecken. Dennoch bewirkte die Bahn innerhalb sehr kurzer Zeit tiefgreifende demographische, gesellschaftliche und kulturelle Umbrüche. Treffend schrieb 1905 der Bonländer Pfarrer: *Seit der Eröffnung der Filderbahn wächst die Zahl der Industriebevölkerung von Jahr zu Jahr. Ein beträchtlicher Teil der Einwohner sucht sein Brot in Stuttgart zu verdienen*.

Besonders günstig wirkte sich aus, daß das Stuttgart der Jahrhundertwende vielfältige Arbeitsmöglichkeiten bot. Ein großer Arbeitsmarkt bestand vor allem in der Bauwirtschaft. Tatsächlich nahm die Zahl der Pendler in zahlreichen Filderdörfern erheblich zu, gleichzeitig ging der Anteil der in der Landwirtschaft Tätigen innerhalb weniger Jahre erheblich zurück. Nimmt man die beiden Volkszählungen von 1895 und 1907, so sank der Anteil der Landwirte am stärksten in Stetten (von 84,3 auf 48,5 Prozent), gefolgt von Bernhausen (77,6 auf 54,7 Prozent) und Bonlanden (66 auf 45 Prozent).

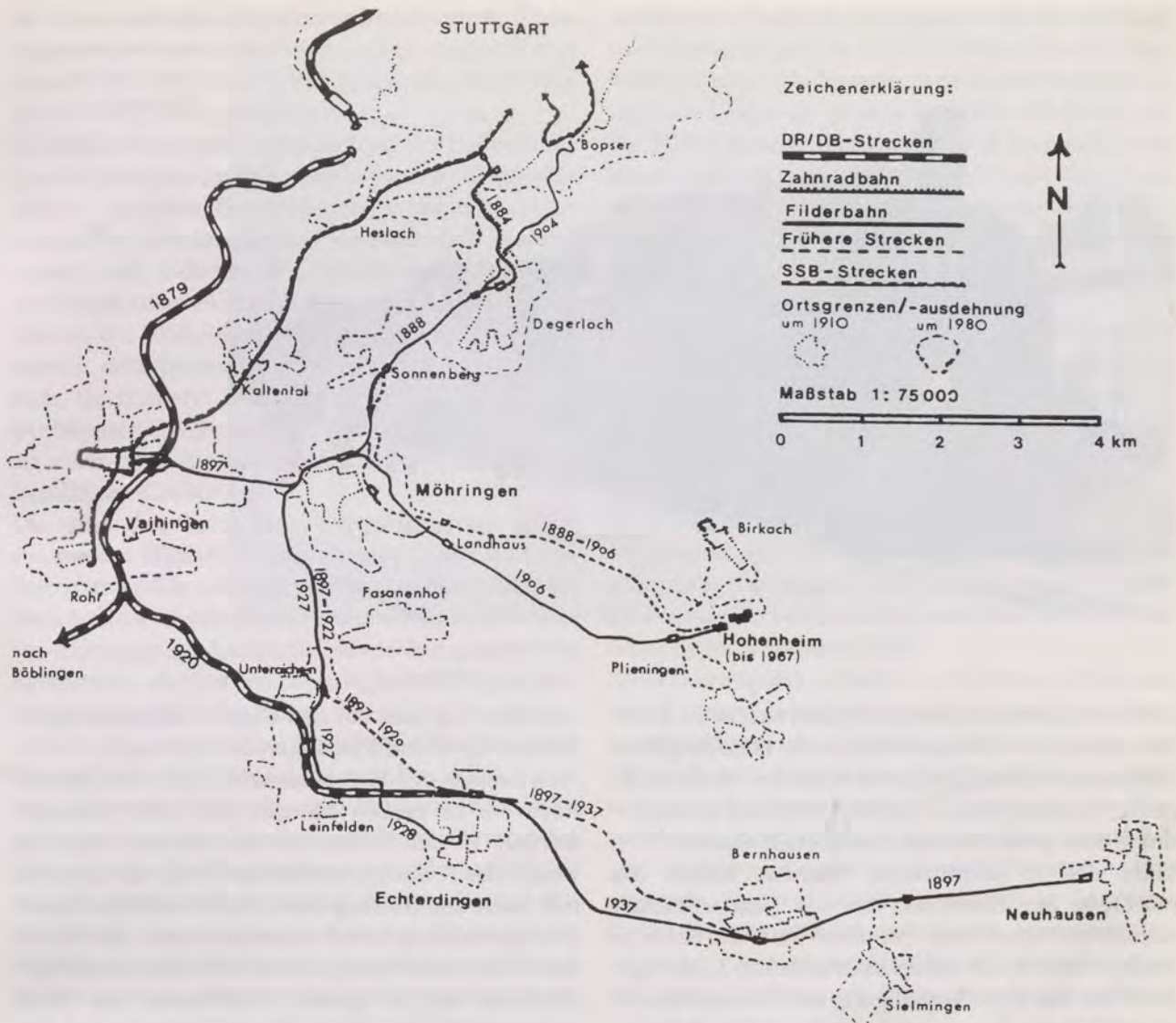
Dies führte zu einer neuen Arbeitsteilung innerhalb der Familie: Der Ehemann verdiente den Lebensunterhalt in der Stadt, die Ehefrau führte mit Hilfe der Kinder die Landwirtschaft. *Meistens wird neben der Arbeit Landwirtschaft betrieben, wobei die Hauptarbeit von Frauen und Kindern zu leisten ist*, so die Charakterisierung durch den Sielminger Pfarrer Kemmler im Jahr 1912. Gleichzeitig führte dies dazu, daß die



*Rechte Seite:  
Die Filderbahn umfaßte ein umfangreiches Streckennetz von 27,8 km Länge auf den Fildern.*

*Verladen von Filderkraut auf dem Bahnhof von Bernhausen 1936.*





Arbeiter nun erstmals über Bargeld verfügten. Während in der herkömmlichen Dorfgesellschaft Handwerker und Tagelöhner meist auf die Aufträge der Bauern angewiesen waren, bedeutete eine Lohnarbeit in der Stadt plötzlich die Auflösung dieser seitherigen Abhängigkeiten.

Das Bargeld führte außerdem zu einer regen Bautätigkeit unter den Pendlern. Es ist kein Zufall, daß nahezu alle Neubauten in jener Zeit in Bahnhofsnähe errichtet wurden. Besonders deutlich läßt sich dies in Sielmingen aufzeigen, wo der Haltepunkt etwa 500 Meter vom Ortskern entfernt lag. Nahezu sämtliche Häuser der Bahnhofstraße stammen aus der Zeit zwischen 1898 und 1914 und lassen sich als Häuser von Arbeiterbauern erkennen.

Eine weitere Folge war die Gründung von Vereinen. Der Kontakt der Arbeiter zur Großstadt bewirkte auch die Übernahme bürgerlicher Geselligkeitsformen. Hierzu zählen vor allem die um die Jahrhundertwende entstehenden Sportvereine, sehr zur Besorgnis der Pfarrer, die darin eine Konkurrenz zu

ihren kirchlichen Vereinen sahen. *Die Arbeiter freilich sind (...), soweit sie in dem Arbeiterturnverein gemeldet sind, für die kirchliche Arbeit so gut als unzugänglich. (...) Ein Wolf in Schafskleidern ist besonders der Turnverein, so die Einschätzung des Pfarrers von Bonlanden im Jahr 1900.*

Nicht minder gefährlich erschien den Pfarrern der Autoritätsverlust auf politischem Gebiet. Über Sielmingen bemerkte der Dekan 1912: *Doch ist auch diese Gemeinde bedroht von der überall geschäftigen Wählerarbeit der Sozialdemokratie und erfordert darum hingebende Treue und unermüdliche Wachsamkeit.* Tatsächlich verzeichneten die Sozialdemokraten beträchtliche Stimmengewinne und errangen in einigen Dörfern sogar die Mehrheit.

#### *Eisenbahn und Landwirtschaft*

Die Haltung der Bauern zum neuen Verkehrsmittel war außerordentlich unterschiedlich. Noch in den 1860er und 1870er Jahren wurden die Vorteile der Ei-



Filderbahn in  
den 20er Jahren:  
Die «T 94» bei  
Neuhausen.

senbahn gesehen. So versprach man sich einen leichteren Bezug von Düngemitteln, damit kurzfristig Produkte angebaut werden konnten, die am Markt nachgefragt wurden. Ebenso konnten Vieh und Marktprodukte über große Strecken transportiert werden.

Ende des 19. Jahrhunderts wurden jedoch die Nachteile der Eisenbahn für die Landwirtschaft stärker hervorgehoben. Vor allem hatte die Bahn zu einem Preisverfall landwirtschaftlicher Güter geführt, da durch die Verbilligung der Transportmittel plötzlich neue Erzeugergebiete wie USA, Kanada, Rußland oder Argentinien auf den Markt drängten und einheimische Produkte verdrängten. Tatsächlich löste der Ausbau des Schienennetzes Ende des 19. Jahrhunderts einen regelrechten Strukturwandel der Landwirtschaft aus.

Anders stellte sich die Lage hingegen in großstadtnahen Gebieten dar: Als im Zuge der Industrialisierung die Bevölkerungszahl im nahen Stuttgart sehr stark zunahm, vergrößerte sich der Absatzmarkt für landwirtschaftliche Produkte ständig. Im Unterschied zu vielen anderen agrarischen Gebieten konnte die Landwirtschaft damit auf den Fildern von der Industrialisierung profitieren. Dies zeigt auch die Entwicklung der Anbauflächen von Kraut. War Kraut traditionell eher eine Gartenpflanze für den Eigenbedarf, so wurde sie auf den Fildern seit dem 18. Jahrhundert auf dem Feld als Brachfrucht angebaut. Vor allem im späten 19. Jahrhundert dehnten sich die Krautanbauflächen ständig aus. Die Fertigstellung der Filderbahn 1888 und 1897 löste geradezu eine Euphorie bei den Bauern aus, am

stärksten war dies bei den Bauern von Möhringen, Echterdingen und Plieningen der Fall.

Nun konnte das Filderkraut statt mit dem Pferdefuhrwerk in großen Mengen per Bahn versandt werden. In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg wurde das Kraut bis ins Ruhrgebiet, in die Schweiz und nach Österreich geliefert. Aber auch die Sauerkrautherstellung erhielt Impulse durch die Filderbahn. Das Kraut wurde in den Krautfabriken eingeschnitten und in großen Holzfässern per Bahn transportiert. Aus diesem Grund befanden sich die größten Krautfabriken – nämlich in Echterdingen und Bernhausen – in unmittelbarer Nähe zu den Bahnhöfen.

*Klagen der Benutzer: zu teuer und zu langsam*

Weniger zufrieden mit der Filderbahn waren die Arbeiter: Als Privatbahn mußte die Filderbahn-Gesellschaft in erster Linie auf Gewinnmaximierung bedacht sein und verlangte ausgesprochen hohe Fahrpreise. Tatsächlich lag der Fahrpreis um das Doppelte höher als bei der Württembergischen Staatsbahn. Eine Wochenkarte von Bernhausen nach Stuttgart kostete 1901 3,20 Mark, während ein Maurer einen Stundenlohn von 60 bis 65 Pfennig erhielt. Es soll deshalb viele Filderbewohner gegeben haben, die trotz der Eisenbahn weiterhin mit dem Fahrrad oder gar zu Fuß zu ihrem Arbeitsplatz nach Stuttgart gelangten. Um nicht weiter gegenüber der Württembergischen Staatsbahn benachteiligt zu sein, forderten 1909 die Fildergemeinden,

der Staat solle die Filderbahn übernehmen. Diese Frage wurde im Stuttgarter Landtag ausgiebig diskutiert, aber von der württembergischen Regierung aus Kostengründen abgelehnt.

Die hohen Fahrpreise ermöglichten der Filderbahngesellschaft jedoch eine sehr expansive Geschäftspolitik. Nachdem die durch hohe Investitionen verursachten Schwierigkeiten überwunden worden waren – von 1902 bis 1905 gehörte die Gesellschaft zur Westdeutschen Eisenbahngesellschaft in Köln –, erwarb die Filderbahn-Gesellschaft 1905 die Bahn zurück und baute die Nebenbahn Korntal-Weisach; sie firmierte nun unter dem Namen «Württembergische Nebenbahnen AG». 1910 übernahm sie auch noch die Härtsfeldbahn und die Strecke Reutlingen-Gönnigen.

Die durch den Ersten Weltkrieg verursachten Verluste auf der Filderbahn führten dazu, daß 1920 die Bahn tatsächlich verkauft wurde, allerdings an zwei verschiedene Institutionen: Den Abschnitt Neuhausen-Echterdingen kaufte die inzwischen gegründete Reichsbahn, die Strecke Degerloch-Möhringen-Hohenheim die Stadt Stuttgart.

Diese Aufteilung in zwei Eigentümer brachte große Nachteile für die Fahrgäste, denn offensichtlich waren städtische Filderbahn und Reichsbahn nicht in der Lage, die Linie gemeinsam fortzuführen. Statt dessen baute die Reichsbahn ein Verbindungsstück zwischen Echterdingen und Vaihingen, so daß die Filderbahn von Neuhausen nun den Umweg über Vaihingen und Westbahnhof machen mußte, um auf einer durchgehenden Reichsbahnstrecke fahren

zu können. Dadurch verlängerte sich die Fahrzeit nach Stuttgart um bis zu 20 Minuten, so daß man nach Stuttgart mindestens eineinhalb Stunden, häufig auch länger unterwegs war. Der Rückweg auf die Filder dauerte regelmäßig zwei Stunden. Noch länger war der Weg zur Arbeit für die Bewohner von Bonlanden, Plattenhardt, Harthausen oder Stetten/Filder. Diese mußten zuerst einen drei bis fünf Kilometer langen Fußmarsch antreten, um zum Bahnhof zu gelangen.

Es gab in den 20er Jahren praktisch kein kommunalpolitisches Thema auf den Fildern, das so leidenschaftlich diskutiert wurde wie die Verbesserung des Arbeiterverkehrs auf der Filderbahn. *Kürzlich lese ich in der (...) «Schwäbischen Tagwacht», daß vor 94 Jahren eine Bahn in Amerika in einer Stunde 27 km fuhr, und heute, nach einem ungeheueren Siegeslauf der Technik, braucht die Filderbahn von Bernhausen nach dem Stuttgarter Westbahnhof eine Stunde und noch mehr. Eine hübsche Leistung, so ein Leserbrief im Filder-Boeten vom 16. November 1925.*

Zwei Jahre später schreibt ein Filderbewohner aus Anlaß einer Fahrplanänderung unter der Überschrift «Hinter dem Mond»: *Man nenne uns eine Großstadt von der Bedeutung Stuttgarts (...), welche mit ihren Bezirksorten, die teilweise kaum eine Wegstunde von ihrer Peripherie entfernt liegen (Echterdingen, Leinfelden), eine solch erbärmliche Bahnverbindung aufweisen. (...) und daß die fahrplanmäßige Geschwindigkeit (lies: Langsamkeit und staune!) nahezu drei Minuten pro Kilometer beträgt. Wer will sich noch wundern, wenn der Lastwagen mehr und mehr in den Dienst*



Güterverkehr am Bahnhof Bernhausen, Aufnahme 1981.

der Personalbeförderung tritt. Überall hört man von einer Verbesserung der Verkehrsverhältnisse, und auf den Fildern werden sie von Jahr zu Jahr schlechter.

### *Straßenbahnlinien sorgen für Bindung und Entlastung*

Um ihre Interessen effektiver zu vertreten, wurde 1920 auf Initiative eines Plattenhardter SPD-Gemeinderats eine lokale Verkehrskommission gegründet, durch die die verschiedensten Klagen der Arbeiter über die Filderbahn gebündelt und gegenüber der Reichsbahn wirksam vertreten werden sollten.

Die Kritik entzündete sich nicht nur an den langen Fahrzeiten, sondern auch an den häufigen Verspätungen sowie den für Arbeitnehmer ungünstigen Ankunftszeiten in Stuttgart. Schließlich wurden der schlechte Komfort und die Unfallgefahr kritisiert: *Ein derartiger Verkehr muß öffentlich Ärger erregend wirken, wenn hunderte von Arbeitern täglich bei jeder Witterung sich auf der Plattform und den Trittbrettern aufhalten müssen.* (9. 5. 1924) Auch wenn manche Mißstände behoben werden konnten, eine Verkürzung der Fahrzeit war lediglich durch den Bau neuer, direkter Linien möglich. Eine technische Neuheit war die elektrische Straßenbahn, die die alte Dampfeisenbahn ablösen sollte.

Trotz der allgemein angespannten Finanzlage konnte in den Jahren 1928/29 eine ganze Reihe neuer Linien durchgesetzt werden: Dazu zählen die Straßenbahnlinien

- Möhringen–Echterdingen,
- Esslingen–Nellingen–Denkendorf und Nellingen–Scharnhausen–Neuhausen,
- Kaltental–Vaihingen sowie Vaihingen–Rohr und schließlich die
- Dampfbahn Leinfelden–Waldenbuch.

Als Beispiel für die hochgespannten Erwartungen an das neue Verkehrsmittel möge der Kommentar anlässlich der Eröffnung der Straßenbahnlinie nach Echterdingen am 30. März 1928 stehen: *Der bevorstehende Tag der Einweihung wird ein Markstein in der Geschichte von Echterdingen werden, ein epochemachender Fortschritt, mit der Landeshauptstadt durch ein großstädtisches Verkehrsmittel verbunden zu sein. Für den Arbeiter eine bequeme Fahrgelegenheit zur Arbeitsstätte, für den Landwirt ein günstiger Weg zum Absatz seiner Produkte, für den Geschäftsmann eine ideale Verbindung mit der Hauptstadt – so hoffen wir, soll das neue Verkehrsmittel eine neue Aera des Emporblühens unserer Gemeinde einleiten!*

Die Gemeinden Stetten, Plattenhardt und Bonlanden hatten sich übrigens finanziell am Bau dieser Straßenbahn beteiligt, da sie mit einer Weiter-

führung bis Bonlanden rechneten. Aus diesen drei Gemeinden pendelten täglich rund 1500 Arbeiter nach Stuttgart. So offensichtlich der Bedarf für diese Bahn war, bei der Umsetzung war man auf die finanzielle Unterstützung der Stadt Stuttgart und des Landes Württemberg angewiesen. Tatsächlich besuchte der damalige Wirtschaftsminister Reinhold Maier 1930 Plattenhardt und machte konkrete Zusagen für den Bau der Straßenbahn; aber bereits wenige Monate später mußte dieses Projekt wegen der Finanzknappheit der öffentlichen Hand verschoben werden. Diese Bahn ist im übrigen bis heute nicht gebaut worden.

Bemerkenswert ist auch ein anderes Projekt, das damals nicht zur Ausführung kam: Es bestanden konkrete Pläne für eine Straßenbahn von den Fildern nach Reutlingen, die weitgehend dem Verlauf der heutigen Bundesstraße B 27 entsprach. Dieses Projekt wurde fallengelassen, nachdem man sich für die Schönbuchbahn Leinfelden–Waldenbuch entschieden hatte, die eines Tages nach Tübingen verlängert werden sollte.

### *Pendlerorte – Vision für die Filder?*

In den 20er Jahren rückte allmählich die veränderte Funktion der Filder ins allgemeine Bewußtsein: Aus den Bauerndörfern waren immer mehr Pendlerorte geworden. Die Entwicklung auf den Fildern folgte hier aber durchaus einem allgemeinen Trend in Württemberg. Das relativ junge Phänomen der Berufspendler wurde Ende der 1890er Jahre durch Hermann Losch, Mitarbeiter und späterer Präsident des württembergischen Statistischen Landesamts, beschrieben. Von ihm stammt angeblich auch der Begriff «Pendler». Württemberg war im übrigen der erste und lange auch der einzige Bundesstaat im Deutschen Reich, der die Pendlerzahlen auf Ortsebene in regelmäßigen Abständen erfaßte. Aus diesem Grund liegen für jeden württembergischen Ort Zahlenreihen der Jahre 1900, 1910 und 1925 vor. Unter allen Oberämtern wies das Amtsoberamt Stuttgart 1925 mit 28,3 Prozent aller Erwerbstätigen den höchsten Anteil an Pendlern auf (Landesdurchschnitt 10 %).

Auch auf lokaler Ebene rückte diese Frage in vielfältiger Weise in den Mittelpunkt: Vor allem geschah das im Zusammenhang mit neuen Eisenbahn- bzw. Straßenbahnprojekten. Die Notwendigkeit neuer Bahnlinien wurde nun – im Unterschied zu früher – hauptsächlich mit der Nutzung für den Pendlerverkehr begründet. Als Gründe für die zunehmenden Pendlerströme nennt eine Denkschrift zur Schönbuchrandbahn vom 28. April 1926 eine

starke Nachfrage nach Industriearbeitskräften im Krieg und in der Nachkriegszeit sowie den Übergang von Wochen- zu Tagespendlern. Der Grund hierfür lag in den höheren Lebenshaltungskosten in der Stadt sowie in *der Einführung der achtstündigen Arbeitszeit, die das tägliche Aufsuchen der Arbeitsstätte vom Heimatort aus erst ermöglicht hat.*

Bemerkenswert ist jedoch die Verbindung von Pendlerwesen und großstadtfeindlichen Vorstellungen. So paradox dies auch klingen mag, tatsächlich wurde das Pendlerwesen, das tiefgreifende modernisierende Wirkungen verursachte, mit agrarromantischen Argumenten propagiert. Die Zunahme der Pendler wurde hier als Eindämmung der Landflucht, *des jahrzehntelangen Zugs nach der Stadt*, ausdrücklich begrüßt. Die Situation der Industriearbeiterschaft in den Städten wurde nämlich ausgesprochen negativ beurteilt: *Die Wohnungsnot übt auf ihren gesundheitlichen, sittlichen, kulturellen und sozialen Zustand in steigendem Maße den unheilvollsten Einfluß aus.* Schließlich wird aber auch ein weiteres agrarromantisches Argument eingeführt, nämlich die eigene Bodenbewirtschaftung der ländlichen Industriearbeiter, insbesondere die *günstige Wirkung einer derartigen Nebenbeschäftigung auf den Gesundheitszustand.*

Hier läßt sich die von Wolfgang Kaschuba beschriebene Rückwirkung bürgerlich-agrarromantischer Vorstellungen auf das Land feststellen: Der ländliche Raum nimmt die Großstadt nicht mehr als Vorbild, sondern ihm wird in vielerlei Hinsicht sogar eine gewisse Überlegenheit gegenüber der Stadt zugesprochen. Der großstadtnahe ländliche Raum

repräsentiert somit einen eigenen Weg der Modernisierung, der sich vornimmt, die Vorteile der Industriegesellschaft zu nutzen, ohne dabei in die Nachteile der Großstadt zu verfallen.

#### *Konkurrenz durch Lastwagen und Omnibusse*

Da vor allem die Orte Stetten, Plattenhardt, Bonlanden und Harthausen nach wie vor keinen Anschluß an das öffentliche Verkehrsnetz hatten, stießen private Besitzer von Lastkraftwagen mit großem Erfolg in diese «Marktlücke». Seit 1925/26 begannen sie damit, die Arbeiter von ihren Wohnorten direkt nach Stuttgart zu befördern. Für Busse wurde ein vergleichsweise geringes Anfangskapital benötigt; ein weiterer Vorteil war, daß eine unrentable Linie ohne große Verluste wieder stillgelegt werden konnte. Aus diesem Grund war die Einrichtung einer Buslinie für Privatleute ziemlich lukrativ.

Obwohl der Fahrpreis erheblich höher lag und der Komfort sehr mangelhaft war, erfreuten sich diese «Busse» großer Beliebtheit. Für die Strecke Harthausen–Stuttgart lag 1926 der Preis für Bus-Wochenkarten um 67 % bis 83 % höher als der Fahrpreis der Eisenbahn ab Bernhausen. Trotz dieser offenkundigen Nachteile einschließlich der Unfallgefahr wurden die Busse rege genutzt. Ein Bonländer Gemeinderat schreibt hierzu 1927: *Es ist besonders in der kalten Jahreszeit kein Vergnügen, eine Stunde weit auf nur leicht bedecktem Lastwagen zu fahren; aber immerhin noch erträglicher als eine Stunde früher aufstehen und nachher eine Stunde auf der Straße oder im Wartesaal sich aufhalten zu müssen, bis die Arbeit beginnen kann.*

*Seit 1925 erhielt die Filderbahn eine wachsende Konkurrenz durch die Arbeiterbeförderung per Lastwagen, nach einigen Jahren per Omnibus. Die Fahrt mit dem LKW war zwar teurer, dafür aber wesentlich kürzer als mit der Filderbahn. Aufnahme aus Bonlanden aus dem Jahr 1930.*



Der Erfolg der neuen Buslinien erwies sich verständlicherweise als der Anfang vom Ende der Filderbahn. Zwar hatte die Reichsbahn das Recht, gegen die Konzession neuer Buslinien Einspruch zu erheben, konnte damit aber den allgemeinen Trend nicht mehr aufhalten. Da die Reichsbahn auch in den neuen Straßenbahnlinien der städtischen Filderbahn Konkurrenten sah, versprach man sich eine erhebliche Verbesserung, daß schließlich 1933 die Strecke Vaihingen–Neuhausen von der Stuttgarter Straßenbahnen AG (SSB) gekauft wurde. Nun konnte auf eine Gesamtplanung gehofft werden. Es hätte sich nämlich die Möglichkeit ergeben können, daß – ebenso wie vor 1920 – die Bahn von Neuhausen wieder direkt über Möhringen und Degerloch und damit wesentlich schneller in Stuttgart gewesen wäre als bisher. Tatsächlich änderte sich jedoch nichts: Vielmehr beauftragte die SSB die Reichsbahn mit dem weiteren Betrieb der Bahn, so daß weiterhin der 20 Minuten längere Weg über Vaihingen und Westbahnhof gefahren werden mußte.

#### *NS-Verkehrspolitik: keine Förderung des öffentlichen Nahverkehrs*

Mit der NS-Verkehrspolitik verbindet man bekanntlich den Beginn des Autobahnbaus. In der Tat erfolgte am 21. März 1934 mit großem propagandistischem Aufwand der erste Spatenstich der Autobahn Stuttgart–Ulm zwischen Bernhausen und Plieningen. Weniger bekannt ist, daß die Nationalsozialisten den öffentlichen Nahverkehr sträflich vernachlässigten.

Angesichts der wirtschaftlichen Erholung Mitte der 30er Jahre machten sich die Filderbewohner wieder Hoffnungen, daß die 1930 versprochene Straßenbahn Echterdingen–Bonlanden nun endlich gebaut würde. Im November 1936 verfaßte Bonlandens Bürgermeister Richard Wolber einen Leserbrief an den *Filder-Boten*, in dem er auf die Bemühungen der Gemeinden von 1930 verwies und die Verkehrsverhältnisse von Bonlanden, Plattenhardt und Stetten immer noch als *unzulänglich* bezeichnete. Er verwies auf die dringende Notwendigkeit, diese drei Gemeinden und die 1593 Pendler zu berücksichtigen.

Die NS-Regierung setzte jedoch in ihrer Verkehrspolitik andere Prioritäten. Ausschlaggebend hierfür war zweifellos die militärische Verwendbarkeit des jeweiligen Verkehrsmittels. Der Bau von Autobahnen, aber auch die Entwicklung schnellerer Eisenbahnen wurden als militärisch relevant eingestuft, der öffentliche Nahverkehr, wie z. B. verbesserte Straßenbahnen, hingegen nicht. Zieht man in Be-

tracht, daß 1933 nicht einmal ein Prozent der erwachsenen Bevölkerung überhaupt ein Auto besaß, dann wird ersichtlich, wie einseitig diese Verkehrspolitik war.

Als besonderes Kuriosum sei vermerkt, daß die Filderbahn praktisch ihre eigene Konkurrenz unterstützte: Nahezu das gesamte Baumaterial für den Autobahnbau von 1934–1936 wurde mit der Filderbahn transportiert.

#### *1955 überschreitet der Individualverkehr die 50-Prozent-Marke*

Einen letzten Aufschwung erlebte die Filderbahn lediglich durch die Treibstoffknappheit im Zweiten Weltkrieg. Aus diesem Grund stieg 1944 das Fahrgastaufkommen der Strecke Leinfelden–Neuhausen auf 618 000 Personen. Um so gravierender war dann der Rückgang nach dem Krieg. Bereits Ende 1945 fuhren wieder die Buslinien, so daß sich die Zahl der Fahrgäste trotz des starken Bevölkerungszuwachses der Nachkriegszeit auf 100 000 (1946) und 50 000 (1954) verringerte. Es dauerte nicht lange, bis das Innenministerium dem Antrag der Stuttgarter Straßenbahnen AG stattgab, den Personenverkehr auf der Filderbahn einzustellen. Am 31. Juli 1955 fuhr der letzte reguläre Personenzug auf der Filderbahn.

Das Jahr 1955 markiert im übrigen in der bundesdeutschen Verkehrsgeschichte einen bemerkenswerten Einschnitt. In den 50er Jahren traten die individuellen Verkehrsmittel Motorrad und Automobil ihren Siegeszug an: Damals überstieg erstmals der Individualverkehr die 50-Prozent-Marke, während der öffentliche Verkehr erstmals darunter lag. Das Vordringen des Individualverkehrs führte wiederum zu einer weiteren starken Zunahme des Pendlerverkehrs.

Hatte die Filderbahn um die Jahrhundertwende bewirkt, daß die Dorfbewohner nicht mehr abwanderten, sondern im Dorf blieben und in die Großstadt pendelten, so führte in den 50er Jahren das Vordringen der individuellen Verkehrsmittel dazu, daß die südlichen Filderorte zu beliebten Wohnorten der Stuttgarter wurden. Es fand ein ungeheurer Zuzug in die Filderorte statt. In der Tat wuchsen nun die Filderdörfer, die bis zum Zweiten Weltkrieg weitgehend ihren traditionellen Charakter bewahrt hatten, in wenigen Jahrzehnten um ein Mehrfaches: Im Jahr 1945 zählte man in den heutigen fünf Stadtteilen von Filderstadt ganze 9000 Einwohner, waren es 1970 ca. 30 000, heute sind es 42 000.

Das Ergebnis war, daß der PKW-Verkehr überproportional zunahm. Eine statistische Erhebung kam

im Jahr 1991 zu dem Ergebnis, daß Filderstadt mit 710 Kraftfahrzeugen auf tausend Einwohner 20 Prozent über dem Landesdurchschnitt und 35 Prozent über dem Durchschnitt der Stadt Stuttgart lag. Die Situation in den Nachbarstädten verhält sich ähnlich. Die Zukunftsprognosen sagen bis 2010 sogar noch eine weitere Zunahme des Kraftfahrzeugverkehrs um 100 % auf der Bundesstraße B 27 und der Autobahn A 8 sowie um 50 % im innerörtlichen Verkehr voraus.

Laut Peter Borscheid prägte die massive Zunahme individueller Verkehrsmittel ganz allgemein die Siedlungsentwicklung im Umland der Großstadt: *Der Individualverkehr hat seit den 60er Jahren die fingerartige Struktur des Pendelverkehrs aufgelöst. Seitdem hat er immer mehr die Form von konzentrischen Ringen, die die Zentren umschließen, angenommen.* Daß dieser außerordentliche Autoverkehr seinen Preis in Luft- und Lärmbelastung hat, ist allgemein bekannt.

Anders verlief die Entwicklung hingegen im Güterverkehr. Als in den 50er Jahren neue Industriegebiete ausgewiesen wurden, war die Bahnlinie ein Standortfaktor. Die in jener Zeit angelegten Gewerbegebiete von Leinfelden, Echterdingen, Bernhausen und Neuhausen liegen alle entlang der Filderbahnlinie, darunter Firmen wie Bosch und Roto-Frank (Leinfelden), Längerer & Reich (Bernhausen) oder Thyssen (Neuhausen). Tatsächlich spielte die Bahn im Güterverkehr auch in den folgenden Jahrzehnten noch eine wichtige Rolle.

Nach langen und kontroversen Diskussionen stellte die Stuttgarter Straßenbahnen AG im Jahr 1983 den

Betrieb auf der Filderbahn ein. Sie verwies dabei auf ihr Defizit sowie auf die zurückgehende Nutzung des Güterverkehrs. Am 23. Mai 1983 fuhr zum letzten Mal ein Zug auf der Filderbahn. Die Gleise wurden bald darauf demontiert. Heute verläuft ein Radweg auf dem ehemaligen Bahndamm.

#### *Im Jahre 2001: S-Bahn bis Bernhausen*

Bereits in den 50er und 60er Jahren wiesen Gutachten darauf hin, wie schlecht die südlichen Filderorte an den Schienenverkehr angeschlossen waren. 1967 entstand der Plan einer V-Bahn, einer «Verbindungsbahn» für den Nahverkehr. Diese sollte von Stuttgart über Vaihingen – Echterdingen – Flughafen bis nach Aich geführt werden. 1985 wurde die S-Bahn-Strecke zwischen Stuttgart und Vaihingen eröffnet, seit dem 18. April 1993 fährt die S-Bahn bis zum Flughafen Echterdingen. Wenige Tage zuvor, am 29. März 1993, hatte die Landesregierung Baden-Württemberg einen Grundsatzbeschluß gefaßt und damit grünes Licht für die Weiterführung der S-Bahn nach Bernhausen gegeben; die entsprechenden Verträge wurden im August 1993 unterzeichnet.

Auch wenn die Entfernung zwischen dem Flughafen und Bernhausen nur wenige Kilometer beträgt, so betragen die Baukosten rund 170 Millionen Mark, da ein 2,6 Kilometer langer Tunnel unter der Startbahn in bergmännischer Bauweise gebohrt werden muß. Um einen Eingriff in die grundwasserführenden Gesteinsschichten zu verhindern, wird der Tunnel

*Beim Bau des ersten Autobahn-Bauabschnitts Echterdingen-Unterboihingen 1934–1936 spielte die Filderbahn eine wichtige Rolle beim Transport von Baumaterial. Aufnahme auf dem Bahnhof Bernhausen.*





Links: Eine der zahlreichen Museumsfahrten auf der Filderbahn. Aufnahme 1973 auf dem Bahnhof Neuhausen.

Unten: Bahnhof Bernhausen nach der Demontage der Gleise 1983.

durch die darunterliegende Tonschluffsteinschicht 28 Meter (!) unter der Start- und Landebahn geführt. Der S-Bahnhof Bernhausen liegt unterirdisch auf dem Gelände der ehemaligen Filderbahn. Das historische Bahnhofsgebäude von 1897 soll erhalten bleiben. Zum Fahrplanwechsel im Juni 2001 ist vorgesehen, daß der erste S-Bahnzug nach Bernhausen fährt.

#### QUELLEN

Stadtarchiv Filderstadt, Bestände Bernhausen, Plattenhardt und Sielmingen  
 Stadtarchiv Filderstadt, Filder-Bote, Jahrgänge 1897-1938  
 Landeskirchliches Archiv, A 29  
 Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 49  
 Zentralaktei der Stuttgarter Straßenbahnen AG Stuttgart

### «Hundert Jahre Filderbahn»

Vom 16. Februar bis zum 13. März 1998 ist in der Schalterhalle der Bernhauser Bank, Bernhäuser Hauptstraße 14 in Filderstadt **diese Ausstellung** zu sehen.

**Öffnungszeiten:** Montag, Dienstag, Freitag:  
 8.00-17.00 Uhr  
 Mittwoch:  
 8.00-13.00 Uhr  
 Donnerstag:  
 8.00-19.00 Uhr

**Eintritt frei!**





*Raimund Waibel* Museen des Landes:  
Das Museum für Papier- und Buchkunst  
in Lenningen am Fuß der Alb

Auch an einem winterlich trüben Tag fällt der etwas oberhalb des alten Ortskerns gelegene Renaissancebau des «Schlößle» in Oberlenningen gleichsam als dörflicher Fremdkörper ins Auge. Die Herrschaftsverhältnisse der frühen Neuzeit sind in diesem Dorf am Fuße der Schwäbischen Alb fast mit Händen zu

greifen, erscheinen dreidimensional im Weichbild des Ortes: Das auffällige, stattliche Wohnhaus des kleinen Adels um 1600 – die Schilling von Cannstatt ließen das Gebäude zwischen 1593 und 1596 erbauen – dominiert nach einer grundlegenden, 1992 abgeschlossenen Renovierung mit dem scharfen



*Das «Schlößle»  
in Oberlenningen,  
erbaut Ende des  
16. Jahrhunderts.*

Kontrast zwischen strahlend-weißen Putzflächen und leuchtend-rottem Fachwerk wieder unübersehbar die meist kleinen, geduckten, grauen und eher ärmlichen Häuser des altwürttembergischen Kleinbauerntums.

Das «Schlöble» dokumentiert so jahrhundertealte Herrschaftsverhältnisse, die sich auch im historischen Charakter der Landschaft ausdrücken: Die Menschen am Fuße der Alb standen Neuerungen und Experimenten üblicherweise eher ablehnend gegenüber, beantworteten wirtschaftliche und soziale Bedrängnisse weniger mit Auflehnung denn mit einem Rückzug in die Innerlichkeit, sei es im Pietismus, sei es als geduldige Tüftler – um auf beide Weisen aber eben doch zu Veränderungen und zur Moderne beizutragen. Avantgardistische Kunst jedenfalls hat hier keine Tradition. Wer also nicht bereits vom besonderen Charakter der Ausstellung im «Museum für Papier- und Buchkunst» weiß, wird in Lenningen daher wohl allenfalls eine bodenständige, traditionell-bildungsbürgerlich ausgerichtete museale Schau erwarten.



*Battledress, Wetterflächen, Papiermantel und «Poupée de papier» – eine Rauminstallation aus den Werken von vier Künstlern.*

*Rauminstallationen im Kellergeschoß machen neugierig*

Läßt der Besucher die schwere hölzerne Rundbogentür des «Schlöble» hinter sich, wird er zunächst von einem Ambiente umfungen, wie es in einem denkmalgeschützten Renaissancebau zu erwarten ist. Der heutige Eingang des Gebäudes führt den Besucher nämlich zunächst in ein Untergeschoß mit unverkennbar kellerartigen Räumen. Die «Herrschaft» betrat das Gebäude früher über einen Treppenanbau im ersten Stock. Vom Flair des Untergeschosses ernüchtert, wäre man nur zu geneigt, sogleich über eine Holzterrasse den ersten Stock zu erreichen, wäre da nicht der Neugier weckende Lichtschimmer aus geöffneten Türen zu zwei seitlich gelegenen, tonnengewölbten Räumen.

Der Verlockung folgend, erwartet den Besucher dort ganz unvermittelt ein Erlebnis, das – im guten Sinne – einem Kulturschock gleich kommt. Als Vorgreif auf die im zweiten Stock eingerichtete Ausstellung des «Museums für Papier- und Buchkunst» gedacht – im ersten Stock befindet sich die Gemeindebibliothek –, sind in zwei gewölbten Räumen sogenannte «Rauminstallationen» untergebracht. Präsentiert sich linker Hand die Arbeit «Schicht um Schicht» von Katharina Grindler (1991) – ein großes, an Wespen- oder Hornissennester erinnerndes Objekt, das in dem geduckten Raum ohnehin auch den Gedanken an Vorratskörbe oder Amphoren aufkommen lassen könnte –, eben «Schicht um Schicht» aus Wellpappe und Bienenwachs geformt, noch vergleichsweise traditionell und gegenständlich, so ist die zweite, benachbarte Rauminstallation nachgerade als kühn zu bezeichnen. Das Museum nahm sich die Freiheit, Papierobjekte von vier Künstlern zu einem neuen, zugleich leicht und doch auch monumental wirkenden Kunstwerk zusammenzufügen.

Wie die Schleppe eines historischen Kostüms durchziehen die «Wetterflächen 1–6» von Ulrike Weiss (1997) den Raum: mit Japanpapier überzogene Textilraster, die der Witterung unterschiedlicher Jahreszeiten ausgesetzt und so vom Wetter gerberbt wurden. Zur Schleppe paßt die Arbeit «Battledress III» von Yvonne Struys (1994) mit einem schablonengedruckten Gedichtfragment Walthers von der Vogelweide. Leider wird nicht klar, um welches Gedicht es sich handelt und welchen Bezug es besitzt zum eigentümlichen Titel der Arbeit: «Kriegskleid». Die Papierarbeiten «Mantel» von Joachim Tschacher (1994) und «Poupée de Papier» von Carole Baillargeon (1995), letztere aus Sisal, Kupferdraht und gebrauchten Teebeuteln geformt, schweben davor mystisch-dekorativ frei im Raum. Eine

Papierkunst im saalartigen Foyer des «Schlößle». «Buchobjekt 1 VIII 85» von Oskar Holweck (li.) und die aus mehreren Lagen dünner Pappe geschnittenen Portraitreliefs von Pablo Picasso, Andy Warhol und Joseph Beuys von Georg Elser (1984).



geschickte Lichtführung unterstreicht den Kontrast zwischen den schweren, kalten Gewölben und nackten Kellerwänden einerseits und dem Papier, dem so leichten und empfindlichen Material andererseits, um auf diese Weise einen unvergleichlich archaischen Ausdruck der Vergänglichkeit zu erzeugen. Hier wurde mit sehr viel Einfühlung aus vier Kunstwerken ein neues Werk geschaffen. Ein Experiment ohne Zweifel, doch zweifelsohne auch ein gelungenes.

Die Rauminstallationen im Keller wecken Neugier; Neugier auf das künstlerische Schaffen, das sich hinter dem Begriff «Papier- und Buchkunst» verbergen mag. Daß es sich kaum um herkömmliche Buchmalerei oder künstlerisches Schaffen auf Papier handeln kann, wie die meisten noch nicht informierten oder zufälligen Besucher zunächst vermuten, daran kann nach den überraschenden Erfahrungen im Keller kein Zweifel bestehen. Doch zunächst sei ein historischer Rückblick gestattet.

#### *Vom Pergament zum handgeschöpften Papier*

Papier und Büchern haftete jahrhundertlang das Odium des Besonderen, auch des Geheimnisvollen an. Papier, aus Hadern, also Lumpen, einem im Vergleich zum heutigen Zellstoff ungemein wertvollen Rohmaterial hergestellt, war kostbar, wurde Blatt für Blatt einzeln geschöpft und war, weil rar und teuer, vor allem für die Gebildeten respektive die Obrigkeit verfügbar. Und dennoch stellte es gegenüber dem früher verwandten Pergament eine fast billige Massenware dar. Erst als Papier zur Verfügung stand, war etwa daran zu denken, Kirchenbücher zu führen, in dem Geburt, Taufe und Tod auch des kleinen Mannes verzeichnet wurden. Erst das Papier machte es möglich, auch alltägliche Rechtsgeschäfte «en masse» schriftlich zu fixieren und aufzubewahren oder gewichtige Besitzverzeichnisse, Urbare und Lagerbücher, zu führen. Was man «schwarz auf weiß» besaß, konnte getrost nach



Handgeschöpftes Papier graviert: das Künstlerbuch «Libro-Libro» von Vito Capone.



Spiel mit Material, Assoziationen und Worten: «Die Erinnerung» von Hermann Gruber B(r)uchteil, Eisen, Leim (1987).

Hause getragen werden. Und selbst noch in dem auf den ersten Blick abwertenden Bild vom «geduligen Papier» kommt diese Wertschätzung gleichsam ex negativo zum Ausdruck: Eigentlich stand Papier für andere Eigenschaften: für verbrieft, unumstößliche Inhalte. Bücher, zunächst hauptsächlich religiösen Inhalts, umgab ohnehin seit jeher die Aura der Unantastbarkeit.

Den hohen ideellen, aber auch materiellen Wert der Bücher im Mittelalter unterstreicht die Tatsache,

daß diese oftmals aufwendigst, also sehr kostbar, aber auch liebevoll ausgeschmückt wurden. Nicht selten sind dabei atemberaubende Kunstwerke entstanden; das irische «Book of Kells» etwa oder das herrliche Evangeliar Heinrichs des Löwen – wobei diese Kunstwerke freilich noch auf Pergament geschaffen wurden – oder auch die Holzstiche auf Papier der Spätgotik und Renaissance, die nun die ersten gedruckten Kunstwerke darstellten.

Mit der zunehmenden Verbreitung von gedruckten Holzstichen und der Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern stellte sich zugleich das Problem der Farbe in neuer Form. Meist behalf man sich, die schwarz gedruckten Konturen von freier Hand oder mit Schablonen zu kolorieren. Erst mit der Entwicklung des chromolithographischen Drucks, bei dem steinerne Druckstöcke für jede Farbe hergestellt wurden, fand die Farbe in großem Umfang Eingang in den eigentlichen Druckvorgang. Nun entstanden im 19. Jahrhundert zu tausenden die kleinen Glanz- oder Lackbildoberflächen, auch «Oblaten» oder «Chromos» genannt, die Abziehbildchen, die Reklameschilder und Papiertheater; und auch die Buntpapiere, mit denen andere Gegenstände – Dosen und Kästchen etwa – bezogen wurden.

Die Druckstöcke stellten bei der Gestaltung farbiger Drucke freilich nur die eine Seite der technischen Probleme dar, die Beschaffenheit des Papiers die andere, nicht weniger relevante. Das herkömmliche Papier, sei es rein aus Hadern oder unter Beimischung von Holzfasern hergestellt, eignete sich für Farbdrucke nur in beschränktem Maße. Man könnte die Oberfläche als zu rau und damit recht saugfähig beschreiben. Daher waren nur große Raster möglich, die Bilder zerflossen, wurden unscharf, sie «soffen ab», wie der Fachmann sagt.

Adolf Scheufelen erfindet das Kunstdruckpapier – 192 zum Hundertjährigen:

Museum für Papier- und Buchkunst

Die Erfindung des Kunstdruckpapiers ermöglichte dann eine – bis heute wirksame – unwälzende Entwicklung: 1892 produzierte der Unternehmer Adolf Scheufelen in Oberlenningen Papier erstmals in einem Verfahren, bei dem Druckpapier mit einer Streichfarbe aus Porzellanerde und Kasein überzogen wurde. Die gleichmäßige Oberfläche des neuen Kunstdruckpapiers erlaubte es nunmehr, Farbraster von bis dahin unbekannter Feinheit und damit Qualität zu drucken.

Das hundertjährige Jubiläum der Erfindung des Kunstdruckpapiers war für die Papierfabrik Scheu-

felen Anlaß, mit einer Reihe von Veranstaltungen, u. a. einem Tag der offenen Tür in der Fabrik und einem Betriebsfest, zu dem sogar ein Zirkus in Leningen gastierte, an die große Erfindung des Jahres 1892 zu erinnern. Über diese Tages-Veranstaltungen hinaus sollte aber ein Geschenk des Unternehmens an die Gemeinde und deren Einwohner in der Familientradition eines mehr als hundertjährigen Mäzenats und bleibender Verantwortung für die Standortgemeinde von diesem Jubiläum zeugen: die Stiftung eines «Museums für Papier- und Buch-

kunst», eingerichtet in dem von der Gemeinde erworbenen und damals jüngst renovierten Oberlenninger «Schlößle». Ziel jedoch war zu keiner Zeit ein herkömmliches Firmenmuseum, und auch der Gedanke, das Museum der Geschichte der Papierherstellung sowie dem künstlerischen Schaffen *auf* Papier zu widmen, wurde rasch verworfen. Man entschied sich für ein Experiment, ja für ein Wagnis: für ein Museum, gewidmet einer ganz modernen Kunstrichtung, die Papier und Bücher um- und verformt, diese also nicht als Träger, sondern als



*Avantgardistische Kunst integriert in ein Ambiente der späten Renaissance: Säule von Vito Capone. Links in der Vitrine das «Buch aus handgeschöpftem Papier, Jeans und roter Baumwolle» von Coco Gordon.*

Grundstoff und damit als materiellen Teil des künstlerischen Ausdrucks benutzt. Das Unternehmen lieferte dabei nicht nur die Idee und stellte die Exponate als Leihgaben zur Verfügung, sondern steuerte auch die von Manfred Grupp, dem Leiter der Marketing- und Kommunikationsabteilung, entworfene Ausstellungskonzeption bei.

Und die Idee sollte ein Erfolg werden! Das 1992 eröffnete «Museum für Papier- und Buchkunst» ist bis heute einmalig auf der Welt geblieben und kann daher auf Besucher aus aller Welt – darunter auch Besucher aus dem fernen Osten – verweisen. Zugleich aber – und dies war ein erhoffter Nebeneffekt dieses modernen Mäzenats – ist das «Schlößle» samt Museum, dessen zwischen den Eckzimmern gelegener foyerähnlicher Renaissancesaal zu Vorträgen und anderen Veranstaltungen benutzt wird, zu einem kulturellen Kristallisationspunkt für Lenningen und Umgebung geworden. Es hat sich ein «Förderverein Schlößle» gebildet, es finden Lesungen und Ausstellungen örtlicher und regionaler Künstler statt.

Fast alle Exponate der Ausstellung im «Museum für Papier- und Buchkunst», von denen im folgenden freilich nur einige wenige beispielhaft vorgestellt werden können, wurden eigens für das «Schlößle» erworben. Ziel der Ausstellungskonzeption war es von Anbeginn an, möglichst alle Bereiche der modernen Papier- und Buchkunst abzudecken, Pressendrucke, Künstlerbücher, Kollagen und Materialbilder ebenso auszustellen wie übermalte Bücher, Buchobjekte und Papierplastiken. Angestrebt war somit ein Überblick über eine noch ganz junge Kunstrichtung, keine Ansammlung von Werken großer Namen. Dies hatte, nebenbei bemerkt, den positiven Effekt, daß relativ viele Objekte erworben werden konnten. Werke der frühen Papierkunst, wie die Kollagen von Picasso oder Braque, sind heute bereits unbezahlbar. Die meisten der Kunstwerke in der Ausstellung stammen daher aus der jüngsten Vergangenheit. Das «Museum für Papier- und Buchkunst» ist ein junges Museum im doppelten Sinne.

Nachdem der Gedanke an ein herkömmliches Papiermuseum verworfen und das Konzept eines Museums, das in der Gegenwart einsetzt, formuliert war, ließ sich das wagemutige Ziel ansteuern, in Lenningen, also mitten in der Provinz und in einem ehrwürdigen, denkmalgeschützten Gebäude, eine Ausstellung einzurichten, wie sie bisher – dies sei noch einmal betont – in der ganzen Welt kein zweites Mal existiert. Das «Museum für Papier- und Buchkunst» will eine Kunstrichtung vorstellen, die – außer einigen wenigen Insidern – kaum jemand kennt. Ein neues Sehen, vielleicht auch eine neue Sicht der Kunst, soll den Besuchern vermittelt werden.

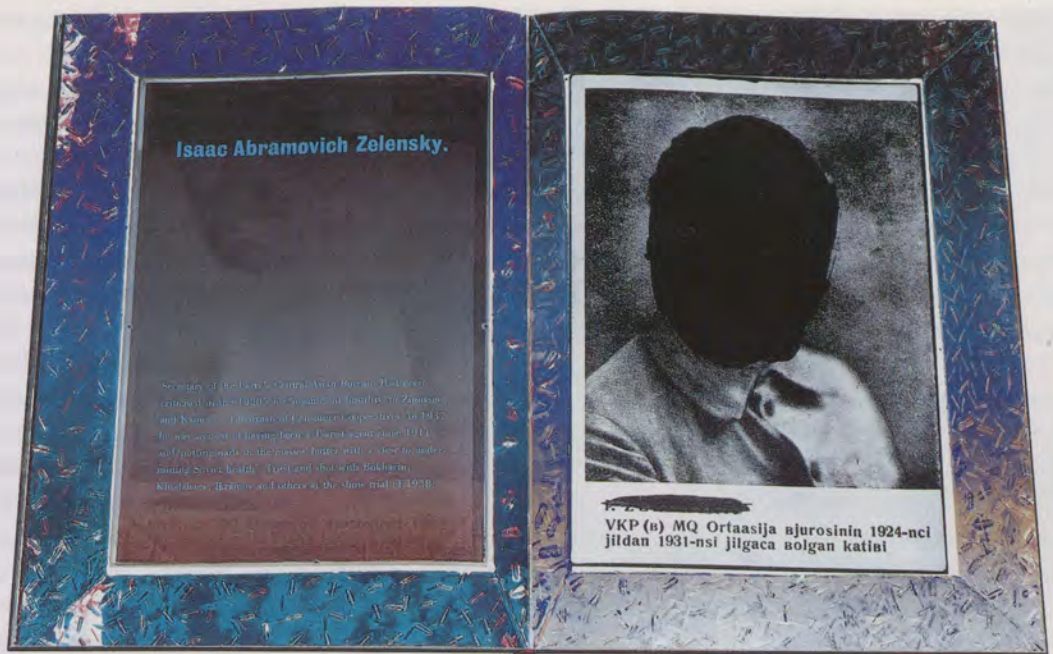
*Farbdruck, Kinderbücher, kleinstes Buch der Welt und die «Internationale Vereinigung der Handpapierschöpfer»*

Weiß man um den besonderen Anlaß der Museumsstiftung, wundert es freilich nicht, daß auch dem künstlerischen Ausdruck auf Papier, vor allem in Form farbig bedruckter, sogenannter Luxuspapiere, Tribut gezollt wurde. Ein kleiner Teil der Ausstellung – und damit kehren wir zurück in die Räume des «Museums für Papier- und Buchkunst» – ist mit kostbaren Zeugnissen des frühen Farbdrucks, insbesondere des Farbdrucks auf Kunstdruckpapier, bestückt. Darunter befinden sich Beispiele der berühmten Papiertheater aus dem 19. Jahrhundert, auch Esslinger Schreiber-Ausschnittsbögen – das Schillerhaus in Marbach – und als herrliches Kinderbuch *Der kleine König* aus dem Jahr 1906 in 14(!)-Farben-Druck mit Gold und Silber sind dabei. Auf



*Kunsthandwerkliches handgeschöpftes «Blütenpapier» der 1990er Jahre aus der Moulin Richard de Bas Ambert d' Auvergne.*

Ausgelöscht: von Stalin ermordete usbekische Kommunisten im Künstlerbuch «10 Years of Uzbekistan» von Ken Campell und David King.



benachbarten Tischen liegen für Kinder zudem Papier und Stifte, Schere und Klebstoff zur eigenen künstlerischen Betätigung bereit, aber auch Kinderbücher zum Blättern. Und in einem weiteren Raum findet sich – leider etwas versteckt zwischen modernen Pressendruckern – ein Exemplar des mit nur einem halben Zentimeter im Quadrat messenden kleinsten Buches der Welt, dessen Seiten nicht etwa fotografisch verkleinert, sondern je einzeln in einer Schriftgießerei in Metall geschnitten wurden: eine Ausgabe des Vaterunser in sieben Sprachen. Thematische Seitensprünge sind also durchaus erlaubt in dieser Ausstellung moderner Kunst.

Die Herstellung von Papier galt jahrhundertlang als ein hochspezialisiertes Handwerk, als eine Kunst. Spätestens im 18. Jahrhundert entdeckten die Papiermacher, daß ihre Erzeugnisse nicht nur Grundlage künstlerischen Ausdrucks sein konnten, sondern daß das Material sich selbst zum Kunstwerk eignet. «Blütenpapier», Papier, in das bei der Herstellung Pflanzenbestandteile eingearbeitet wurden, stand bald nicht nur beim französischen Adel des Ancien Régime in hohem Ansehen. Bis heute wird vor allem in Frankreich dieses besondere Papier noch produziert, bei dessen Herstellung das Wort «Schöpfen» eine doppelte Bedeutung erhält. In den 1950er Jahren entdeckten dann Künstler in den USA den nassen Faserbrei, den Pulp, als formbaren Werkstoff, aus dem nun unter anderem dreidimensionales Papier entstand.

Künstler aus aller Welt, zusammengeschlossen in der «Internationalen Vereinigung der Handpapiererschöpfer», stehen noch heute in der Tradition des

kunsthandwerklichen Papiers, wenn sie Papiere aus anderen, auf den ersten Blick papierfremden Grundstoffen schöpfen: aus zerfaserten Blättern, aus Stroh oder sogar aus Federn und Gras. In einer kleinen Abteilung «Handgeschöpfte Kunst» stellt das «Museum für Papier- und Buchkunst» zeitgenössische Beispiele dieses jahrhundertealten Kunsthandwerks vor.

Vom Kunsthandwerk des handgeschöpften Einzelblattes ist es nur ein ganz kleiner Schritt zum «Künstlerbuch» aus handgeschöpftem Papier, also zu von Künstlern aufwendig ausgestatteten Büchern, zu den in kleiner Auflage hergestellten Pressendruckern. Noch ganz traditionell wirken die Illustrationen von Willi Baumeister in dem 1946 signierten Buch *The Tempest* (Der Sturm) von William Shakespeare. Die künstlerische Gestaltung dieses Werkes steht noch in der langen, spätestens im Mittelalter wurzelnden Tradition der künstlerischen Ergänzung des textlichen Inhalts. Geistiger Fundus und Ausschmückung sind nicht zu trennen, wollen zusammen erfaßt sein.

Abgesehen vom Format und von dem formalen Aufbau aus zwei aufklappbaren Seiten, besser Tafeln, erinnert das Künstlerbuch *10 Years of Uzbekistan* von Ken Campbell und David King, ein Künstlerdruck, geschaffen zur Erinnerung an unter Stalin ermordete usbekische Kommunisten, kaum noch an ein Buch im herkömmlichen Sinne: Jeweils zwei Buchseiten in polychromierten, metallischen Rahmen bergen je ein Foto politischer Aktivisten der 1930er Jahre mit herausgeschnittenem Gesicht und geschwärztem Namen als Zeichen der physischen

Auslöschung. Auf der gegenüberliegenden Seite je ein kurzer Text mit Daten zum Lebenslauf der Ermordeten.

Paul Steins *Buchbibliothek des Labilismus* (1990), bestehend aus 240 übermalten Buchseiten, bricht noch stärker mit der herkömmlichen Vorstellung eines Buches. Zwar vermag man in dieser «Bibliothek» noch zu blättern, jedoch nicht mehr zu lesen im eigentlichen Sinne. Allenfalls ein «Lesen» der Farbibpressionen ist noch möglich. Ein Lesen ganz eigener Art setzt schließlich das Unikatbuch mit Federzeichnungen auf grauem Papier von Albrecht Genin (1990) voraus: Der Künstler versah 36 zu einem Buch gebundene Seiten mit entfernt an fernöstliche Schriftzeichen erinnernde graphische Zeichen, die der Künstler langsam mit den Augen nachzuformen auffordert. Der «Leser» findet schon nach wenigen Seiten Ruhe und Entspannung. Unter dem Glaskasten im Museum verliert das Werk freilich diese wichtige «literarische» Eigenschaft, wie Manfred Grupp bedauernd erläutert.

#### «Buchobjekte» – Herausforderung zum Nachdenken

Stellt die Lesbarkeit stets ein – mehr oder minder starkes, doch immer konstituierendes – Moment des Künstlerbuches dar, so lösen sich die «Buchobjekte» völlig von jeder bibliophilen Tradition. «Buchobjekte» sind vom Künstler verformte, umgeformte, auch verfremdete Bücher, Bücher ohne Worte etwa, auch Bücher aus ungewöhnlichem Material, aus gebranntem Ton, aus Marmor oder Holzkohle, plastische Werke schließlich, bei denen Bücher materiell verarbeitet werden. Der Inhalt des Buches spielt gar keine oder nur noch eine äußerst untergeordnete Rolle. Wie spielerisch die gestaltende Phantasie dabei mit den Buchobjekten umzugehen vermag, verdeutlichen etwas das Objekt «Mehr Transparenz» von Helene Tschada (1992), ein aus Glasplatten geformtes Buch, oder das «Buchholz» von Martin Schwarz (1992), ein gebrochenes, in ein Buch im eigentlichen Wortsinn «eingearbeitetes» Holzstück, grünlich-braun eingefärbt.



«Mémoire de notre Temps» von Raymond E. Waydelich (1987).



Bücher wachsen nach oben und unten im «Buchregal» von Andreas von Weizsäcker (1991).



Ernsthafter, kritischer, teils provokant, teils sogar aggressiv, erscheinen dagegen andere, durch Wässern, Brennen, Sengen, Schneiden und Reißen von Büchern entstehende Buchobjekte. Man wird sie auch als textzerstörende Infragestellung der überkommenen Ehrfurcht vor dem Buch und der geistigen Produktion im bürgerlichen Sinne verstehen dürfen. Doch freilich, bei weitem nicht jedes durch genannte Verfahren entstandene Buchobjekt muß solche anarchistische Tendenzen besitzen: Meist sollen die zerstörten Materialien den Betrachter zwar herausfordern, herausfordern jedoch zum Nachdenken, zur Reflexion etwa über das Verhältnis von Buch und Gesellschaft, Geist und Macht. So auch sicher das kritische Werk des Elsässers Raymond E. Waydelich «Mémoire de notre Temps» (Gedächtnis unserer Zeit, 1987), eine Skulptur, in der die Säge Geist (Bücher) und materielle Grundlage (Hocker) zugleich zerstört.

Es ist wohl müßig, sich im Einzelfall über die Bedeutung oder Aussage eines jeden Buchobjektes Gedanken machen zu wollen. Die Werke können aus Freude am Umgang mit dem Material entstehen – als Beispiel sei die seidenweiche Gestalt des Marmorbuches aus grünem Serpentin von Kubach-Wilmsen genannt –, als augenzwinkernde Anspielung – wie im Falle einer in Beton gegossenen Buchform von Vostel (1990), in dessen Kern ein Buch steckt – oder eben als Aufforderung zur Reflexion. Daß dabei im Einzelfalle auch aggressive und destruktive Tendenzen zum Ausdruck kommen, machen Objektsuche und Betrachtung im «Museum für Papier- und Buchkunst» zusätzlich interessant. Insofern sperrt sich die Kunstgattung «Buchobjekte» freilich dem leichten Verstehen. Führungen, wie sie in Oberlenningen stattfinden, werden vielen Besuchern jedoch den Zugang erleichtern.

Bei allem Spielerischen – Spiel mit dem Material oder mit Gedanken –, den Buchobjekten wohnt in der Regel auch etwas Irdisch-Gegenständliches, eine gewisse Schwere inne. Auch das spiegelbildliche und daher in den Raum zu hängende «Buchregal» von Andreas von Weizsäcker (1991), Professor für Papierkunst an der Münchner Akademie und Sohn des ehemaligen Bundespräsidenten, birgt Volumen und ruht so in sich selbst.

#### *Moderne Kunst in Renaissancearchitektur*

Für die Einrichtung und Gestaltung der Ausstellung brachte der markante und individuelle Charakter der Kunstwerke, die sich so gar nicht in ein gängiges Schema pressen lassen wollen, freilich nicht zu unterschätzende Probleme. Es galt, avant-



*Historische Holzdecke, um 1596.*

gardistische Kunst in behutsamst restaurierte – und zudem unter Denkmalschutz stehende – Räume der späten Renaissance zu integrieren. Bei der Renovierung des «Schlößle» war man auf viele erhaltenswerte Details gestoßen, auf originalen Putz der Bauzeit mit farbllichem Zierat etwa oder erhaltene Teile bemalter Holzdecken. Diese waren laut der Auflage des Landesdenkmalamtes nicht nur zu erhalten, sondern unangetastet zu belassen. Ein Anbohren der Wände für Regale oder Bilderrahmen verbot sich daher. So stehen heute in der Gemeindebibliothek die Bücherregale frei im Raum, und auch für die moderne Ausstellung des «Museums für Papier- und Buchkunst» mußten wandschonende Lösungen gefunden werden.

Eigens für das «Schlößle» entworfene Tischvitrinen und vor allem die vor die Wände gestellten, mehr als mannshohen «Rahmenvitrinen», die vor allem die zweidimensionalen Werke der Papierkunst bergen, dürfen als äußerst glückliche Lösung gelten. Die ganz funktional wirkenden Vitrinen nehmen mit dem Kontrast ihrer großen Glasflächen in dunklem Rahmenwerk das raumprägende – und eben auch funktionale – Erscheinungsbild der hellen Wände zwischen dunklem Fachwerk überraschend stimmig auf. Daß sich Renaissancearchitektur und moderne Kunst in diesen Räumen nicht «beißen», ist einem die historischen Räume berücksichtigenden, ja deren Ausstrahlung nützenden Arrangement der Kunstwerke zu verdanken, aber auch der Tatsache, daß es Grundsatz der Gestaltung war, daß Kunstwerke und historisches Gebäude jeweils für sich sprechen sollen: «Haus pur und Kunst pur»,

wie Manfred Grupp erläutert. Nichts soll von den Objekten ablenken, aber diese auch das historische Erscheinungsbild der Räume nicht stören. Dies gleicht einer gestalterischen Quadratur des Kreises, doch das Wagnis gelang!

Damit zurück zu den Werken der Papier- und Buchkünstler. Es kann am Material allein nicht liegen, daß von den Objekten und Bildern der Gattung «Papierkunst», zu der im weiteren Sinne auch die bereits beschriebenen handgeschöpften kunsthandwerklichen Papiere gehören, im Gegensatz zu den Werken der Buchkunst und den Buchobjekten eine ganz unvergleichliche Heiterkeit ausgeht. Auch Bücher sind ja aus Papier und erscheinen uns doch nicht selten irdisch schwer. Vielmehr könnte man eine ganz besondere, beim Umgang mit dem Stoff entstehende Interaktion zwischen Künstler und Material vermuten, die sich in den Werken schließlich einfach niederschlagen muß.

*Geformtes Papier: Experimentelle Kunst, die Emotionen und Assoziationen hervorruft*

Es dürfte kein Zufall sein, sondern verständnisvolle Berechnung, wenn im Lenninger «Museum für Papier- und Buchkunst» der Besucher nach dem Aufstieg ins zweite Obergeschoß des «Schlößle» zunächst mit einigen jener leichten, teils auch höchst filigranen Werke der Papierkunst konfrontiert wird, die seine Sinne gleichsam aufschließen, bereit machen sollen für die Auseinandersetzung mit avantgardistischem künstlerischem Ausdruck. Die Ausstellung im «Schlößle» verlangt nämlich dem Besucher einiges ab, erfordert vor allem und zuallererst die Bereitschaft zu neuen Sichtweisen. Die hier ausgestellte Kunst drängt sich ihm gewiß nicht auf, erklärt sich nicht selbst, sondern will erfragt, ergründet sein.

Gleich das erste dem Besucher ins Auge fallende Objekt der Ausstellung, die kurioserweise – weil aus einem blütenweiß-reinen, kunstvoll zu Lamellen gerissenen Buch bestehende – «Buchobjekt 1 VIII 85» genannte «Papierskulptur» von Otto Holweck (1985), dem Begründer der Papierkunst in Deutschland, ist ob ihrer weichen Form, vom säulenartigen Buchrücken bis zum «Fuß», einer rundlichen Wulst, schlicht als ästhetisch zu bezeichnen. Die Skulptur schwebt nicht nur, sie ruht im Raum. Nervöser, zittriger und noch ein Gutteil empfindsamer die «Découpagen» von Katharina Hinsfeld, einer Stipendiatin der Stiftung Schloß Solitude. Die Künstlerin zeichnet zunächst mit Graphit grazile, meist pflanzliche Motive nach der Natur, um sie danach in einem zweiten Arbeitsgang auszuschnei-

den. Im «Museum für Papier- und Buchkunst» wurden sie von der Künstlerin mit feinen Nadeln auf eine dunkelbraune Holzwand gepinnt und gewannen so eine neue Ausdrucksform.

Ebenfalls verletzlich und unantastbar bleiben dem Besucher die beiden Rauminstallation «Sequenz» von Lore Bert und «Schalen aus handgeschöpften Papieren» von Beate Rosebrock (beide Werke 1992) in Erinnerung, die geschickterweise in unzugängliche, doch einsehbare Kammern des alten Hauses integriert wurden: in einen sehr schmalen langen Gang, der einstmals zum frühneuzeitlichen Plumpsklo führte, sowie in eine niedrige, über einem späteren Anbau befindliche, aber vom Hauptgebäude durch eine Tür aus zugängliche kleine Dachkammer. Papier und Papierkunst, so scheint es – und dies ist eine der spannendsten Erfahrungen im «Museum für Papier- und Buchkunst» –, integrieren sich in fast jedes räumliche Ambiente.

Integration setzt notwendigerweise voraus, daß die zu integrierenden Elemente bis zu einem gewissen Grad gegensätzlicher Natur sind. Es läßt sich in diesem Zusammenhang nicht übersehen, daß die



*Nicht Kunstwerke auf, sondern aus Papier. Die «Découpagen» von Katharina Hinsfeld: ausgeschnittene Zeichnungen auf eine historische Holzwand gepinnt.*

Kunst in diesem Museum von Kontrasten lebt. Bildet bereits das Gebäude des «Schlößle» einen sozialen Kontrapunkt im Dorf Oberlenningen, so steht die in ihm ausgestellte Kunst im scharfen Kontrast zur Gestalt des historischen Baus – und doch stören sich diese Gegensätze nicht.

Die Dialektik verlangt Tradition als Voraussetzung des kulturellen und sozialen Experiments. Aus dem Zusammenspiel dieser beiden Elemente erwachsen Synthesen als neue Ausdrucksformen. Verkörpert das «Schlößle» baulich gewachsene Traditionen, so stellt das «Museum für Papier- und Buchkunst» in zweifacher Hinsicht das Experiment dar. Zum einen bedurfte es einer ganzen Portion Selbstbewußtsein – und auch Überzeugungskraft –, in einem Dorf am Rande der Schwäbischen Alb eine Ausstellung von Kunstwerken einzurichten, von denen nicht zu erwarten war, daß sie sich gleich auf Anhieb dem Besucher erschließen. Bis heute sind Besucher oft zunächst enttäuscht, daß sie im «Schlößle» keine Bilder finden, sondern Objekte, die sich mit dem Stoff Papier auseinandersetzen.

Zum anderen ist die Papier- und Buchkunst eine experimentelle Kunstrichtung, die dem Betrachter zudem keine fertigen Aussagen anbieten will, sondern diesen einbindet, indem sie ihn zur Auseinandersetzung mit dem Werk anregt. Das «Buch aus handgeschöpftem Papier, Jeans und roter Baumwolle» von Coco Gordon (1995) ist für ein herkömmliches Kunstverständnis sicher gewöhnungsbedürftig, aber andererseits ist es ein gewiß nicht unästhetisches Werk. Und obgleich in der Ausstellung auch ablehnende Stimmen laut werden, ist der Tenor der Kommentare der jährlich 5000 bis 10000 Besucher doch in aller Regel eher bewundernd, etwa daß man Ähnliches bisher nicht gesehen habe.

Und schließlich stellte es ein gewagtes Unterfangen dar, experimentelle Kunst in eine denkmalgeschützte museale Hülle zu integrieren. Das Ergebnis der Bemühungen ist ohne Zweifel sehr sehenswert, es ist spannend und anregend zugleich. Herausgekommen ist eine ganz und gar nicht akademische, sondern Emotionen ansprechende, Assoziationen weckende museale Galerie, kein herkömmliches Museum. Museen tendieren oft im direkten wie im übertragenen Sinne zum Verstauben. Die Ausstellung im Oberlenninger «Schlößle» hingegen will nicht Altes bewahren, sondern Einsichten in eine neue künstlerische Welt vermitteln. Daß dies auch immer wieder ein neues Arrangement der Exponate und den Austausch von Kunstwerken mit einschließt, versteht sich von selbst.

Der Besucher muß sich in Lenningen also auf Experimente gefaßt machen. Wer das «Museum für Papier-



*Buchobjekte und Buchcollagen in Vitrinen oder als «Buchbild» im Rahmen harmonieren trefflich mit dem denkmalgeschützten Fachwerk.*

und Buchkunst» besucht, läßt sich auf ein Abenteuer ein. Verlangt die Ausstellung vom Besucher doch Toleranz und Offenheit für modernen künstlerischen Ausdruck und die Bereitschaft, sein Verständnis von Kunst und musealer Präsentation zu überdenken, seine bisherigen Erfahrungen zu prüfen, und sich damit selbst in Frage zu stellen, um zur Synthese, einer neuen Sehweise der Kunst und damit zu neuen Einsichten und Erfahrungen zu gelangen. Dem nachdenklichen Betrachter jedenfalls wird am Ende des Besuches klar werden, daß nicht nur bedrucktes, sondern auch geformtes Papier die Grundlage geistigen Vorwärtsschreitens darstellen kann!

## Museum für Papier- und Buchkunst

Schloßrain 15, 73252 Lenningen

Postanschrift: Papierfabrik Scheufelen  
GmbH & Co. KG  
73250 Lenningen

Ausstellung: Obergeschoß

Öffnungszeiten: Samstag 10.00 bis 12.00 Uhr  
Sonntag 14.00 bis 17.00 Uhr

Eintritt: Erwachsene DM 3,-  
Kinder DM 1,-

Führungen

ab 15 Personen: Bürgermeisteramt  
73252 Lenningen  
Telefon (07026) 60940

DER FEINE UNTERSCHIED




Kunst kommt von Können.

Und das soll so bleiben.

Nicht immer kann ein Künstler zeigen,  
was er kann. Ausstellungen sind teuer,  
geeignete Räume sind knapp. Hier sehen  
wir von der Württemberger Hypo seit  
langem eine gesellschaftliche Verpflichtung,  
Kunst dadurch zu fördern, daß zeitgenössische  
Künstler ihre Werke in unseren Geschäfts-  
räumen ausstellen und verkaufen können.

Gewiß: Eine Bank ist keine Galerie.  
Aber doch ein Teil der Öffentlichkeit, die  
ohne lebendige Kunst ärmer wäre.

Gut, daß es den feinen Unterschied gibt.

Württembergischer  
Hypo 

*Ulrich Gräf*

## Vom mittelalterlichen Wohnturm zum barocken Bürgerhaus – Denkmalschutzpreis 1997

Die fünf Preisträger des diesjährigen Denkmalschutzpreises widerspiegeln wie in den vergangenen Jahren eine Auswahl beispielhaft denkmalpflegerischen Handelns. Aus 52 Bewerbungen mit gut restaurierten und sanierten Gebäuden wurden von der Jury des Schwäbischen Heimatbundes und der Württemberger Hypo fünf Objekte zur Preisverleihung ausgewählt.

Wir bedanken uns bei allen übrigen Bewerbern für ihr Engagement um die Erhaltung und Nutzung ihrer Denkmalgebäude und bitten um Verständnis, daß wir eine Wahl treffen mußten aus einer Vielzahl von Bewerbungen, die sich in nichts nachstanden.

Ich möchte an dieser Stelle auf eine bedenklich stimmende Erscheinung im denkmalpflegerischen Handeln vieler Gebäudeeigentümer hinweisen. Im Gegensatz zu früheren Jahren zeigte sich dieses Jahr bei einer Vielzahl von Gebäuden, daß neben hervorragenden und beispielhaften Maßnahmen an den Gebäuden und ihrer Bausubstanz vor allem die Fensterfrage immer mehr offensichtlich zu finanziellen Kompromissen zwingt. Dies liegt wohl zum einen mit daran, daß es immer weniger Glaser gibt, die die alten Handwerkstechniken weiterführen, zum anderen ist aber auch einer der Gründe in der Förderpraxis der Denkmalpflege zu suchen, die neue Fenster in historisch stimmigen Konstruktionen nicht mehr fördert, wodurch der Differenzbetrag zu einem modernen Fenster für den Gebäudeeigentümer zu einem finanziellen Problem wird.

Wir haben trotz unserer Bedenken diesmal auch Gebäude prämiert, bei denen die Fenster nicht unseren hohen denkmalpflegerischen Ansprüchen genügten. Wir waren dabei aber der Meinung, daß dies nicht nur den Gebäudeeigentümern und ihren Architekten anzulasten war.

**Der Oflingser Wohnturm bei Wangen.**

### **Der Oflingser Wohnturm bei Wangen im Allgäu**

Die alles überragende Stellung im Ort verdeutlicht die Funktion des Wohnturms in der Vergangenheit. Durch die Aufschüttung der Bauparzelle zu einem kleinen Hügel und die Bauhöhe des Wohnturmes mit 17 Metern ergibt sich ein weiter Rundblick in die umgebende Landschaft bis hin zu den Alpen.

Als Sitz des Ministerialengeschlechts Huß, das seit 1302 in der Gegend nachweisbar ist, war die Turmburg zugleich Wohnung und wehrhafte Anlage zur Verteidigung im Vorfeld der freien Reichsstadt Wangen im Allgäu. 1897 erwarb der Urgroßvater des heutigen Besitzers, Anaklett Sigg, den Wohnturm





Die steinerne Wendeltreppe im Oflingser Wohnturm, die die Wohnebenen verbindet.

und richtete sich darin häuslich ein. Heute als Wohnstätte der Familie Sigg in der vorhandenen Bausubstanz neu eingerichtet, erscheint es wieder wie selbstverständlich, hier zu wohnen.

Zur Erschließung der insgesamt sechs Geschoßebenen waren Innentreppe entlang der Außenwände notwendig, die wegen der nach oben abnehmenden Wandstärke des Turmes mehrfach versetzt werden mußten. Daraus ergibt sich im Inneren eine starke Dominanz der verschiedenen Treppen mit ihren unterschiedlichen Formen und Materialien: von der steinernen Wendeltreppe bis zur hölzernen Stiege im Dachgeschoß.

Die bauhistorischen Untersuchungen im Inneren brachten erhebliche Schäden vor allem an der Holzkonstruktion zutage. Die Grundmauern bis zum zweiten Obergeschoß stammen wohl noch aus der Zeit um 1200. Das Gebäude war zu jener Zeit nur über eine sechs Meter hoch liegende Außentreppe zu betreten. Die Rundhölzer der Holzdecke über dem ersten Obergeschoß von 1423/1424 waren zwar noch gut erhalten, die Auflager jedoch stark geschädigt. Auch bei den übrigen Decken mußten umfangreiche statische Sicherungsarbeiten durchgeführt werden.



NEUTZ & PARTNER

STADTSCHMIEDE  
BRAUGASSE 5  
88239 WANGEN IM ALLGÄU  
TELEFON 075 22/17 65

*Ausführung der Schmiedearbeiten  
(Wetterfabne, Türbeschläge usw.)*



**ALOIS KLATTE**

Fliesen – Platten  
und Mosaik

Natursteinbeläge

88239 Wangen-Deuchelried  
Obere Dorfstraße 17  
Telefon (075 22) 66 12  
Telefax (075 22) 809 46



**Hermann Blank**

**Bauhandwerksbetrieb**

Oflingser Weg 9

**88239 Wangen-Deuchelried**

**Gebäudesanierungen aller Art**

Wir bedanken uns für das Vertrauen  
in unsere Fachkompetenz  
und wünschen der Familie Sigg  
viel Freude in ihrem neuen Heim.

Planung und Bauleitung

**Helmut Hausen**

freier Architekt Dipl. Ing. (FH)  
Wangen im Allgäu, Telefon 0 75 22 / 2 15 21

Glückwunsch zur gelungenen  
Sanierung und der damit  
verbundenen Auszeichnung

In die Erdgeschoßwände der fast zwei Meter dicken Turmmauern der ersten beiden Geschosse wurde im 19. Jahrhundert der heute benutzte Eingang durchgebrochen und damit die Erschließung der oberen Wohnräume vereinfacht. Deshalb werden die ersten beiden Geschosse über eine neue Holzterrasse erschlossen, bevor man über die historische Wendeltreppe in die eigentlichen Wohngeschosse gelangt.

Das dritte Obergeschoß entstammt dem 15./16. Jahrhundert, das Gebälk des weiteren Geschosses und des Daches lassen sich auf eine Ausbauphase von 1597 datieren. Aus dieser Zeit stammt wohl auch der Ausbau des Hauptraumes des Wohnturmes mit seiner profilierten Sandsteinsäule. Interessant die Mittelsäule, die aus einem ornamental verzierten Kapitell, einem dazu angepaßten Schaft und einer grob zugefügten Basis besteht. Eine eingeschlagene Jahreszahl 1521 bezieht sich auf die erstmalige Aufstellung der Säule. Die Fenster stammen aus Veränderungen des 19. und 20. Jahrhunderts.

Entsprechend der Rauch'schen Wandtafel aus dem Jahr 1617 wurde das Dach rekonstruiert und die ursprüngliche Krüppelwalmform des Daches wiederhergestellt.

Die Erhaltung der Ausstattungselemente aus den verschiedenen Umbauphasen war Ziel der restauratorischen Maßnahmen im Gebäude. So ist die bauliche Entwicklung nachzuvollziehen und vermittelt ein anschauliches Bild der Geschichte des Gebäudes. Vor allem die vorhandenen Bohlenbretterdecken in den ehemaligen Wohnstuben wurden sorgsam restauriert und in die neue Nutzung integriert. Sie



Oflinger Wohnturm: Hauptraum mit Doppelfenster und Sandsteinsäule von 1521.

geben den jeweiligen Räumen ihren unverwechselbaren Charakter.

Die nutzbaren Flächen der vier Wohnebenen ergeben überraschend große und wohnliche Räume. Das Dachgeschoß wurde neu mit in die Wohnnutzung einbezogen. Von hier hat man einen weiten Blick auf die Alpenlandschaft.


**Richard Ebert**  
Maler – Gerüstbaufachbetrieb



**Wir bringen Sie mit „Sicherheit“ hoch hinaus**

Gerüstbau nur vom Fachmann  
Wangen, Tel. 07522/97950, Fax 07522/80652

Ausführung der Restaurationsarbeiten am Dachstuhl und an den Balkendecken einschließlich Dachdeckung



**Georg Ohlinger**  
GmbH

Zimmerei · Schreinerei · Dachdeckerei · Asbestsanierung

88239 Wangen-Deuchelried, Wolfzaz 2  
Telefon (0 75 22) 37 33 / 24 73



Das Bettelhaus in Ebhausen-Rotfelden.

## Das Bettelhaus Pfarrberg 7 in Ebhausen-Rotfelden

Das Rotfelder Armenhaus wurde 1823 für die Funktion eines sogenannten «Bettelhauses» errichtet und gehört damit zu den nur noch ganz wenigen erhaltenen geschichtlichen Zeugnissen dieser besonderen Form sozialer Einrichtungen.

Der Grundriß war so angelegt, daß drei Wohnungen mit je einer Stube, einer Kammer und einer Küche entstehen. Auf jedem Stockwerk war ein gemeinsamer Abort. Eine Hälfte des Erdgeschosses war für Ställe abgeteilt, im Dachgeschoß befand sich ein großer Fruchtboden. Mit einer Bretterschalung wurde das Haus gegen die Witterung geschützt. Der letzte Bewohner, der hier bis 1983 lebte, holte – wie schon die früheren Bewohner – sein Trinkwasser vom Dorfbrunnen.

Mittelpunkt des Hauses und zentrale Erschließungsachse ist auch heute der mittige Hausflur mit der einläufigen Treppe, die an originaler Stelle erhalten wurde. Den neuen Eigentümern gelang es dabei, die Raumaufteilung mit den für die ehemalige Nutzung als Armenhaus typischen kleinen, ineinander übergehenden Kammern substanzschonend zu erhalten und die neuen Nutzungsvorstellungen im historischen Baubestand ohne größere Veränderungen unterzubringen, da auf aufwendigere Sanitäreinrichtungen und Naßzellen in den Obergeschossen verzichtet wurde. In der Arrestzelle von 1888 wurde der Technikraum eingerichtet. Auf aufwendige Installationen

Ehemalige Wohnstube im Bettelhaus, heute Arbeitsraum.





konnte auch hier verzichtet werden, so daß der Bestand noch weitgehend ablesbar und nachvollziehbar ist. Neue oberflächenbildende und ergänzende Materialien wurden entsprechend den historischen Befunden verwendet und neue Teile in einfachen Formen schlüssig in den historisch gewachsenen Bestand integriert. Die einfache Gestaltung der neuen Bauteile entspricht damit weitgehend dem historischen Bestand und trägt zum einheitlichen Erscheinungsbild des Inneren ganz wesentlich bei.

Die alten Einfachfenster wurden erhalten und repariert. Innen wurden in einfacher Beschlagtechnik mit Reiber und Winkelbändern jeweils Kastenfenster mit Isolierverglasung eingebaut. Die Vorhangschiene sind entsprechend den historischen Vorbildern neu angefertigt worden. Ebenso wurden Türen als Brettertüren unter Wiederverwendung der alten Beschläge erneuert und mit einfachen Kastenschlössern ergänzt.

Auf einer Außendämmung aus Zellulosedämmstoff wurde die historische Deckleistenschalung nach dem alten Vorbild detailgenau wiederhergestellt. Dadurch konnten die Oberflächen der Innenwände mit Lehmputz fachwerkbündig restauriert werden. Sie bestimmen weiterhin den inneren Gesamteindruck. Das «historische Fenster» in einer Wand zeigt noch den originalen Befund.

Der Bau war mit seiner für die damalige Zeit gediegenen Ausstattung auf Dauer angelegt und dokumentiert damit die Bedeutung, die der sozialen Aufgabe eines Armenhauses beigemessen wurde.

Von den Architekten Teltschik konnte das denkmalpflegerische Ziel, die Erhaltung und Weitertradierung dieses besonderen Bautyps, in beispielhafter Weise verwirklicht werden.



**Außenansicht mit Sprossenfenster und Klappläden.**  
Die Deckelschalung des Äußeren entspricht in Form und Farbigkeit dem historischen Zustand.



**Fenster mit originalem Einfachfenster außen und  
Einscheibenfenster innen.**

PLANUNG + BAULEITUNG

SUSANNE TELTSCHIK + PETER JUNG-TELTSCHIK  
FREIE ARCHITEKTEN + STADTPLANER SRL  
PFARRBERG 7  
72224 EBHAUSEN-ROTFELDEN  
TEL. 07054/92466 FAX 07054/92468

## KEIM'sche Mineralfarben: Der Geschichte verpflichtet.

Seit weit über 100 Jahren kommen Keim'sche Mineralfarben im Bereich der Erhaltung historischer Baustoffe zum Einsatz. Herausragende Produkteigenschaften wie

- Lichtechtheit
- Diffusionsfähigkeit
- Umweltverträglichkeit und
- Langlebigkeit

gewähren optimalen Schutz und Schönheit.



**KEIMFARBEN**  
GmbH & Co KG

Keimstraße 16,  
D-86420 Diedorf  
Tel. 0821/4802-0  
Fax 0821/4802-210

Tragwerksplanung:  
**Ingenieurbüro Helmut Beigel**  
Furtbergstraße 20  
71665 Vaihingen / Enz  
Tel. 0 70 42 / 73 94  
Fax 0 70 42 / 78 111

## Schreinerei Alfred Schöck

### Büro

Quellenstraße 6  
71735 Eberdingen  
Fon/Fax 07042 / 78957

### Möbel nach Maß

Einbauküchen  
Fenster + Türen

**Werkstatt** Hochdorfer Straße 24  
Fon 07042 / 7162

Ob Sie neu **decken**  
oder **umdecken**  
entscheiden Sie  
sich **natürlich** für  
**Mühlacker Ziegelwerke**



**Mühlacker  
Ziegelwerke**

NATÜRLICH | KOMPETENT | SERVICESTARK

Mühlacker Ziegelwerke GmbH  
Ziegeleistraße 12  
D-75417 Mühlacker  
Tel. (0 70 41) 8 90-0  
Fax (0 70 41) 8 40 53 od. 8 49 57



METALLGESTALTUNG  
REKONSTRUKTION  
RESTAURIERUNG

Ruländerstr. 1A 71665 Vaihingen  
Tel. 07042 / 24273 Fax. / 820059

Allmendinger

Kunstschmiede



Stukkateur

**pinkau**

*Neue Ideen  
in Putz und Stuck*

71735 Eberdingen  
Hirschstraße 21  
Tel. 0 70 42 / 73 70  
Fax 0 70 42 / 70 09

Wir führten mit unserem Team die Putz- und Stuckarbeiten, den Gerüstbau und den Außenanstrich aus.  
Gepr. Restaurator im Stukkateurhandwerk

## Hofanlage Rathausstraße 6 in Eberdingen

Von der Rathausstraße ist das Wohngebäude der Hofanlage durch einen kleinen Vorgarten mit einem prächtigen Birnbaum abgegrenzt, der für den dörflichen Charakter früher so mitprägenden «Mostbirne». Die Fassade des Wohnhauses zeigt das typische Putzfachwerk mit weißen Sprossenfenstern und grünen Klappläden. Die Fensterfront mit den gereihten Fensterflächen des 19. Jahrhunderts weist auf die Ordnung der dahinterliegenden Räume der Wohnstuben hin, deren Größe auf ein bis drei Fensterachsen ausgerichtet ist. Bei der Eberdinger Hofanlage Rathausstraße 6 handelt es sich um eines der wenigen innerörtlichen landwirtschaftlichen Anwesen, dessen Ökonomiegebäude den Innenhof fast vollständig abschließen.

Das Hauptgebäude mit barockem Putzfachwerk wurde um 1700 errichtet. Die im Türbogen des Kellereingangs unter der Durchfahrt eingeschlagene Jahreszahl 1709 weist auf diese Entstehungszeit hin. Der später westlich als Querbau angefügte dreigeschossige Anbau schließt die Hofanlage und schafft eine neue Zugangslösung mit Durchfahrt.

In vielen Räumen des Wohngebäudes ist die originale Ausstattung aus der Zeit um 1900 erhalten und in das neue Nutzungskonzept integriert. Der Haupteingang mit Treppenhaus zeigt noch den originalen Fliesenboden der Jahrhundertwende. Der Antritt zur Treppe ist mit massiven Sandsteinstufen gestaltet.

Trotz der Aufteilung des Wohngebäudes in mehrere zeitgemäße Wohneinheiten konnte die historische Bausubstanz ohne größere Eingriffe erhalten und weitertradiert werden.

Interessant ist die familieninterne Benennung der Räume für die ehemalige Großfamilie. Die Namensgebung für zehn Zimmer, zwei Küchen und fünf Bühnenräume ermöglichte eine eindeutige Lokalisierung und Zuordnung der Räume zu einzelnen Familienmitgliedern, wobei so bezeichnende Zuordnungen wie Vorder(stube) mit Südseite und Hinter(stube) mit Nordseite vorhanden sind, und darüber hinaus die Größe der Räume z.B. mit Stüble (eine typische schwäbische Form für einen kleineren Raum) charakterisiert wurde.

Die Ökonomiegebäude einer solchen Hofanlage, die nicht mehr landwirtschaftlich genutzt werden kann, sind in ihrer Substanz oft stark gefährdet. Typisch ist die massiv gemauerte Scheuer mit Sandstein-



rahmungen an den Toren, war sie doch mit das wichtigste Gebäude der Hofanlage. Die Erhaltung der Scheune und deren Weiterverwendung als Lagerraum war Ziel der Renovierung.

Vorbildlich gelöst ist die Umgestaltung der ehemaligen Remise zu einem Unterstellplatz für die Autos der neuen Bewohner.

**Hofanlage in Eberdingen: Eingang im Hauptgebäude mit originalem Fliesenboden und Holztreppe.**





Wohnstube mit originaler Ausstattung der Zeit um 1900.

Der Familie Beutel ist es gelungen, die Hofanlage weitgehend zu erhalten und unter Rücksichtnahme auf die Bausubstanz und vor allem auf die räumlichen Strukturen des Hauptgebäudes für eine ehemalige Großfamilie eine neue Nutzung unterzubringen. Ohne größere Eingriffe konnte auch die historische Ausstattung der Räume belassen und in das neue Nutzungskonzept integriert werden.

Wohnkammer im Dachgeschoß mit originaler Ausstattung.



Naturstein  
Stein und Natur

zimmermann  
KALK- UND SCHOTTERWERK

Gebr. Zimmermann GmbH · 71665 Vaihingen-Roßwag  
Manfred-Behr-Straße 118 · Telefon 07042 / 29 23 · Fax 2 20 24

Planung und Bauleitung

Dipl. Ing. Eberhard Lämmle

Pestalozzistrasse 1 71665 Vaihingen a. d. Enz  
Tel.: 07042/12319-13707 Fax: 07042/13711

LAUSTER STEINBAU

LAUSTER

75433 Maulbronn  
Stuttgarter Straße 73  
Telefon 07043/6064  
Telefax 07043/5657

Postfach 500720  
70337 Stuttgart  
Telefon 0711/5967-0  
Telefax 0711/596750

Restaurierungsarbeiten im Kloster Maulbronn

## Die Zehntscheuer Ellwanger Straße 6b in Ellwangen-Neunheim

Erst bei genauerem Hinsehen wird klar, daß die dominante Lage der Scheuer, direkt an der Hauptstraße nach Ellwangen, die massiven Bruchsteinmauern der Umfassungswände und das hohe Dach eine Bedeutung haben, die sich durch die Geschichte des Gebäudes als örtliche Zehntscheuer erklärt. Sie geht in ihrem Baubestand, vor allem in der Holzkonstruktion, wohl auf eine Erneuerung im frühen 18. Jahrhundert zurück. Der Bau steht ganz in der Nachfolge früherer Bauten an derselben Stelle mit der gleichen Funktion: Sammelstelle für die Abgaben der Bauern an ihre Herrschaft, die Fürstpropstei Ellwangen.

Nach Verlust ihrer Funktion als Zehntscheuer wurde sie von den Landwirten weitergenutzt und gelangte so in den Besitz der Familie Reeb, die heute hier wieder einen Teil ihrer Maschinen unterstellt.

Das Bauwerk folgt in seinem konstruktiven Aufbau rein funktionalen Anforderungen, so sind die Lage und Größe der Öffnungen kein Gestaltungsprinzip, sondern zweckmäßige und wirtschaftliche Anordnung mit mittlerer Tenne und links und rechts davon entsprechende Lagerräume. Die Anlage stellt sich damit als dreizonige Fachwerkkonstruktion auf massivem Bruchsteinsockel aus heimischem Kalkstein dar. Ein Kalkbestrich schützt die Wände innen wie außen. Auf den Umfassungsmauern erhebt sich ein mächtiger, zweigeschossig abgezimmerter Dachstuhl.

Die liegende Stuhlkonstruktion mit der mittig unterstützten Tragkonstruktion erhält in der ersten Dachebene ihre Längsaussteifung durch den Einbau von Andreaskreuzen.



Die Einfachheit und Klarheit der Konstruktion ergibt das für den heutigen Betrachter faszinierende und harmonische Erscheinungsbild. Das Äußere der Zehntscheuer ist geprägt durch den verputzten Bruchsteinsockel und bretterverschaltene Fachwerkgiebel. Das steile hohe Dach, mit handgestrichenen Biberschwanzziegeln neu eingedeckt und mit der bereits wieder angewitterten Bretterschalung an den Giebeln, verleiht dem Gebäude seine Dominanz im Ort und ist gleichzeitig Orientierung und Identifikationsobjekt der Dorfbewohner. Die Gebäudeecken wie auch die Toröffnungen sind durch Quadersteine aus örtlich anstehendem Stubensandstein gerahmt.

Eine Besonderheit am Gebäude, die erst bei näherer Betrachtung auffällt, stellen die Rillen in den Eckquadersteinen der Stubensandsteine dar. Sie gehen auf das Schleifen metallischer Gegenstände zurück. Die Dorfbewohner benutzten die Stubensandsteine



**Gerlinger**

**Dach- und Holzbau**

**73479 Ellwangen · Industriegebiet**

**Tel. 0 79 61/9 12 90**

PLANUNG + BAULEITUNG

ARCHITEKTURBÜRO

**FÜRST-WETTESKIND**

FREIE ARCHITEKTEN

SUDETENSTRASSE 16, 73479 ELLWANGEN, TELEFON 07961 / 2237



zum Schärfen ihrer Werkzeuge, die Schulkinder zum Anspitzen ihrer Griffel für die Schultafel.

Der neben dem Haupttor eingelassene Inschriftstein mit seiner unvollständig lesbaren Jahreszahl bezieht

sich wohl auf die Erneuerung der Scheune im 18. Jahrhundert. Das renovierte Gebäude gibt kaum Hinweise auf die Mühe, die von der Eigentümerfamilie Reeb für die Sanierung des Holzwerks und der Steinmauern aufgewendet werden mußte. Als denkmalpflegerischer Idealfall steht die ehemalige Zehntscheuer wie selbstverständlich an ihrem Platz.



Zehntscheuer in Neunheim.

Oben: Dreizonige Einteilung des Scheunenraums.

Mitte: Inschriftstein neben dem Scheunentor, der auf die Erneuerung der Zehntscheuer im 18. Jahrhundert hinweist.

Unten: Rillen in den Eckquadern aus Stubensandstein, die vom Schärfen metallischer Gegenstände herrühren.



## Das Bürgerhaus Ostergasse 1 in Markgröningen

Das Haus Ostergasse 1 bildet zusammen mit drei weiteren Gebäuden den nördlichen Abschluß des Marktplatzes, zwischen Turmgäßle und Marktbrunnengäßle. Die noch original vorhandene Wetterfahne auf dem First weist die Initialen «P.W. 1714» auf, Hinweis auf den Erbauer Paulus Wolff, einen Handelsmann, der nach Markgröningen einheiratete.

Die Grundmauern des Gebäudes gehen aber nach dem Befund einer ionischen Sandsteinsäule im Erdgeschoß auf die Renaissancezeit zurück. Die von Paulus Wolff neu erstellten Obergeschosse und der Dachstuhl sind zeitgenössisch ausgestattet und dokumentieren den Reichtum des Bauherrn. Die Fenster wurden nach Befund gegliedert, ein rückwärtiges Fenster aus originalen Bestandteilen wieder zusammengesetzt und im Farbton der Erbauungszeit neu gefaßt.

Ist das Äußere noch bescheiden als typisches einfaches barockes Putzfachwerk mit Fensterreihung gestaltet, zeigt das Innere mit seinen Stukkaturen und Bemalungen hohe kunsthandwerkliche Qualitäten.

Erst durch die aufwendigen Restaurierungsarbeiten an den Stuckdecken, den Farbfassungen an Wänden und Decken sowie am Holzwerk der Treppe und Böden kamen die reich ausgestatteten Räume der Beletage wieder zur Geltung. Der ehemalige Bauherr, Paulus Wolff, umgab sich mit ausgewählten Materialien und Dekorationen, wie sie sonst im Markgröningen der damaligen Zeit nicht vorkamen. Besonderer Augenmerk wurde bei der jetzigen Restaurierung auf die Erhaltung der Stuckdecken gelegt. Da für den Erbauer eine äußere Repräsentation nicht möglich war, versuchte er dies durch eine geschickt angelegte Inszenierung der Stuckdecke in seinem



Ehemaliger Salon mit barocker Stuckdecke im Bürgerhaus in Markgröningen.

Treppenhaus mit barocker Holzterrappe und Baluster-Geländer.



Gerhard E. Schmid

Ostergasse 1  
71706 Markgröningen  
Telefon (0 71 45) 77 34  
Telefax (0 71 45) 34 52

Dipl. Ing. Freier

**ARCHITEKT**

### Restaurierung historischer Türen und Treppen

Partner für Restaurierung  
und Konservierung GbR

Marquardt  
Erhardt  
Uttenrodt

Siemensstraße 10/1  
71691 Freiberg am Neckar  
Telefon 07141 / 70 71 81  
Fax 07141 / 27 07 50

**Ihr Fachbetrieb  
für individuellen Innenausbau  
und Restaurationen**

Hans Frey  
Andlerstraße 19  
71706 Markgröningen  
Telefon (0 71 45) 52 60  
Telefax (0 71 45) 79 57



- Denkmalpflege -

- Reparatur
  - Restauration
  - Rekonstruktion
  - Dokumentation

Unsere Leistungen:  
Fenster - Fensterläden - Verglasungen  
Beratungen - Fachbauleitung



**Fachbetrieb für historische Fenster**

**Holzdecken - Trennwände**  
**Einbauschränke**  
**Küchenmöbel**  
**Montage**

**Eckbänke**  
**Bademöbel**

**Sonderanfertigungen**

**Wolfgang Wurst**  
Schreinerei/Innenausbau  
Grabenstr. 22  
71706 Markgröningen  
Tel. (07145) 8895 - Fax 3880

**WIEDENSTRIET**

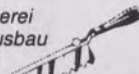


**Reiner Wiedenstriet, Dachdeckermeister**

- Dachumdeckung ● Dachflächenfenster
- Dachgaupenverkleidung ● Flachdachbau und -isolierung
- Eigener Gerüstbau ● Fassadenverkleidung
- Balkon- und Terrassenisolierung einschl. Plattenbelag

**Unterriexinger Straße 48 · 71706 Markgröningen**  
Telefon und Fax 0 71 45 / 66 87

**Thomas Wildermuth** Schreinerei  
Innenausbau  
Büro: Graf-Hartmann-Str. 27, 71706 Markgröningen



**Holzarbeiten aller Art**  
**Holzdecken, Türen**  
**Einbauschränke, Einbauküchen**  
**Bad-Möbel**

Telefon (0 71 45) 85 92, Fax (0 71 45) 2 62 41

**GKH-BAU**

**Hochbau**  
**Industriebau**  
**Wohnungsbau**  
**Um- u. Neubau**  
**Sanierungen**

Gessler & Klotz Hochbau GmbH · 71706 Markgröningen  
Telefon (07145) 86 20 · Fax (07145) 71 66



**Harald Hohn**  
Elektromeister

- Elektroinstallation
- Elektroheizung
- Hausgeräte
- Sprachanlagen
- Kundendienst

Bahnstraße 18 Telefon: 0 71 45/53 20  
71706 Markgröningen Telefax: 0 71 45/68 01



**GUTSCHER**  
Ga-La-Bau und Erdbau

Außenanlagen u. Landschaftsarbeiten  
sind unsere Sache!

71706 Markgröningen - Schönbühlhof  
Pforzheimer Straße 33 · Telefon (0 71 45) 82 63  
Autotelefon (01 72) 7 19 40 11





Ausschnitt der Fassade mit Sprossenfenstern und Klappläden, die nach historischem Befund erneuert wurden.

Wohnzimmer auszugleichen. Der Deckenspiegel in der Mitte des Zimmers ist mit seinen Initialen so angeordnet, daß durch das offene Fenster von der Straße her ein Blick auf die Decke geworfen werden kann und deren Besitzer sich damit ausweist.

Von wesentlicher Bedeutung bei den Restaurierungsarbeiten war das denkmalpflegerische Ziel, die noch erhaltenen originalen Teile wieder zu reparieren und erforderliche neue Bauteile in historisch stimmigen Formen zu ergänzen. Während der Restaurierungsarbeiten fand sich im mittleren Zimmer unter mehreren Belagschichten ein Parkettboden mit eingelegter Rosette als Mittelpunkt. Mit hohem Aufwand konnte durch einen Parkettrestaurator dieser Bodenbelag erhalten und repariert werden.

Erhalten hat sich auch das Treppenhaus mit barockem Geländer. Die Baluster und die kassettierten Untersichten der Treppe erhielten wieder ihre originale Farbigkeit und prägen damit ganz entscheidend das innere Erscheinungsbild des Wohngebäudes. Auch die Fassungen des Sichtfachwerks im Treppenhaus, in Teilen mit Rankenmalereien, konnten weitgehend erhalten und wieder hergestellt werden. Mit vorhandenen Sandsteinplatten im Treppenhaus wurde das ursprüngliche Erscheinungsbild komplettiert und wiedergewonnen.

Dem neuen Besitzer, Gerhard Schmid, gelang es beispielhaft, die Erhaltung vor allem der ausgestatteten Raumfluchten mit der neuen Nutzung in Einklang zu bringen.

## RESTAURATOR RAFF

Erwin Raff  
Freier Restaurator DRV  
Goethestraße 15  
73770 Denkendorf  
Tel. 07 11 / 34 60 204

Gemälde, Skulptur, Wandmalerei, Befunduntersuchung,  
Beratung und Betreuung denkmalgeschützter Objekte

## MANFRED VOLZ

PARKETT UND FUSSBODENBELÄGE

GARTENSTRASSE 9

71706 MARKGRÖNINGEN

TELEFON 07145/5250

PARKETT

KORK

GARDINEN

PVC-LINOLEUMBELÄGE

TEPPICHBELÄGE

TEPPICH-REINIGUNG

Gerhard E. Schmid

## «Im Vertrauen auf Gott» – Erfahrungen eines Bauherrn

Stellvertretend für die fünf Preisträger des Denkmalschutzpreises 1997 des Schwäbischen Heimatbundes und der Württemberger Hypo darf ich einige Worte an Sie wenden. Danken möchte ich vorab beiden Institutionen dafür, daß sie durch die finanziellen Mittel und die viele Mühe, die sie einbringen, den Denkmalschutzpreis und den heutigen Tag erst möglich machen. Danken möchte ich weiterhin allen, die heute gekommen sind.

Es ist eine «große Freude», einen Preis zu bekommen. Als Kind habe ich von unseren Stuttgarter Verwandten ein Buchstabenspiel erhalten, mit dem man den Satz *Ohne Fleiß kein Preis* bilden konnte. Ich habe das nie hinbekommen und dieses Spiel, großartig wie ich bin, anderen Kindern zur Verfügung gestellt. Und jetzt stehe ich heute da vorne und darf eine Ansprache halten an einen Minister, eine ehemalige Ministerin, einen vormaligen Staatsminister, einen Präsidenten, an eine erste Landesbeamtin, an Bürgermeister, Stadträtinnen und Stadträte, Bauräte, Vorsitzende, Verwandte, Freunde und Bürger, Denkmalschützer.



Preisträger Gerhard E. Schmid.

### *Bauvorhaben ehrlich und anständig voran bringen*

Seit einigen Wochen wird immer wieder von meinem Haus in Markgröningen, Ostergasse 1 berichtet. Am «Tag des offenen Denkmals» habe ich mehr als 400 Gäste durch mein Haus führen können. Welch ein Wirbel! Manchmal frage ich mich, was ich eigentlich getan habe, um so viel Aufsehen zu erregen. Schließlich habe ich an meinem eigenen Haus nur das versucht zu tun, was ich bisher als Architekt auch an den Häusern meiner Bauherren getan habe. Einmal mehr habe ich mich bemüht, ein Bauvorhaben so anständig und ehrlich wie möglich voranzubringen. Nun ist das Haus «Ostergasse 1» mit seiner schönen Ausstattung des 18. Jahrhunderts etwas Besonderes. Das habe ich schon vor zwanzig Jahren gewußt. Oft habe ich bei meinen abendlichen Spaziergängen durch unsere kleine Stadt die Stuckdecke des großen Zimmers im zweiten Obergeschoß bewundert. Damals war die Decke nur durch die Vorhänge hindurch zu erkennen.

Eines Tages konnte ich das Haus erwerben. Im Februar des Jahres 1996 haben wir mit den Arbeiten begonnen, nachdem wir den ersten Start im Oktober 1995 abbrechen mußten, da die Schäden am Dachstuhl sich nach dem Ausräumen der Verschalungen und der Dielenböden im Dachgeschoß als so enorm zeigten, daß zuerst die noch belegte Wohnung des zweiten Obergeschosses geräumt werden mußte.

Die versteckten Schäden am Fachwerk waren sehr groß, und je mehr Putzfläche entfernt wurde, desto mehr verfaultes Holz fanden wir. Da hieß es, Ruhe bewahren und einen guten Tee trinken oder auch etwas Kräftigeres. So hat schon Wilhelm Busch geschrieben: *Es ist bekannt seit alters her, wer Sorgen hat, hat auch Likör.* Wenn die umfangreichen Schäden am Dachstuhl des Hauses «Ostergasse 1» irgendwo etwas Erfreuliches mit sich brachten, dann waren es die Befunde der überputzten Malereien an der Decke im zweiten Obergeschoß. Ich habe mich darüber gefreut - trotz allem. Für mich war es eine

schwere Entscheidung, diese Malereien wegen der Sanierung des Deckengebälks entfernen lassen zu müssen. Deshalb war es auch mein Wunsch, diese Malereien wieder herzustellen.

### *Sprung ins kalte Wasser*

Das ist es: Wer diese schönen Dinge nicht liebt und wer nicht bereit ist, die letzten Mittel dafür zu opfern, der wird nicht viel Freude an einem so schadhafte Kulturdenkmal haben. Nun war ich von Anfang an überzeugt, daß die Sache gut gehen wird, und ich habe alle Kostensteigerungen mit Ruhe und Gelassenheit aufgenommen. Immer war ich davon überzeugt, daß es sich lohnen wird. In der Zeit vor dem Kauf habe ich beim Vorübergehen am Haus «Ostergasse 1» das Gefühl gehabt, dieses Haus würde mich anschauen und mir zuflüstern: *Du, ich warte auf Dich, pack es an.*

In den Jahren 1993 und 1994 wurde mir immer mehr bewußt, daß die Restaurierung dieses Hauses meine Aufgabe sein würde. Mehr Mittel aus dem Sanierungstopf und einen etwas günstigeren Kaufpreis hätte ich mir allerdings gewünscht. Trotzdem habe ich es gewagt, und ich bin nicht zum ersten Mal in meinem Leben «ins kalte Wasser gesprungen». Mit dem großen Gottvertrauen eines weltlichen Menschen, der sich bewußt ist, daß alle Dinge, die er im Leben tut, von Gott begleitet werden, wenn sie in dessen Sinne sind, und daß der Mensch voll und ganz in dessen Hand steht. So habe ich diese Aufgabe angefangen, und so möchte ich sie auch zu Ende bringen. Wir haben Schätze entdeckt, die unter vielen Anstrichen und Spanplatten verborgen waren. Wir haben unzählige Stunden in Besprechungen verbracht, um uns auf die Fassungen der Fenster, Türen und Wände zu einigen und so weit wie möglich das Erscheinungsbild des 18. Jahrhunderts wieder herzustellen.

Erleben durfte ich, wie sich Meister, Gesellen und auch die Stifte für die Stuckdecken, die Malereien, die Fassungen und Holzböden immer mehr begeistern haben. Erleben durfte ich, daß es sie immer noch gibt, die ehrbaren Handwerker, die bereit sind, eine ehrliche und saubere Arbeit zu schaffen. Stolzlicke habe ich gesehen über die erbrachte Leistung, Freude an der Arbeit und an der anspruchsvollen Aufgabe. Das steckt an, das gibt Auftrieb! Müdigkeit habe ich selbst erlebt. Die Samstage beim Reinigen der Baustelle und das fast endlose Füllen der Bauschuttmulden. Da war ich manchmal sehr müde, und beim letzten Gang durch die Baustelle an den Samstagabenden habe ich oft Zweifel gehabt, ob diese

Baustelle jemals fertig werden wird und ob ich das alles jemals werde bezahlen können. Die letztere Frage ist noch offen. Aber jeder Fortschritt gab neuen Mut. Erstaunlich ist übrigens, wie klein der Andrang neugieriger Besucher ist, wenn der Bauherr gerade eine Mulde mit Bauschutt füllt. Leere, zu füllende Bauschuttmulden scheinen eine eher abschreckende Wirkung auf Besucher zu haben.

Es ist für mich nicht das erste Mal, in einer Ansprache sagen zu können, daß auch eine Baustelle gesegnet sein will. Ohne Gottes Segen kann alles Mühen vergeblich sein. Diesen Segen an meiner eigenen Baustelle erneut erfahren zu dürfen, erfüllt mich mit Dankbarkeit. Es wäre allerdings Schönfärberei, wenn ich nicht erwähnen würde, daß es trotzdem auch Enttäuschungen, Ärger und Verdruß gegeben hat. Erleben durfte ich, wie bei vielen Handwerkern das gewachsen ist, was mir selbst so arg wichtig ist: der Respekt und die Hochachtung vor der Leistung unserer Ahnen. Halten wir uns vor Augen, was diese Handwerker vor Jahrhunderten geleistet haben in dunklen, feuchten und kalten Werkstätten mit einfachstem Werkzeug.

### *Erbe der Vorfahren kein «altes Glump»*

Wir müssen noch viel mehr begreifen, daß all die überkommenen Dinge aus dem täglichen Leben unserer Vorfahren und eben auch ihre Häuser nicht «altes Glump» sind, sondern daß die Menschen, die das alles vor langer Zeit geschaffen haben, ihre ganze Kraft, ihr ganzes Können und ihre Liebe zum Beruf in ihre Arbeit gesteckt haben. Wir dürfen die Steine dieser Bauleute nicht so schnell verwerfen! Deren Leistung ist Teil unserer Kultur. Deshalb haben wir Denkmalschutz bitter nötig. Unsere schnellebige Zeit mit ihrer Wegwerfmentalität ist eine arme Zeit. Unsere Geschichte und unsere Kultur sind unsere Zukunft.



**Aufmerksame Zuhörer (von links nach rechts):  
Dr. Jürgen Blumer, Dieter Dziellak, Eva Blumer,  
Minister Dr. Walter Döring, Martin Blümcke.**



Von links nach rechts: Eberhard Lämmle, Heinrich und Renate Beutel, Gerhard E. Schmid, Susanne Teltschik, Peter Jung-Teltschik, Minister Dr. Walter Döring, Helmut Hausen, Eugen und Nicola Sigg, Roland Fürst, Ulrich Gräf, Maria und Paul Reeb, Martin Blümcke, Dr. Jürgen Blumer.

Weil ich das alles so sehe und für wichtig halte, habe ich mich dem Denkmalschutz verschrieben.

Hier in Markgröningen haben wir ein großes Erbe und stehen in der Pflicht. Wir stehen in der Pflicht, das Erbe zu erhalten und es weiterzugeben an unsere Nachkommen, damit auch sie in einer so harmonischen Innenstadt aufwachsen und leben können. *Architektur ist ein Element für die Sinne*, hat der bekannte Architekt Reinhard Gieselmaun geschrieben. In einer gesunden und harmonischen Architektur wachsen auch gesunde Menschen heran.

Nun möchte ich es eigentlich hinausrufen, daß alle in unserer kleinen Stadt es hören können: Liebe Markgröninger, setzt Euch ein für das historische Erbe in Eurer alten, kleinen Stadt, für den Denkmalschutz, bringt Opfer für den Erhalt dieses schönen mittelalterlichen Stadtbildes. Liebe Markgröninger, wir können nicht darauf warten, bis Stuttgarter Architekten und Rechtsanwälte die Häuser in unserer Stadt restaurieren. Nein, diese Aufgabe ist uns gegeben, den Bürgern dieser Stadt. Es gibt noch so viel zu tun bei uns. Wir müssen die Wunden, die unserer historischen Innenstadt geschlagen wurden, sei es durch Abbruch, sei es durch Vernachlässigung, endlich beseitigen.

Die kleine Stadt Markgröningen ist es wert, daß wir uns verausgaben und Opfer bringen, uns in große Schulden stürzen, um diese Stadt in ihrer ganz besonderen Eigentümlichkeit zu erhalten und an die nachfolgenden Generationen weiterzugeben.



Zimmergeschäft

# Fritz Schinz

Markgröningen

Tel. Büro 07145/8375 Fax 07145/3874

Tel. Abbundhalle 07145/900503

**und Ihr Altbau ist  
in besten Händen!**

*Minister Dr. Walter Döring, MdL*

## Denkmalpflege findet auch in Zukunft statt

Für mich als dem für den Denkmalschutz in Baden-Württemberg zuständigen Minister ist es eine besondere Freude, anlässlich der Verleihung des Denkmalschutzpreises des Schwäbischen Heimatbundes und der Württembergischen Hypothekenbank zu Ihnen zu sprechen.

Der mit insgesamt 50.000 DM dotierte Denkmalschutzpreis, der aus dem Peter-Haag-Preis hervorgegangen ist, wird seit 1977 verliehen und kann damit auf eine gefestigte Tradition zurückblicken. Seit 1992 wird der Denkmalschutzpreis partnerschaftlich von der Württemberger Hypo und dem Schwäbischen Heimatbund verliehen. Er ist der einzige private Preis dieser Art in Baden-Württemberg.

Für die partnerschaftliche Verbindung der Württembergischen Hypothekenbank und dem Schwäbischen Heimatbund auf dem Gebiet der Denkmalpflege danke ich auch im Namen der Landesregierung sehr herzlich. Gleichzeitig möchte ich damit die Hoffnung verbinden, daß die durch die gemeinsamen Anstrengungen erzielten Erfolge und ihre vorbildhafte Wirkung weitere Unternehmen und Verbände, aber auch Bürgerinnen und Bürger, zu Mäzenaten und Sponsoren der Denkmalpflege werden lassen. Darauf ist die Denkmalpflege heute mehr denn je angewiesen.

Ein Engagement auf dem Gebiet der Denkmalpflege lohnt sich allemal. Die Erhaltung, die Pflege und die behutsame Erneuerung von Kulturdenkmälern sind eine Aufgabe der Gesellschafts- und Kulturpolitik von hohem Rang, aus der eine große Verpflichtung gegenüber künftigen Generationen erwächst, die unser heutiges Handeln kritisch hinterfragen werden. Denn bei Denkmalschutz und Denkmalpflege zeigen sich die Folgen von aktiver Pflege, aber auch die fatalen Konsequenzen von Vernachlässigung und Behinderung ganz unmittelbar. Eine Fehlentscheidung gilt auf diesem Gebiet für immer. Sie ist nie widerrufbar oder heilbar.

\* Ansprache zur Verleihung des Denkmalschutzpreises 1997 am 1. Oktober 1997 in Markgröningen

Denkmalpflege ermöglicht den Bürgerinnen und Bürgern eine hohe Identifikation mit ihrer Umgebung, mit ihrem Quartier, mit ihrer Gemeinde. Sie bewahrt optisch ablesbare Erinnerungen für den einzelnen und für die sozialen Gruppen. Sie schafft Kontinuität und sie erleichtert soziale Interaktion.

Die gebaute Umgebung des Menschen erzählt Geschichten und liefert Bausteine des Gedächtnisses. Das Wort des Wittenberger Pastors Schorlemmer «Wo Häuser verkommen, da verkommen auch Menschen» hat seine Bedeutung auch für die Denkmalpflege. Darüber hinaus schafft eine intakte Denkmallandschaft Standortqualität für die Bürgerinnen und Bürger, aber auch für die Wirtschaft und die Investoren. Jede erfolgreiche Stadtwerbung beginnt mit der Darlegung der Geschichte der Baudenkmale und der geschichtlich geprägten Individualität des jeweiligen Ortes. Es festigt sich sogar die Erkenntnis, daß sich Standorte im internationalen Wettbewerb nur dann werden behaupten können, wenn Wirtschaft und Lebensstandard nicht auseinanderfallen. Darum gewinnen die Erhaltung und die Neunutzung denkmalwerter und stadtbildprägender Gebäude sowie die Bewahrung interessanter Stadt- und Ortskerne eine herausragende Bedeutung.

Die Bedeutung der Denkmalpflege wurde der Allgemeinheit und ihren politischen Vertretern erst im Laufe der Nachkriegszeit voll bewußt. Die Konzentration aller Kräfte in den ersten Nachkriegsjahren auf den Wiederaufbau versperrte zunächst den Blick auf eines der Grundbedürfnisse des Menschen, nämlich Sicherheit in der Verwurzelung mit seiner eigenen Geschichte und seiner geistigen und kulturellen Herkunft zu finden. Erst allmählich wuchs die Bereitschaft, die Verpflichtung gegenüber der eigenen Geschichte anzuerkennen.

Der entscheidende Umschwung geschah in den 70er Jahren, als die sich massierenden Verluste durch den leichtfertigen Umgang mit unseren Kulturdenkmälern der Allgemeinheit schmerzlich bewußt und die zunehmende Unwirtlichkeit unserer Städte unüber-



sehbar wurden. Die bedeutendsten Meilensteine für den beginnenden Aufschwung des Denkmalsbewußtseins waren 1972 das Inkrafttreten des Denkmalschutzgesetzes und die Gründung des Landesdenkmalamtes, das in diesem Jahr sein 25jähriges Jubiläum feiern konnte, sowie 1975 das Europäische Jahr des Denkmalschutzes.

Heute nimmt die Denkmalpflege in unserer Gesellschaft einen hohen Stellenwert ein. Das zeigt mir gerade auch die Resonanz von Veranstaltungen, wie z. B. der im September begangene «Tag des offenen Denkmals» oder auch der «Landesdenkmaltag», den wir im Juli dieses Jahres in Bronnbach begehen konnten. Die Denkmalpflege wird heute mehr denn je als wesentliches Mittel zur Bewahrung der kulturellen Identität, aber auch als notwendiges Korrelat zur Geschwindigkeit des wissenschaftlichen, technischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Wandels angesehen. Ich bin stolz darauf, daß das Land Baden-Württemberg über eine vielgestaltige Denkmallandschaft verfügt. Nach einer Schätzung des Landesdenkmalamtes sind in Baden-Württemberg 80 000 bis 90 000 Bau- und Kunstdenkmale und rund 60 000 archäologische Denkmale vorhanden. Darunter fallen herausragende Zeugnisse der Vergangen-

heit, aber auch viele bescheidene Gebäude, die in ihrer Gesamtheit erst den Charme und die Vielfalt unserer gewachsenen Kulturlandschaft ausmachen.

Einen repräsentativen Ausschnitt hat die Jury auch dieses Mal wieder aus insgesamt 52 Bewerbungen für den Denkmalschutzpreis ausgewählt. Zu den ausgewählten Objekten gehören eine Zehntscheuer, ein Bettelhaus, eine Hofanlage, ein Wohnturm sowie hier in Markgröningen das Bürgerhaus Ostergasse 1. Herr Baudirektor Gräf wird als Vorsitzender unmittelbar anschließend der Jury die Preisträger und die ausgezeichneten Objekte im einzelnen vorstellen.

In allen Fällen haben die Bauherren und die beauftragten Architekten und Handwerker große Sensibilität im Umgang mit den Kulturdenkmälern bewiesen. Mit beispielhaftem persönlichen Einsatz arbeiteten sie für die Erhaltung des historisch gewachsenen Erscheinungsbildes und der wertvollen Bauteile. In den meisten Fällen konnte den Eigentümern durch öffentliche Zuschüsse die Entscheidung für den Erhalt und die Sanierung des Denkmals etwas erleichtert werden. Allerdings stehen heute Zuschußmittel nicht mehr in dem gleichen Umfang wie in der Vergangenheit zur Verfügung. In den 17 Jahren von 1980 bis 1996 wurden vom Landesdenkmalamt in der allgemeinen Denkmalförderung unter Einberechnung der Sonderprogramme über 1,2 Mrd. DM an Zuschußmitteln für die Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmälern eingesetzt. Insgesamt wurden in diesem Zeitraum über 17 000 Zuschußanträge bewilligt, das sind pro Jahr über 1 000 Erhaltungsmaßnahmen an Kulturdenkmälern.

Die im Bereich der Denkmalpflege zu erbringenden Einsparungen zur Konsolidierung des Staatshaushaltes des Landes haben leider zur Folge, daß künftig viele konservatorische Aufgaben im Rahmen der Denkmalpflege nur noch in begrenztem Umfang zu bewältigen sind. Zahlreiche wünschenswerte Restaurierungs- und Renovierungsmaßnahmen, die das kulturelle Erbe des Landes zu Ansehen und Geltung bringen, müssen in den kommenden Jahren zurückgestellt werden. Der Sparzwang in der Förderpraxis der Denkmalpflege führt deshalb zwangsläufig zu einer noch stärkeren denkmalpflegerischen Prioritätensetzung. Die knapper werdenden Zuschüsse der Denkmalpflege müssen dabei auf diejenigen Kulturdenkmale konzentriert werden, die ohne umgehende finanzielle Unterstützung des Landes unwiederbringlich unterzugehen drohen. Von dem Sparzwang sind aber alle Bereiche des staat-

lichen und gesellschaftlichen Lebens betroffen. Auch die Denkmalpflege muß hier ihren Beitrag leisten.

Ich werde mich dafür einsetzen, daß bei einer Besserung der Situation bei den öffentlichen Finanzen die Mittel für die Denkmalpflege wieder angemessen erhöht werden. Dies halte ich vor allem bei den Mitteln für die Denkmalförderung für erforderlich, denn diese Zuschußmittel sind nicht nur eine wichtige Hilfe für die Bereitschaft und Fähigkeit des privaten Denkmaleigentümers, sein Denkmal zu erhalten und instand zu setzen. Die in diesem Bereich ausgegebenen öffentlichen Mittel ziehen auch bekanntlich ein Mehrfaches an privaten Investitionen nach sich, die insbesondere den mittelständischen Betrieben vor allem im Bau- und Ausbaugewerbe zugute kommen. Investitionen in den Denkmalschutz dienen auch der Sicherung von Arbeitsplätzen.

Eine kontinuierliche Befassung mit denkmalpflegerischen Vorhaben erhält die handwerklichen Fähigkeiten und Techniken, die für eine fachgerechte Ausführung der sensiblen Aufgaben auf Dauer unverzichtbar sind. Verschiedene empirische Erhebungen zeigen, daß handwerkliche Arbeiten im Bereich der Denkmalpflege besonders personalintensiv sind. Diese notwendig personalintensiven Arbeiten der Denkmalpflege führen dazu, daß bei gleichem Investitionsvolumen mehr Arbeitskräfte gebunden werden als im konventionellen Baubereich und damit der Arbeitsmarkt entlastet wird. So optimiert die Denkmalpflege letztendlich sogar den gesamtwirtschaftlichen Nutzen. Dieser Faktor ist gerade in Zeiten konjunktureller Schwierigkeiten und hoher Arbeitslosigkeit von besonderer Bedeutung. Das gleiche gilt im übrigen auch für die bestehenden Steuervergünstigungen für Kulturdenkmale, die nach dem Entwurf des Steuerreformgesetzes 1999 in ihrer Wirkung deutlich reduziert werden sollen. Ich habe mich daher beim ersten Durchgang dieses Gesetzentwurfs im Bundesrat speziell gegen diese Kürzungen gewandt und entsprechende Gegenanträge eingebracht. Bekanntlich hat jedoch der Bundesrat im Plenum mit seiner Stimmenmehrheit den Gesetzentwurf insgesamt abgelehnt, so daß nunmehr die Einwirkungsmöglichkeiten im weiteren Gesetzgebungsverfahren abgewartet werden müssen.

Als Wirtschaftsminister setze ich mich auch nachdrücklich für eine konsequente Verbesserung der Standortfaktoren für unsere Wirtschaft ein. Dazu kann auch die Denkmalschutzverwaltung als Teil der öffentlichen Verwaltung beitragen. In dieser Bezie-

hung ist auch vieles erreicht worden. Insbesondere bei der Beschleunigung der denkmalrechtlichen Verfahren und bei der Optimierung der Aufbau- und Ablauforganisation. Deswegen habe ich auch im Kabinett die Auffassung vertreten, daß gegenwärtig keine fachliche Notwendigkeit besteht, das aus gutem Grund in das Denkmalschutzgesetz aufgenommene Dissensverfahren abzuschaffen. Danach hat bekanntlich die untere Denkmalschutzbehörde im Einvernehmen mit dem Landesdenkmalamt zu entscheiden. Kommt eine Einigung nicht zustande, hat das Landratsamt oder das Regierungspräsidium die Entscheidung zu treffen. Leider hat sich das Kabinett in der Sitzung am 23. 6. 1997 nicht meiner Auffassung angeschlossen.

In dem nun anstehenden Gesetzgebungsverfahren werde ich mich um eine Lösung bemühen, die einerseits dem Beschluß des Kabinetts Rechnung trägt und andererseits die Belange der Denkmalpflege angemessen berücksichtigt. So kann ich mir eine Regelung vorstellen, die dem Präsidenten des Landesdenkmalamtes in besonderen Ausnahmefällen das Recht zubilligt, unmittelbar die Entscheidung der höheren Denkmalschutzbehörde anzurufen, wenn eine schwerwiegende Beeinträchtigung eines Kulturdenkmals droht und die untere Denkmalschutzbehörde von der Äußerung des Landesdenkmalamtes abweichen will. Durch eine solche Regelung könnte in besonders gravierenden Fällen verhindert werden, daß örtliche Sonderinteressen in nicht zu vertretender Weise gegen die Belange der Denkmalpflege durchschlagen. Angesichts der geschilderten Finanznot des Staates und den sich ankündigenden gesetzlichen Änderungen kommt dem privaten Engagement eine um so größere Bedeutung zu. Man kann herausragende Kulturdenkmale nur mit engagierten Hausbesitzern erhalten. Eine private Denkmalpflege erfordert viel Idealismus. Außerdem setzt sie eine weit über das übliche Maß hinausgehende Leistungs- und Einsatzbereitschaft voraus. Ich bin froh darüber, daß eine solche Einstellung in unserer Gesellschaft vorhanden ist.

Nicht vergessen werden sollte auch, daß ohne die hervorragende Arbeit der Architekten und Handwerker gelungene Restaurierungen und Sanierungen nicht denkbar sind. Die heutige Preisverleihung gibt mir die Möglichkeit, den preisgekrönten Denkmaleigentümern, den Architekten und Handwerkern und allen, die an einer gelungenen Restaurierung eines Denkmals beigetragen haben, im Namen der Landesregierung aufrichtig zu danken.

HANSMARTIN DECKER-HAUFF: **Frauen im Hause Württemberg**. Hrsg. von Wilfried Setzler, Volker Schäfer und Sönke Lorenz in Zusammenarbeit mit Andreas Schmauder. DRW Verlag Leinfelden-Echterdingen 1997. 304 Seiten mit 111 Abbildungen. Leinen DM 69,- ISBN 3-87181-390-7

Von 1956 bis 1984 war Professor Hansmartin Decker-Hauff Direktor des Instituts für geschichtliche Landeskunde und historische Hilfswissenschaften der Universität Tübingen. Mit seinem Namen verbindet sich die Ausbildung einer ganzen Generation oder besser zweier Generationen von Landeshistorikern. Die Lehre, die Ausbildung des Nachwuchses war dem Tübinger Professor stets ebenso wichtig wie die Forschung. Wie kein anderer hat Hansmartin Decker-Hauff bereits sehr früh gefühlt, daß die zeitgenössische Wissenschaft ihren geistigen Elfenbeinturm verlassen muß, will sie in der Gegenwart wirken. In unzähligen Vorträgen, Lesungen, Studienexkursionen, aber auch die Medien Funk und Fernsehen nutzend, hat Hansmartin Decker-Hauff wie kein anderer ein breites Publikum für die Landesgeschichte, die Geschichte seiner Heimat zu begeistern gewußt. Mit einem unvergleichlichen rhetorischen Talent begnadet, wußte Decker-Hauff seine Zuhörer förmlich zu fesseln, entführte sie in ein anderes, ein längst vergangenes, aber in den Augen des Historikers liebenswertes Land Württemberg.

Den Höhepunkt seiner öffentlichen Wirkung hat Hansmartin Decker-Hauff zweifelsohne Mitte der 1980er Jahre mit einer 34teiligen Sendereihe im Fernsehen des Süddeutschen Rundfunks erreicht: Hunderttausende sahen und hörten die Geschichte der *Frauen im Hause Württemberg*, in der sich die Geschichte des Landes Württemberg mit der seiner Dynasten und der damals populär gewordenen «Frauengeschichte», also soziale und politische Geschichte sowie genealogische Forschung verbanden.

1992 ist Hansmartin Decker-Hauff in Stuttgart verstorben. Seinen 80. Geburtstag im letzten Jahr nahmen Wilfried Setzler, Volker Schäfer und Sönke Lorenz zum Anlaß, eine Auswahl von insgesamt 30 dieser Frauen-Portraits als Buch herauszugeben. Der Reigen spannt sich von Agnes von Liegnitz-Schlesien (1242–1265), der Frau Ulrichs des Stifters, bis in das 20. Jahrhundert zu Marie von Waldeck (1857–1882), der ersten Frau König Wilhelms II., ihrer Tochter Pauline zu Wied (1877–1965) sowie Wilhelms zweiter Frau, Königin Charlotte (1864–1946), und schließlich Erzherzogin Rosa von Österreich-Toskana (1906–1983) aus der jüngsten Linie des Hauses Württemberg.

Zwischen Hochmittelalter und jüngster Vergangenheit suchte der Autor Lebensgeschichte(n): etwa der weisen Mechthild von der Pfalz, der unglücklichen Sabine von Bayern, der gelehrten Prinzessin Antonia, der segensreichen Franziska von Hohenheim, der noch im Unglück bewundernswerten Katharina, der «Königin von Westphalen» und Frau des Napoleonbruders Jérôme, oder der plötzlich und früh verstorbenen anderen Katharina, der Zarentochter und Frau König Wilhelms I. Freilich, Hansmartin Decker-Hauff schrieb und sprach Geschichte mit *Geist und Herz*; und so pickte er sich aus der großen Anzahl württembergischer Regentinnen und Prinzessinnen gleichsam die Rosinen heraus. Wer Decker-Hauff kannte, den wird es nicht wundern, wie viele seiner Heroinnen «bildhübsch» und «blitzgescheit» waren. Die Furie Henriette von Mömpelgard fällt da schon fast aus der Reihe. Die negativen Eigenschaften und Charakterzüge, für Land und Untertanen schädliche Früchte ihres Lebens, erwähnt Decker-Hauff allenfalls am Rande. Aber er schildert die Frauen – und dies sicher zu recht – als in ihrem Lebensumfeld eher Getriebene, als Gestaltende allenfalls im Kreis der Familie oder einem ähnlich engen Zirkel. Doch hiervon gibt es Ausnahmen: Franziska von Hohenheim etwa oder Königin Katharina. Die Sendungen waren keine streng wissenschaftlichen Abhandlungen, sondern richteten sich an eine breite Öffentlichkeit, immer mit dem Ziel, diese für die Landesgeschichte und damit für die Heimat zu interessieren. Sie sollten aber *neben anderem auch den Sinn haben, verkannte Frauen, verfemte Frauen, denen die Geschichte und die Nachwelt, das Gerede der Nachwelt, Unrecht getan haben, ein wenig in ein menschlicheres, in ein besseres Licht zu rücken*. Und sicher meinte Decker-Hauff damit nicht nur die Frauen aus dem Hause Württemberg, sondern das Wirken aller Frauen dieser Welt, die oft nicht im Schweinwerferlicht standen und stehen, doch die Welt ebenso prägen wie die Männer. Und es sind ihre Eigenschaften, die Decker-Hauff interessierten, weniger die Daten; doch stets bleiben die Frauen eingebunden in ihr zeitgenössisches Umfeld und sind damit zugleich auch dessen Produkt, sieht man davon ab, daß Hansmartin Decker-Hauff sicher war, daß Eigenschaften vererbt werden können – die guten und die schlechten.

Die Herausgeber der Texte der Fernsehreihe waren bemüht, den Duktus, die Sprach- und Wortwahl Decker-Hauff's, den Originalton beizubehalten und haben nur wenig verändert. An einigen Stellen wurde gekürzt, die in freier Rede unvermeidbaren Wiederholungen beseitigt, Daten, Orte und Namen verifiziert. Was blieb, das ist «Decker-Hauff pur». Wer nach der Lektüre – oder auch zwischendurch – die Augen schließt und ein wenig träumt, dem wird Hansmartin Decker-Hauff gleichsam



vor Augen wieder erstehen: Wie er, versehen nur mit einem fünf mal fünf Zentimeter großen Zettelchen, das einige Jahreszahlen barg, im Tübinger Kupferbau vor weit mehr als hundert Studenten seine eineinhalbstündigen Vorlesungen bestritt; wie er auf einem der vielen Vorträge zu Stadt- und Gemeindejubiläen Hunderte von Zuhörern in seinen Bann zog; wie er auf Studienexkursionen vor einem unscheinbaren Schutthaufen den Mitreisenden Glanz und Elend der europäischen Geschichte vor Augen führte; oder wie er – ohne Zettelchen, aber vor historischer Kulisse – sich wie selbstverständlich vor eine Fernsehkamera stellte und ohne Probe oder Wiederholung der Aufnahme einen 25minütigen begeisternden und zugleich druckreifen Vortrag hielt.

Das Buch ist gleichsam ein Vermächtnis Hansmartin Decker-Hauff's. Verlag und Herausgeber waren bemüht, das Werk wissenschaftlich zu bearbeiten und sorgfältig auszustatten. In aller Regel ist jedem Kapitel ein Portrait der dort behandelten Frau vorgeschaltet, in vielen Fällen finden sich auch das Konterfei ihrer Ehemänner sowie zeitgenössische Abbildungen oder moderne Fotografien von Orten und Gebäuden ihres Wirkens. Mehrere Stammtafeln verdeutlichen das genealogische, das familiäre Umfeld der portraitierten Frauen. Allenfalls wird man die nicht immer glückliche Zuordnung der Fotografien und deren nicht immer optimale Qualität vermerken müssen. Auffällig ist vor allem auch, daß eine große Anzahl der offensichtlich extra für den Band angefertigten Fotografien aufgrund der in der kälteren Jahreszeit niedrigeren Farbtemperatur recht matte «Winterbilder» sind. Auch die Typographie der Bildlegenden kann nicht völlig überzeugen.

Doch dies wird die Freunde und Schüler Hansmartin Decker-Hauff's nur wenig berühren: Neben seinen genealogischen Forschungen, der schweigsamen Arbeit an Kirchenbüchern und Zettelkästen, war – wie zum Ausgleich – das gesprochene Wort die Welt des beliebten und verehrten Tübinger Professors. In den *Frauen im Hause Württemberg* sind seine Worte nun wahrscheinlich zum letzten Mal zu schriftlich fixiertem Text geronnen.

Raimund Waibel

**Südwestdeutschland. Die Wiege der deutschen Demokratie.** Herausgegeben vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Verbindung mit der Landeshauptstadt Stuttgart durch OTTO BORST. (Stuttgarter Symposien, Band 5). Silberburg-Verlag Tübingen 1997. 248 Seiten mit 11 Abbildungen. Broschiert DM 19,80 ISBN 3-87407-264-9

Bekanntlich werfen große Ereignisse ihre Schatten voraus. So auch in diesem Band, in dem zehn Vorträge veröffentlicht werden, die – mit Blick auf das in diesem Jahr anstehende und allüberall zu feiernde 150jährige Jubiläum der «bürgerlichen Revolution» von 1848 – im Oktober 1996 im Rahmen eines Symposions in Stuttgart gehalten worden sind. Unter dem gleichermaßen selbstbe-

wußten wie anspruchsvollen Titel *Südwestdeutschland. Die Wiege der deutschen Demokratie* beschäftigten sich deutsche, französische und Schweizer Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen mit dem Tübinger Vertrag, der Demokratie in den Reichsstädten, den Pasquillen als Obrigkeitskritik, den Vorkämpfern der politischen Presse, der württembergischen Verfassung von 1819, dem Beginn der parlamentarischen Debatte in Baden, dem Hambacher Fest von 1832, mit der Geschichte Schwäbisch Halls von 1789 bis 1849, den Frauen in der Revolution und der Schweiz als «letzter Republik in Europa».

Zwei Aufsätze – Der Tübinger Vertrag von 1514 und Frauen in der Revolution 1848/49 – sollen herausgegriffen werden, die allein den Kauf des Buches wert sind. Andreas Schmauder, Wissenschaftlicher Angestellter am Institut für geschichtliche Landeskunde in Tübingen, der im vergangenen Jahr mit einer Arbeit über den Aufstand des Armen Konrad 1514, *ein Beitrag zum bäuerlichen und städtischen Widerstand im Alten Reich und zum Territorialisierungsprozeß im Herzogtum Württemberg*, promoviert hat, kann, auf der Basis seiner Dissertation, in seinem Beitrag aus dem Vollen schöpfen. Gründlich räumt er mit dem lieb gewordenen Klischee vom Tübinger Vertrag als der «Magna Charta Württembergs» auf und legt überzeugend dar, daß dieser Vertrag zwar gewisse Grund- und Menschenrechte beinhaltete, die für alle Württemberger galten, eine politische Mitbestimmung und Meinungsäußerung des «gemeinen» Mannes jedoch nicht vorsah, ja verhinderte. Dem Buchtitel hält Andreas Schmauder entgegen, der Tübinger Vertrag enthalte noch nicht einmal Tendenzen, die auf Vorläufer demokratischer Strukturen hindeuten. Richtig hält er fest: Dieser Vertrag war in erster Linie eine Bestätigung der Vormachtstellung und der politischen Privilegien einer kleinen Führungsschicht der amtsstädtischen Ehrbarkeit sowie deren langfristige Absicherung.

Ausgehend von der Kritik Clara Zetkins, es muß auffallen, daß in dem revolutionären Sturm und Drang von 1848/49 in Deutschland nur wenige einzelne Frauen, noch weniger fordernde Frauenmassen handelnd hervorgetreten sind, untersucht Sabine Kienitz, Wissenschaftliche Angestellte am Ludwig-Uhland-Institut in Tübingen, in ihrem Aufsatz die Rolle der Frauen in der Revolution von 1848/49 und deren Handlungsspielräume. Sie packte damit ein überaus spannendes Thema an, das bisher weitgehend unbeachtet blieb, zumal sich die Revolutionsforschung eher für die Haupt- und Staatsaktionen, für Organisations- sowie für Vereins- und Verfassungsgeschichte interessierte und die dazu herangezogenen klassischen Quellen zu dem «Frauenthema» keine oder doch nur geringe Aussagen erlauben. Gestützt auf Forschungen von Carola Lipp beschreitet die Autorin einen anderen Weg, stellt den gängigen Politik-Begriff in Frage, kommt mit einem kulturwissenschaftlichen Ansatz zu einem Paradigmenwechsel und untersucht scheinbar unpolitische, in den Alltag integrierte Aktionen von Frauen, die im Zusammenhang mit der Revolution geschahen.

Etwa den 1848 veröffentlichten Aufruf von zwölf Frauen des Tübinger Bildungsbürgertums, darunter Ottilie Wildermuth, zum Boykott von ausländischen Luxuswaren,

insbesondere französischer Stoffe, der in Baden und Württemberg ein großes Echo und viele Mitstreiterinnen fand. Oder sie untersucht das in den beiden Revolutionsjahren vielfach verbreitete Sticken von Bürgerwehrafahren auf den Rathäusern, die öffentlichen Fahnenübergaben, die zahlreichen Wohltätigkeitsveranstaltungen oder das an manchen Orten zu beobachtende symbolische Sammeln für den Aufbau einer deutschen Flotte. Dabei gelingt es der Autorin schlüssig darzulegen, daß nicht die Übernahme explizit als männlich wahrgenommener Verhaltensweisen, sondern ihre im jeweiligen sozialen Kontext erworbenen und als spezifisch weiblich anerkannten Kompetenzen und ihre Stellung als Gattin und Mutter (...) das Engagement der Frauen für die Revolution möglich und zugleich nützlich machten.

Auch wenn der Titel des Buches vielleicht etwas vollmundig den Südwesten Deutschlands als Wiege der deutschen Demokratie reklamiert, man ist nach seiner Lektüre zumindest geneigt zuzustimmen, daß er bei der Revolution von 1848/49 eine große Rolle gespielt hat und – wie es im Vorwort heißt – ein Vorläufer und Wegbereiter in Sachen Demokratie war.

Wilfried Setzler

VOLKER REINHARDT (Hrsg.): **Hauptwerke der Geschichtsschreibung.** Alfred Kröner Verlag Stuttgart 1997. XVIII und 792 Seiten. Leinen DM 49,- ISBN 3-520-43501-2

In diesem Nachschlagewerk informieren rund 150 Historiker über insgesamt 228 Hauptwerke der europäischen (!) Geschichtsschreibung. Alphabetisch nach Autoren geordnet führt das Werk von Abaelards Leidensgeschichte über Einhard's Vita Karoli Magni oder Huizingas Herbst des Mittelalters hin zur Neuen Geschichte des Zosimos. Der zeitliche Bogen spannt sich vom 5. vorchristlichen Jahrhundert – Herodot, Thukydides und Xenophon – bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, bis zu den Werken von Hannah Arendt *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, Edward P. Thompson *The Making of the English Working Class* und Fritz Fischer *Griff nach der Weltmacht*.

Die einzelnen, meist drei bis vier Seiten umfassenden Artikel sind – wie bei einem Handbuch mit einer solchen Vielzahl von Mitarbeitern gar nicht anders zu erwarten – von ganz unterschiedlichem Duktus, mal eher erzählend, mal eher lexikalisch. Doch geben sie durchweg alle präzise den Inhalt des jeweiligen Geschichtswerkes wieder, erklären dessen Bedeutung, Tendenzen und Wirkung, gehen auf die Entstehungszeit und die Verfasser ein, zeigen deren Motive auf. Angaben über Editionen und Kommentare sowie zu der wichtigsten weiterführenden Literatur bilden eine wertvolle den Artikel abschließende Ergänzung.

Es ist verständlich, daß dieses Nachschlagewerk nicht alle Geschichtsschreiber und deren Werke aufnehmen kann, sondern eine (strenge) Auswahl treffen muß, die bei aller Objektivität auch subjektive Züge trägt. So wird

etwa versucht, alle europäischen Länder zu berücksichtigen und mit historiographischen Texten zu Wort kommen zu lassen: Dänemark, Polen oder die Schweiz, ebenso wie Frankreich, England, Spanien oder Rußland. Dagegen findet man im Handbuch Werke regionaler Geschichtsschreibung eher spärlich. Berücksichtigt werden etwa Ekkeharts St. Galler Klostergeschichten aus dem 11. Jahrhundert, die rund hundert Jahre später verfaßte Hausgeschichte der Welfen und Otto von Freisings Weltchronik, die im 7. Buch die frühe Stauferzeit beschreibt, oder Otto Brunners in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts geschriebenes Buch *Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Südostdeutschlands im Mittelalter*. Doch Standardwerke zur württembergischen oder bayerischen Geschichte (Sattler, Stälin, Steinhofer, Riezler) blieben ebenso unberücksichtigt wie Friedrich von Raumers Geschichte der Hohenstaufen oder manche Klosterchronik. Trotzdem ist dieses Buch ein gelungenes, außerordentlich hilfreiches Nachschlagewerk, wichtig für alle an europäischer Geschichte Interessierten.

Wilfried Setzler

ASTRID GRÜTTNER und RAIMUND WARNKE-GRÜTTNER: **Flora und Vegetation des Naturschutzgebietes Federsee (Oberschwaben).** (Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, Band 86). Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Karlsruhe 1996. 314 Seiten mit 98 farbigen und 124 schwarz-weißen Abbildungen sowie einer Vegetationskarte und 20 Tabellen. Flexibler Umschlag DM 33,-

Fast vier Jahrzehnte liegt das Erscheinen der letzten Monographie über den Federsee zurück, und in diesem Zeitraum hat sich am See und in dessen näherer und weiterer Umgebung manches verändert – vieles zum Positiven, manches auch mit negativer Tendenz. Ein neues Werk ist nicht in Sicht; weder die grundlegende Durchforschung des Naturschutzgebietes und seiner Umgebung noch die Herausgabe einer Monographie in einer den heutigen Ansprüchen genügenden Form wären derzeit finanzierbar. Doch diejenigen, denen die Verantwortung für das Naturschutzgebiet und seine Pflege obliegen, brauchen dringend aktuelle Hinweise über die Reaktion von Flora und Fauna auf die veränderten Wasserverhältnisse, über die äußeren Einflüsse auf das Federseeried und manche Änderungen der Nutzung in den letzten Jahrzehnten. Deshalb ließ die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Tübingen als Vordringlichstes die Flora und Vegetation des Naturschutzgebietes untersuchen. Was innerhalb zweieinhalbjähriger intensiver Untersuchungen erforscht wurde, liegt nun als stattliches, gut aufgemachtes und mit vielen Bildern versehenes Werk vor – «Band 1» einer Monographie sozusagen.

So gesehen, als Teil einer Monographie, war es das sehr spezielle, streng wissenschaftlich aufgebaute Werk wert, trotz erheblicher finanzieller Klimmzüge gedruckt zu

werden. Als fundierte Grundlage eines Pflegeplanes, wie man als Ziel der Arbeiten erst auf Seite 197 erfährt, hätten es vielleicht eine gerafftere Form der Veröffentlichung und die Niederlegung von Artenlisten und Vegetationstabellen als Unikate beim Auftraggeber auch getan.

Der Wert der Arbeit liegt vor allem in der äußerst präzisen und detaillierten Dokumentation der Vegetation. Veränderungen aufgrund von Nutzung, Pflegemaßnahmen und natürlichen Einflüssen, die selbst Kennern des Gebietes aufgrund der Gewöhnung des ständigen Anblicks entgehen, können anhand der Karten, Tabellen und Beschreibungen bestens nachvollzogen werden. Im Zusammenspiel zwischen dem Text und den zahlreichen exzellenten Bildern entsteht ein sehr umfassendes Bild des Federseerieds, das nicht nur die Spezialisten unter den Lesern, sondern auch interessierte Laien anspricht. Über die Darstellung und die gute Aufmachung kann man nur ein uneingeschränktes Lob aussprechen!

Ein wichtiges, gerade mal eine starke Seite langes Kapitel ist der Abschnitt 10.6 *Ungelöste Fragen und Probleme* (S. 205 f.). Hier erfährt man, daß das Öffnen und Schließen des Stauwehres im Ablauf des Federsees, der Kanzach, *weitgehend willkürlich* («nach Gefühl») gehandhabt werde. Das darf doch nicht wahr sein, ist man versucht zu sagen, denn der Wasserhaushalt ist zweifelsohne das A und O des Naturschutzgebietes Federsee und darf nicht der Willkür oder dem Gefühl der für das Wehr Verantwortlichen überlassen bleiben. Daß auch eine ganze Reihe Abzugsgräben im landwirtschaftlich genutzten Grünland zu tief gegraben worden sind, so daß stellenweise bereits irreversible Schäden in der Torfstruktur eingetreten seien, paßt in dieses Bild. Ebenso, daß bei Hochwasserstand eine *deutliche Eutrophierung der umliegenden Moorflächen* festgestellt werden kann. In dieser Richtung dürften also die eigentlichen Probleme des Schutzgebietes zu suchen sein: Einerseits ist die landwirtschaftliche Nutzung des Grünlandgürtels im Federseeried unverzichtbar, andererseits gehen von dieser Nutzung, so wie sie augenblicklich ausgeübt wird, ganz offensichtlich Beeinträchtigungen aus, die auf die Vegetation – und damit auch auf die Tierwelt – unzweifelhaft gewaltigen Einfluß haben.

Es würde sich also wohl lohnen, den in diesem Abschnitt genannten Problemen vehement nachzugehen und zu versuchen, den Wasserhaushalt des Gesamtgebietes im Sinne des Naturschutzes in den Griff zu bekommen. Nach dem Kraftakt der siebziger Jahre, seit dem das Abwasser der umliegenden Gemeinden in einer sehr kostspieligen Ringleitung abgeführt wird, sollten auch die Probleme der landwirtschaftlichen Nutzung gelöst werden können. Wenn das Buch, das zahlreiche Anregungen für die zukünftige Nutzung und Pflege gibt, maßgeblich zur Lösung dieser Probleme beitragen kann, dann hat sich die Veröffentlichung auf jeden Fall gelohnt!

Reinhard Wolf

HANS ULRICH SIMON: *Mörrike-Häuser. Wohnen in Stuttgart zwischen 1851 und 1875*. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 69). Klett-Cotta Verlag Stuttgart 1996. 207 Seiten mit 86 Abbildungen. Pappband DM 36,- ISBN 3-608-91819-1

Freunden und Kennern Eduard Mörikes ist nicht unbekannt, daß eine gewisse Kluft besteht zwischen dem literarischen Schaffen des Dichters, seinen familiären Verhältnissen und seinen gesellschaftlichen Ansprüchen. Dazu gehört etwa auch der geläufige Umstand, daß Mörike zwischen 1851, als er sich in Stuttgart niederließ, und seinem Tod im Jahre 1875 nicht weniger als zehnmal die Wohnung gewechselt hat; dazu kommen noch mehrere längere Aufenthalte auf dem Land, in Nürtingen und im Remstal. Peter Härtling nahm die unsteten Wohnverhältnisse zum Anlaß, Mörike einen neurotischen Flüchtling auf engstem Raum zu nennen. Die vom Thema her zunächst wenig attraktive, aber höchst interessante Untersuchung von Hans-Ulrich Simon kommt aufgrund einer auch sozialgeschichtlichen Fragestellung freilich zu einem etwas anderen Ergebnis.

Zieht ein Literat mit seiner Familie in etwas mehr als 20 Jahren zehnmal um, so vermag dies durchaus Fragen nach seiner Vita aufzuwerfen. Zieht man mit in Betracht, daß Mörike nichts so häufig zeichnerisch festgehalten hat wie seine Wohnsituation, so wird deutlich, daß das Wohnen für den Dichter von großer Bedeutung war: Mörike dokumentierte damit den äußeren Rahmen seines alltäglichen Daseins. Zeichnungen aus der Hand des Dichters öffnen gleichsam die Fenster, durch die wir in seine Wohnungsverhältnisse Einblick erhalten, ergänzt durch Pläne und Grundrisse aus dem Stadtarchiv Stuttgart sowie schriftlicher Überlieferung aus Briefen und Tagebucheinträgen Eduard Mörikes, seiner Frau sowie seiner Schwester Klara, die der Autor als Bearbeiter der historisch-kritischen Ausgabe sämtlicher Werke und Briefe Eduard Mörikes kennt und offenbar akribisch ausgewertet hat.

Das Stuttgart Eduard Mörikes ist eine besondere Epoche in der Geschichte der Stadt: Stuttgart erlebte im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts den Aufstieg von der kleinen und engen, auch etwas verschlafenen Residenzstadt zur industriellen Großstadt, verbunden mit dem allmählichen Ausgreifen der Bebauung über die alte Stadt hinaus in den heutigen Stuttgarter Westen vor allem. Und gerade dort sowie in der ehemaligen «Reichen Vorstadt», die im Zuge der Veränderungen nach 1850 übrigens von den «Reichen», dem Adel und dem Großbürgertum, verlassen wurde, wohnte Mörike vor allem. Hans-Ulrich Simon stellt daher der Untersuchung der Mörik'schen Wohnung eine Darstellung der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und auch der baulichen Entwicklung Stuttgarts voran, ergänzt durch ein Kapitel zur Wohnsituation anderer Intellektueller zu Lebzeiten Mörikes in Stuttgart: *Stuttgart wird Großstadt*.

Es folgt die Untersuchung der zehn, nein zwölf Stationen Mörikes in Stuttgart: seine zehn Wohnungen, das geliebte Gartenhaus im Garten des Dichters am Kornberg (neben

dem Gewinn Hoppenlau) sowie die letzte, die Ruhestätte auf dem Pragfriedhof. Geführt von der fast kriminologischen Beweisführung Hans-Ulrich Simons vermag der Leser einzudringen in den Mikrokosmos des Dichterslebens, in seine häusliche und ganz private, persönlich-familiäre Umwelt, die sich freilich in vielem von dem damals (noch) Üblichen, aber auch von heutigen Wohnverhältnissen unterschied.

Unübersehbar ist, daß Mörike in die zeittypischen bürgerlichen Ideale der Kleinfamilie eingebunden war. Doch nur in wenigen Wohnungen gelingt es dem Dichter, die Bereiche für Wohnen, Schlafen und Arbeiten zu trennen; ganz zu schweigen vom Dienstmädchen, das in der Küche schläft oder auch in der Bühnenkammer unter dem Dachstuhl. Anfangs war das (Arbeits-)Zimmer des Hausherrn zugleich Wohn- und Eßzimmer der Familie, und hier wurden wohl auch die Besucher empfangen. Das Zimmer der Hausfrau diente zugleich als Schlafzimmer. Ohnehin sind die Räume oft Durchgangszimmer, so daß nur wenig Privatsphäre entstehen konnte. Von der Einrichtung eines Besuchs-, Musik- oder Rauchzimmers war man weit entfernt.

Später erhält Mörike ein eigenes Arbeitszimmer, in dem er wohl auch schlief; das eheliche Schlafzimmer wurde aufgegeben, seine Frau und seine Schwester schliefen jeweils mit einer der Töchter in anderen Räumen. Abgeschlossene Bereiche im heutigen Sinne waren sowieso nicht üblich. Einige Wohnungen Mörikes hatten keine «Glastür», andere waren nicht abschließbar. Seine Etagen-Nachbarn in der Hospitalstraße 36 hatten ihren Eßtisch im gemeinsamen Öhrn, den die Mörikes stets durchqueren mußten, wollten sie von der Küche (und den dahinter liegenden beiden Stuben) in ihre «gute Stube». Zudem wurde dieser Öhrn auch von den darüber wohnenden Mietern als Teil des Treppenhauses frequentiert. Die Familie Mörike nutzte den Öhrn wohl nicht als Teil der Wohnung, sie hatte aber einen großen Kleiderschrank dort stehen, wie eine köstliche und höchst aufschlußreiche Zeichnung Eduard Mörikes verdeutlicht.

Es kann hier nicht der Platz sein, den vielen Örtlichkeiten, den unterschiedlichen Wohnsituationen der Familie Mörike in Stuttgart im Detail nachzugehen. Hans-Ulrich Simon untersuchte nicht nur die räumlichen Gegebenheiten, sondern stellte auch Nachforschungen zu Hausbesitzern und Mitbewohnern, ja den Nachbarn an. Ein wohl unerschöpflicher Zettelkasten des Autors machte es möglich, auf eine Unzahl familiärer und beruflicher Verbindungen, aber auch freundschaftlicher Art aufmerksam zu machen. Die Lektüre der Untersuchung macht diese Angaben zur biographischen Fundgrube und auch zum Genuß, woran nicht zuletzt der durchaus gefällige Stil des Autors Anteil hat.

Dem Bestreben, flüssig zu formulieren, trockene Materie lesbar zu machen, fällt freilich leider ein Teil der Wissenschaftlichkeit oder doch wenigstens der Beweisführung zum Opfer. Manche Bemerkungen scheinen eher klug geschlossen oder nur vermutet denn beweisbar zu sein, gerade auch was die Befindlichkeiten Eduard Mörikes oder die Beziehungen zu Nachbarn und Mitbewohnern anbe-

langt. Leider hat sich der Autor auch entschlossen, auf Fußnoten zu verzichten, so daß die zitierten Quellen im Dunkeln bleiben. Zwar findet sich in dem Werk neben einem mehr als 400 Namen umfassenden Personenregister und einem Ortsregister (v.a. Stuttgarter Straßen) eine summarische Aufzählung der Quellen, doch unterbleiben außer drei zufälligen – darunter zwei eher marginalen – Angaben Hinweise zur Sekundärliteratur. Damit werden etwa auch Peter Lahnsteins Arbeiten zu Mörike und seinen Adressen in Stuttgart unterschlagen. Den Lokalhistoriker würde auch brennend interessieren, ob der – vermutete – Zettelkasten des Autors einsehbar ist (z. B. im Deutschen Literaturarchiv in Marbach). Ebenso tappt der wissenschaftliche Leser hinsichtlich der zitierten Stellen aus dem Werk oder der Korrespondenz Mörikes und seiner Familie im Dunkeln; es werden keine Textstellen oder Daten genannt!

Gleichwohl, die Arbeit Hans-Ulrich Simons ist eine überraschende und wertvolle Bereicherung der Stuttgarter Ortsgeschichte des 19. Jahrhunderts; vom literaturhistorischen Wert ganz zu schweigen. Raimund Waibel

STEPHAN MOLITOR (Bearb.): **Das Reichenbacher Schenkungsbuch.** (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, Band 40). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1997. 269 Seiten und eine Kartenskizze. Kartonierte DM 48,- ISBN 3-17-013148-6

Aus der Frühgeschichte des 1082 als Hirsauer Priorat im oberen Murgtal gegründeten Klosters Reichenbach liegen zwei Handschriften vor, die gemeinhin als Reichenbacher Schenkungsbuch bezeichnet werden. Die eine – ältere – stammt aus der Zeit um das Jahr 1100 und ist im Besitz des Klosters St. Paul im Lavantal/Kärnten, die andere – eine rund fünfzig Jahre später entstandene aktualisierte «Neuausgabe» – befindet sich in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart.

Daß es sich dabei um eine *ungemein wichtige Quelle nicht bloß für die Geschichte unseres Schwarzwaldes*, sondern *noch weit darüber hinaus* handelt, ist seit langem bekannt. Doch fehlte zur Benutzung und Auswertung bisher eine brauchbare wissenschaftliche Edition. Diese schmerzliche Lücke wurde durch die nun vorliegende, alle Bedürfnisse befriedigende Publikation geschlossen. Doch Molitors Arbeit bietet mehr als nur eine exakte Edition der beiden Handschriften. Vorbildlich und ausführlich sind seine Text-Kommentare im Anmerkungsapparat, informativ und interessant seine Textanalysen zur Frühgeschichte Reichenbachs, zur Entstehung und Geschichte der Handschriften sowie zu deren Funktion und Gebrauch. Zu aufschlußreichen Ergebnissen führt die Hinzuziehung von Überlieferungen, die mit dem Reichenbacher Schenkungsbuch korrespondieren: der Codex Hirsaugiensis und vor allem das aus dem 16. Jahrhundert stammende Reichenbacher Seelbuch, das Einträge enthält, die bis ins 11. Jahrhundert zurückreichen.

Molitors Beschäftigung mit den Handschriften brachte zudem neue Erkenntnisse über das Privaturkundenwesen Südwestdeutschlands, insbesondere über die Entstehung, Eigenart und den Gebrauch von Traditionsbüchern. Überzeugend kann er darlegen, daß die Anlage und die Führung des Reichenbacher Schenkungsbuches *in der Hauptsache aus dem Bestreben nach Sicherung des Klosterbesitzes zu erklären* sind, daß es den Verfassern darum ging, *den überwiegend durch Schenkung erworbenen Kirchenbesitz durch Darlegung des Erwerbs vor Schädigung und Entfremdung zu schützen.*

Eine Auswertung des Reichenbacher Schenkungsbuchs steht noch an: Doch eine hervorragende Grundlage für weitere Forschungen – etwa zur Orts- und Regionalgeschichte oder zur Geschichte des südwestdeutschen Adels und seiner Strukturen im Hochmittelalter – ist nun jedenfalls gegeben.

Wilfried Setzler

**Badische Synagogen.** Aus der Zeit von Großherzog Friedrich I. in zeitgenössischen Photographien. Hrsg. von FRANZ-JOSEF ZIWES. G. Braun Buchverlag Karlsruhe 1997. 96 Seiten mit 40 Abbildungen. Pappband DM 49,80 ISBN 3-7650-8177-9

Die Beschäftigung mit der Geschichte der deutschen Juden hat zur Zeit Konjunktur. Ausstellungen werden eröffnet, jüdische Museen entstehen, wenn auch – wie nicht nur das Berliner Beispiel zeigt – noch immer unter Schwierigkeiten. Publikationen wie Friedhofsdokumentationen und Lokalgeschichten kommen in erstaunlicher Zahl auf den Buchmarkt. Das erfreulich gewachsene Interesse verdankt sich nicht nur den Fragen, sondern auch der größeren Unbefangenheit der nachwachsenden Generation. Heute geht es nicht mehr ausschließlich um die Unfaßbarkeit der Shoah. Zunehmend scheint hinter dem Entsetzen über die Vernichtung der europäischen Juden auch die Erkenntnis um die zerstörten, aber eben auch vorhanden gewesenen Formen und Möglichkeiten des Miteinanders von Christen und Juden in Deutschland auf. Deren Schilderung dient nicht mehr nur als mahnender Hinweis auf die *Zerstörungswut von Menschen, die Macht innegehabt und mißbraucht haben.* Sie offenbart auch, wie weit eine Zeit lang die Integration der deutschen Juden in die entstehende bürgerliche Gesellschaft gediehen, wie breit ihre Akzeptanz bei Nichtjuden fortgeschritten war.

Als akzeptiert galten und fühlten sich im 19. Jahrhundert auch die Juden im Großherzogtum Baden. Das Wissen um diese Anerkennung und der Stolz auf ihre Leistungen sprechen aus den wohlgesetzten Huldigungsadressen der badischen Juden, die der Oberrat der Israeliten 1896 Großherzog Friedrich I. zu dessen 70. Geburtstag übermittelte. 99 Jahre lang galt die dazugehörige Jubiläumsgabe als verschollen. 1995 ist sie beim Kauf von Archivgut aus dem Besitz einer markgräflichen Familie für das Generallandesarchiv Karlsruhe wieder aufgetaucht: Eine lederüberzogene Schatulle in Buchform, gefüllt mit

20 Phototafeln von 13 badischen Synagogen. Es sind photographische Dokumente von einzigartigem Quellenwert. Einzigartig nicht nur, weil lediglich zwei der dokumentierten Synagogen, nämlich die in Sulzburg und Kippenheim, die Zerstörungen der NS-Zeit überstanden haben, wenn auch mehrfach verändert und zweckentfremdet, einzigartig auch wegen der Qualität und Plastizität der Aufnahmen, die viele architektonische Details, insbesondere im Innern der Synagogen, wiedergeben, die vielfach nicht mehr bekannt waren.

Das Buch präsentiert die historisch wertvollen Aufnahmen eines nicht bekannten Photographen in exzellenter Duplexqualität. Sie sind versehen mit Erläuterungen zu den einzelnen Synagogen und knappen Übersichts Darstellungen zu den dazugehörigen Gemeinden sowie eingeleitet von zwei Beiträgen von Hansmartin und Lore Schwarzmaier, die wichtige Aufschlüsse über die Situation der Juden im als liberal geltenden badischen Großherzogtum im Verlauf des 19. Jahrhunderts geben. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts leiteten liberale Emanzipationsgesetze die rechtliche Gleichstellung der Juden ein. Sie schienen den Aufschwung einer liberalen Bürgergesellschaft zu markieren. Das Ende des Jahrhunderts aber läutete der in den achtziger Jahren aufkommende Antisemitismus ein, der auch der liberalen Bürgergesellschaft ein Ende setzte.

Dazwischen lagen Jahre, in denen – zumindest seit dem Regierungsantritt des Großherzogs Friedrich im Jahr 1852 – das israelitische Bekenntnis einfach keine Rolle mehr spielte, weder für die politische Karriere, noch für die gesellschaftliche Wertschätzung. Zu den vielen Beispielen, die die gelungene Integration und die liberale Normalität im Umgang mit den Juden von seiten des Großherzogs belegen, gehört die Tatsache, daß Baden mit Moritz Ellstätter seit 1868 den ersten jüdischen (Finanz-) Minister überhaupt in einem Land des Deutschen Bundes stellte. Es gehören dazu ebenso die vorbehaltlosen Berufungen jüdischer Professoren oder der persönliche Verkehr des Großherzogs mit dem jüdischen Erfolgsschriftsteller Berthold Auerbach.

Abgeschlossen wird der großzügig ausgestattete Band durch wiederum zwei informative Beiträge, die die Frage nach dem Verhältnis von Juden und Nichtjuden im Großherzogtum Baden nun von seiten der Juden zu beantworten suchen. So befaßt sich Wilfried Rößling mit der lange Zeit von der Architektur- und Kunstgeschichte kaum beachteten Synagogen-Architektur und zeigt am ambivalenten Erscheinungsbild der fotografierten badischen Synagogen, *wie sehr die liberalen jüdischen Gemeinden darauf bedacht waren, ihre Synagogen äußerlich in die Tradition abendländischer Sakralbaukunst zu stellen, in der Stilwahl zeitgenössisch oder gar «modern» zu sein und in den dekorativen Details jüdisch zu bleiben.* Monika Preuß schließlich belegt mit vielen Beispielen, wie sich im Gefolge von Emanzipation und Assimilation die Reformen des Synagogenritus unmittelbar auch in der Architektur der Synagogen niederschlugen. Die Einführung des (deutschen) Gemeindegesangs mit Orgelbegleitung führte zum Einbau von Orgeln oder zur Aufstellung eines Harmoniums,

die Ablösung der individuellen Synagogengebete durch eine rege Predigtstätigkeit zur Errichtung von Kanzeln. Auf die sich im 19. Jahrhundert eröffnenden gesellschaftlichen Möglichkeiten reagierte das deutsche Judentum mit einer Reform seiner religiösen Praxis. Die von oben verordnete wie auch von großen Teilen der Gemeinde, wenn auch oft gegen heftigen Widerstand, betriebene Anpassung des jüdischen Kultus an den der protestantischen Kirche spiegelt sich, das zeigen die Photographien eindrucksvoll, in der Architektur der Synagogen wider. So helfen die Beiträge, die Photographien als ein sozialgeschichtliches Dokument zu «lesen»; bringen doch die repräsentativen, prachtvoll fotografierten Synagogen den beträchtlichen Wohlstand und das stolze Selbstbewußtsein der Juden als badische Untertanen und Staatsbürger zum Ausdruck. *Benigna Schönhagen*

SIGRID PHILIPPS (Hrsg.): **Realitäten. Ergebnisse und Perspektiven der Frauenforschung in Baden-Württemberg.** (Frauenstudien Baden-Württemberg, Band 2). Silberburg-Verlag Tübingen 1994. 248 Seiten. Broschur DM 29,80 ISBN 3-87407-181-2

Es war das baden-württembergische Ministerium für Familie, Frauen, Weiterbildung und Kunst, das unter der Ägide von Ministerin Brigitte Unger-Soyka nach einer fünfjährigen Laufzeit des Förderprogramms Frauenforschung im November 1993 zu einem Symposium nach Mannheim geladen hatte. Die zweitägige Veranstaltung bot erstmals die Gelegenheit, über die geförderten Projekte zu diskutieren, sich mit sachkundigem Publikum über die Notwendigkeit der Aufgaben auseinanderzusetzen und, nicht zuletzt, Wege für die Zukunft der Frauenforschung auszuloten.

Im vorliegenden Tagungsband sind alle Beiträge des Symposiums abgedruckt. Die weite Streuung der Themen ist verblüffend und natürlich auch erschreckend, kann man sich doch gleich der großen Spannweite des Gegenstandes gewahr werden. Je zwei Forschungsberichte sind unter die insgesamt sechs Schwerpunkte gepackt, die jeweils mit einem Einführungsreferat eröffnet werden. Damit gelingt es auch dem nicht in der Materie der Frauenforschung Bewanderten ganz gut, einen durchaus umfangreichen Einblick in die Möglichkeiten einzelner Forschungskomplexe zu gewinnen. Unter dem Schwerpunkt *Raumplanung und Lebensgestaltung* (Margarete Wintermantel) werden beispielsweise so unterschiedliche Fragen wie *Zur Lebenssituation behinderter Frauen in Karlsruhe* (Antje Becker) und *Zur Gestaltung der städtischen Wohnumwelten älterer Bürgerinnen – oder: Endet Umweltkontrolle im Alter an der Haustüre?* (Barbara Keller) ins Blickfeld der Diskussion geführt. Unter dem Schwerpunkt *Beruf und Weiterbildung – Geschlechterdifferenzierung als Ordnungsmittel* (Edit E. Krisch-Auwärter) kommen Überlegungen wie *Die Verankerung von Fraueninteressen in der beruflichen Weiterbildung* (Regina Gensler, Marlis Stoffels) und die Frage *Lieber nette Beziehungen als ein beruflicher*

*Aufstieg?* (Monika-Isis Ksiensik) zur Sprache. Die vier weiteren Schwerpunkte sind: Frauenforschung in Naturwissenschaft und Technik, Literaturproduktion und Geschlecht, Mädchenforschung sowie Frauen und Politik. Überhaupt wird eines doch ganz deutlich: Frauenforschung ist eine Sache, die keine Grenzen kennt. Es gibt keine Alters- oder Berufsschranken, und das Heranziehen von Untersuchungsgegenständen aus den vergangenen Jahrhunderten gehören ebenso zur Aufgabe der Frauenforschung wie etwa die Projektierung in die Zukunft. Daß bis auf eine einzige Ausnahme Frauen referieren, ist nicht erstaunlich. Kennt man die einzelnen Frauen nicht schon aus anderen Veröffentlichungen und Veranstaltungen, so kann man aus den im Anhang des Bandes beigegebenen Informationen über die Autorinnen und den Autor erfahren, daß es auch bei den Autorinnen selbst keine Alters- oder Berufsgrenzen gibt; freie Kulturwissenschaftlerin, Diplom-Soziologin, Professorin für Informatik, Diplom-Psychologin, Frauenbeauftragte, Diplom-Volkswirtin und viele mehr. Sie alle spiegeln bereits in ihrer Person die Realitäten wider, die in den in diesem Band vorgelegten Untersuchungen zum Ausdruck kommen.

Der Titel «Realitäten» steht also für die Tatsache, daß es nicht die eine Wahrnehmung und die eine Identität für Frauen gibt, sondern vielmehr, daß die Welt und das Leben für Frauen vielgestaltig und äußerst differenziert, sozial konstruiert und gesellschaftlich bedingt sind. Dazu gehören auch die regionalen Besonderheiten Baden-Württembergs. Doch «Realitäten» ist zugleich das Programm der Frauenforschung, die den Anspruch und die Zielsetzung hat, mit ihren Ergebnissen Einfluß auf Kultur und Politik zu nehmen. So enden die meisten Aufsätze mit Resümee und Ausblicken, bis hin zu konkreten Anwendungsvorschlägen.

Die Aufmachung des Bandes ist überlegt und ansprechend gestaltet. Anmerkungen und Literaturverweise sind allesamt an das Ende des Bandes gerückt, was die Lektüre erleichtert. Gleichzeitig ist aber die Möglichkeit der eigenen Fortführung der Beschäftigung mit der Materie gewährleistet. Schade ist nur, daß – wie sonst bei der Veröffentlichung von Tagungs- und Kongreßberichten üblich – auf die Veröffentlichung von Diskussionsbeiträgen zu den einzelnen Referaten verzichtet wurde.

In einer Zeit, in der es das Ministerium für Familie, Frauen, Weiterbildung und Kunst schon nicht mehr gibt, ist der Band nicht etwa Geschichte, sondern Auftrag.

*Gabriela Rothmund-Gaul*

**Rielingshausen. Vom fränkischen Adelssitz zum Marbacher Stadtteil.** Hrsg. v. Heimat- und Museumsverein Rielingshausen in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Marbach am Neckar. Redaktion: ALBRECHT GÜHRING und HANS WAHL. Stuttgart o. J. [1996]. 475 Seiten mit vielen Abbildungen.

Die Herausgeber und Autoren von Heimat- und Ortsgeschichten stehen in aller Regel vor der schwerwiegenden

Entscheidung, ob das von ihnen bearbeitete Werk sich mehr an die interessierten Laien, also die Bürger der betreffenden Gemeinde, oder aber an Fachkollegen, an die Wissenschaft, wenden soll. Im Idealfall vermag die Chronik wissenschaftlichen Ansprüchen zu genügen, ist aber dennoch so verfaßt, daß auch der Laie zu folgen vermag, ja sich von dem Text direkt angesprochen fühlt. Dies ist umso schwerer, je mehr Teilorte in der Gemeindereform zu einer politischen Gemeinde zusammengeschlossen wurden und damit zu behandeln sind. Wird die Zahl allzu groß, kann ein solches Werk oftmals nicht mehr bieten, als die Daten der allgemeinen historischen Entwicklung mit mehr oder weniger zufällig erhaltenen und entdeckten Dokumenten und Daten aus der einen oder anderen Gemeinde zu untermauern. Das Ergebnis der Bemühungen ist dann oft unbefriedigend – und zwar sowohl für den Wissenschaftler wie den «einfachen» Leser. Jeder Teilgemeinde eine Ortsgeschichte zu finanzieren, das vermögen viele Gemeinderäte in Zeiten der finanziellen Nöte der öffentlichen Hand nicht mehr einzusehen, obgleich doch gerade Veröffentlichungen dieser Art den Blick und das Zugehörigkeitsgefühl der Bürger für ihre Heimat stärken könnten.

Es ist in dieser Hinsicht bemerkenswert, daß Albrecht Gühring und Hans Wahl dem Dorf Rielingshausen als Stadtteil von Marbach am Neckar zu einer eigenen, umfangreichen Ortsgeschichte zu verhelfen wußten. Hinsichtlich der Entscheidung zwischen Wissenschaft und populärer Darstellung sind die Herausgeber und ihre Autoren zu einem ansprechenden Kompromiß gelangt. Der einleitende Aufsatz von Reinhard Wolf gibt den Ton vor, wenn der Autor seine Leser zu einem Spaziergang einlädt, um so «Geologie, Landschaft und Naturschutz in der Umgebung von Rielingshausen» beispielhaft vor Augen zu führen. Siebzehn Zwischentitel gliedern diesen Beitrag, was nicht unwesentlich dazu beiträgt, daß der Leser sich in Text und Natur gleichermaßen leicht zu rechtfindet.

Auch die Kapitel des in elf Zeitabschnitte unterteilten Überblicks über die Historie – mit zwei Exkursen: zum großen Sohn der Gemeinde, Ludwig Hofacker, und zur Rielingshauser Kelter – zeichnen sich durch solch detaillierte Untergliederungen aus. Der Zugriff gerade auch des Laien auf die Ereignisse und Gegebenheiten der Vergangenheit ist somit ungemein erleichtert. Der Wissenschaftler freut sich zudem über zahlreiche Fußnoten und ein detailliertes Quellenverzeichnis, die zu weiteren Forschungen einladen.

Der Laie hingegen wird sich vor allem an den mit viel Mühe eruierten Einblicken in die Lebensverhältnisse im weiteren Sinne in dem Dorf Rielingshausen erfreuen, denn gerade hier vermag er die Nöte der Bevölkerung konkret zu erfassen, etwa wenn Albrecht Gühring ausführlich über einen korrupten Backnanger Stiftsknecht und Stiftunterpfleger in Rielingshausen im 16. Jahrhundert berichtet oder dem Schicksal des in den 1870er Jahren zugezogenen Eisenbahnarbeiters J. P. Bauer und seiner Nachfahren nachforscht; eine Zeitreise, die den Leser in die sozialen Niederungen der Ortsarmen führt – ohne

Happyend, denn der letzte männliche Nachfahre stirbt 1918 qualvoll in einem Lazarett, nachdem ihm ein Artilleriegeschoss das halbe Gesicht weggerissen hatte.

Wenig hingegen wird der historisch nicht erfahrene Leser mit Abschnitten über die Ablösung der Personalpflichten und Zehntlasten anfangen können, denn was «Gefälle», «Beden» oder «Hellerzinse», «Landachten» und «Bodenweine» sind, wird nicht erklärt, sondern trocken aufgelistet und mit Zahlungen und Guldenangaben untermauert. Solange aber kein Währungs- und Einkommensvergleich auch nur versucht wird, bleiben solche Passagen völlig beziehungslos, und übrigens auch für den Fachkollegen nur mäßig interessant. Weniger wäre hier mehr gewesen.

Andererseits werden gerade im 19. Jahrhundert andere, wichtige Entwicklungen und Einrichtungen gar nicht, zu kurz oder fehlerhaft dargestellt. Die bürgerliche Selbstverwaltung, Grundlage des Gemeindelebens und Basis des politischen Mündigwerdens der württembergischen Bevölkerung im vorigen Jahrhundert zugleich, wird gerade mit zwei Sätzen abgehandelt. Keine Rede von «Bürgern» und «Beisitzern», nichts auch über Wahlrechte und Aufgaben der Gemeindegremien. Hier klafft eine offensichtliche Lücke. Zudem wurden die altwürttembergischen Einrichtungen «Gericht» und «Rat» nicht durch die Verfassung von 1819 durch «Gemeinderat» und «Bürgerausschuß» ersetzt, sondern die Bürgerausschüsse bereits 1817 als «Gemeindedeputationen» eingeführt und im Organisationsedikt 1818 (konkretisiert im Verwaltungsedikt von 1822) als «Bürgerausschuß» neben dem neuen «Gemeinderat» verankert. Auch die Industrieschule war übrigens weniger «eine Art Hauswirtschaftsschule» als (Zwangs-)Beschäftigungsanstalt für die ärmeren Kinder, um sie vom Bettel abzuhalten, auch mit dem erwünschten Nebeneffekt, ihnen Arbeit als Lebensinhalt vorzustellen. Ebenso sind die drei Abschnitte über das Handwerk im 19. Jahrhundert irreführend. Das Handwerk auf dem Dorf war in aller Regel ein Nebenerwerb, oftmals betrieben die in den Quellen erscheinenden Handwerker ihre Gewerbe gar nicht oder nur wenige Tage im Jahr. Von einem Wandel des alten Handwerks zum Kleingewerbe (1815–1871) oder gar einem «Aufblühen des Kleingewerbes» zwischen 1871 und 1918 kann in den württembergischen Dörfern keine Rede sein, allenfalls werden für den Historiker nun solche Nebenerwerbe – vor allem Hausierer und Krämer! – aufgrund der eingeführten Gewerbesteuer greifbar. Oder sollte Rielingshausen eine Ausnahme dargestellt haben?

Äußerst zweifelhaft will auch der Versuch erscheinen, die breite Unterstützung der NSDAP um 1933 durch die Bevölkerung mit den Worten eines ehemaligen «Parteigenossen», nämlich mit einer angeblichen Täuschung der Bürger durch Hitler zu erklären, wobei die Integrität des Betreffenden durch seine Entnazifizierung nach 1945 (Persilscheine!) belegt werden soll. Hier wird Forschung durch Wiederholen der bekannten Legendenbildung nach dem Zweiten Weltkrieg ersetzt, auch wenn es durchaus möglich ist, das hier ein Saulus zum Paulus wurde.

Aus diesen Beispielen wird ersichtlich, wie wichtig es gerade auch für Ortsgeschichten wäre, daß erfahrene Spezialisten für die einzelnen Epochen – etwa Mittelalter, Neuzeit, 19. und 20. Jahrhundert – die Texte nach Widersprüchlichkeiten und Lücken durchsehen. Ein einzelner Herausgeber oder Autor ist wie jeder noch so erfahrene Historiker hier schlicht überfordert.

Dennoch, die vorliegende Ortsgeschichte über Rielingshausen zählt trotz einiger kritischer Anmerkungen, die sich der Rezensent schuldig zu sein glaubt, zu den bemerkenswertesten Publikationen im Genre «württembergische Ortsgeschichte» der vergangenen Jahre. Wohl dem Dorf, dessen Historie so dem Dunkel der Geschichte entrissen wird.

Raimund Waibel

GOTTFRIED BOEHM: **Willi Baumeister. Der Maler.** Gerd Hatje Verlag Stuttgart 1995. 264 Seiten mit 213 Abbildungen. Hardcover DM 78,- ISBN 3-7757-0559-7  
MICHAEL SEMFF (Hrsg.): **Willi Baumeister. Zeichnungen.** Mit Beiträgen von Susanne Baumgart, Markus Ewel, Wolfgang Holler und Michael Semff. Gerd Hatje Verlag Stuttgart 1996. 216 Seiten mit 159 Abbildungen, davon 104 in Farbe. Hardcover DM 78,- ISBN 3-7757-0577-5

Willi Baumeister zählt zu den Wegbereitern der modernen Kunst des 20. Jahrhunderts. In Stuttgart geboren, durch seinen Lehrer Adolf Hölzel an der Königlichen Akademie geprägt, entwickelt er in der Auseinandersetzung mit etwa gleich alten französischen und deutschen Künstlern, die den Aufbruch in die Moderne gestalteten, seinen Stil, der bei aller Unverwechselbarkeit doch auch Brüche zeigt, die die krisenhafte deutsche Geschichte seiner Zeit spiegelt.

Schon Anfang der zwanziger Jahre gelang ihm der künstlerische Durchbruch, der Erfolg hielt bis zur Machtergreifung der Nationalsozialisten an. 1937 hingen seine Werke sowohl in einer Kunstaussstellung in Paris als auch in der Münchner Propaganda-Schau zur «Entarteten Kunst». Schon 1933 hatte ihn die Städelsche Kunstschule in Frankfurt, an die er fünf Jahre vorher als Lehrbeauftragter für Gebrauchsgrafik, Typografie und Stoffdruck berufen worden war, entlassen. Die nachfolgende, bis 1945 andauernde erzwungene Isolation vom Lehr- und Kunstbetrieb füllte er, zum Glück finanziell abgesichert, mit neuen Stilentwicklungen und der Abfassung seiner wichtigsten kunsttheoretischen Schrift *Das Unbekannte in der Kunst*. Nach dem Zweiten Weltkrieg spielte er – vor allem als Lehrer an der Stuttgarter Kunstakademie – eine wichtige Rolle bei der Verteidigung jener Moderne, die sich abstrakt oder abstrahierend verstand.

Trotz seiner Verbindungen zur europäischen Avantgarde durch die Isolation im faschistischen Deutschland bis heute nicht international anerkannt und häufig nur einseitig wahrgenommen, hat die historische Forschung seit etwa zehn Jahren begonnen, sich mit seinem Werk zu beschäftigen, um ihm gerecht zu werden. **Gottfried Boehm**

verbindet in seinem Band die historische Genese und die künstlerische Geltung und kann damit ein neues Bild des Malers Willi Baumeister und seines Werks zeichnen. In fünf chronologisch geordneten Abschnitten zeigt er die Entwicklung der Künstlerpersönlichkeit, seines Stils, seiner Technik und die jeweilige Orientierung an seinen Kollegen der europäischen Moderne auf. Baumeisters konzeptionelles Fundament, das er selbst in seiner Abhandlung *Das Unbekannte in der Kunst* 1943 rückblickend formuliert hat, trägt die Spuren der Anregung seines Stuttgarter Lehrers Hölzel, zudem gespeist von Ideen und Anregungen des Hölzel-Kreises, besonders seiner Freunde Oskar Schlemmer und Otto Meyer-Amden, wie Boehm überzeugend nachweist.

Seine Arbeiten in den zwanziger Jahren beschäftigen sich im weiten Sinn mit der modernen Welt; er führt Bausteine ein, die mit Figuren oder Maschinen zu tun haben oder bildnerische Aufgaben erfüllen, der Einfluß des Konstruktivismus ist klar erkennbar. Dazu treten Werke, die sich mit dem Künstler und seinem Tun beschäftigen, eine «Verschränkung des Autors mit dem Bildprozeß», in der er die künstlerische Arbeit mit seinen Malmitteln reflektiert und veranschaulicht. In den dreißiger Jahren studiert der Künstler Mythologie, Vorgeschichte und archaische Formen der Malerei und läßt in eine rätselhafte, abgründige Welt hineinblicken. Der Autor stellt dabei zwar keine Veränderung des Konzepts fest, aber ein Schwinden des Optimismus in den Bildern, vielleicht eine Folge der Verdüsterung der politischen und der persönlichen Lage. Surrealistische Anklänge, Stilvergleiche mit Miró und Klee drängen sich auf, die Boehm aber dem Konzept des Malers, der Darstellung der «Sehnsucht nach dem Absoluten» unterordnet. Ende der dreißiger Jahre erschließt sich Baumeister in den «Eidos»-Bildern neue Zugänge zur Natur, in der Folge entstehen abstrakte Landschaften, die gleichermaßen der Phantasie und der äußeren Welt entstammen, eine «Vegetation der Psyche», die sich in Formen und Farben enthüllt. War zeitlebens das Werk Cézannes wichtig für das künstlerische Schaffen Baumeisters, so ist der Einfluß in der Dynamik der Naturbilder besonders fühlbar.

In seinem letzten Lebensjahrzehnt bestimmen Zeichen, Hieroglyphen und Schrift die Malerei Willi Baumeisters immer mehr. Das Interesse des Künstlers an Vor- und Frühgeschichte, Anthropologie, Sprach- und Schriftforschung drückt sich in immer stärkerer Reduzierung von Farbe und Form aus, führt zu archaischen Bildformen, denen er oft mythologisierende Bildtitel unterlegt. In den letzten Lebensjahren tritt dann das erzählerische Moment dieser Bilder zugunsten großflächiger Gebilde zurück, vieldeutige Metapher, der Weltentstehung, der menschlichen Geschichte. Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit Baumeisters Schrift *Das Unbekannte in der Kunst*, die Boehm für das «Zeugnis einer Suche» hält: *Ihm bewegte jene Vision der Moderne, derzufolge die Realität keineswegs fertig und alt ist, sondern jung und voller unentschlüsselter Geheimnisse. Er war der vorsichtige Abenteurer dieses unbekanntes Landes.*

Gottfried Boehms Essay wird erfahrbar durch 116, fast



alle ganzseitige, Farabbildungen in hervorragender Qualität, ergänzt durch ein Verzeichnis der Bilder. Eine ausführliche Biographie von Jochen Canobbi und Felicitas Baumeister, der Tochter des Künstlers, zeichnet – mit vielen schwarz-weißen Fotos und Abbildungen reich bebildert – sehr lebendig das Leben und Wirken Baumeisters, seiner Freunde und seiner Familie nach. Schließlich runden ein Ausstellungsverzeichnis, eine Bibliographie und ein Namensverzeichnis den Band ab.

In den neunziger Jahren erwarb die Staatliche Graphische Sammlung München eine Gruppe von acht **Zeichnungen Baumeisters**. Dies war der Anlaß zu einem Ausstellungsprojekt 1996 zusammen mit dem Dresdner Kupferstichkabinett. Aus allen Werkphasen des Künstlers wurden 130 Zeichnungen zusammengetragen, wobei der Schwerpunkt auf den dreißiger und vierziger Jahren liegt. Der für die Ausstellung erstellte Katalog ist ein Pendant zu der Monographie über die Gemälde Baumeisters.

Mehrere Beiträge führen in das zeichnerische Werk ein. Michael Semff hat in seinem Aufsatz *Bilder – Schriften. Zwischen Erinnerung und Evokation* untersucht, ob Baumeisters Zeichnungen eher Skizzen- und Entwurfscharakter haben oder finale Qualität und Bildstrukturen besitzen. Die schriftlichen Äußerungen Baumeisters selbst belegen, daß er die Zeichnungen als ein ständig verfügbares Reservoir für seine schöpferische Arbeit ansah und sie der Malerei als mindestens gleichrangig erachtete. In einem Brief von 1942 schrieb der Künstler, daß Zeichnungen *an sich voll zu gelten haben und ganz an die Stelle eines abgeschlossenen Bildes zu setzen sind*. Die Arbeiten auf Papier weisen vielfach auf Bildstrukturen voraus, die erst viele Jahre später ihre Ausprägungen in Gemälden fanden.

Susanne Baumgart legt in ihrer Abhandlung den Schwerpunkt auf das zeichnerische Werk der dreißiger Jahre. Danach ist Baumeisters Wechsel von der streng geometrischen konstruktivistischen zur Figuration aus gebundener Linienführung eine allgemeine Tendenz in der europäischen Kunst jener Zeit, wenn die Stiländerung auch durch die Beschäftigung des Künstlers mit prähistorischer Felsmalerei hier noch andere Wurzeln hat. Gerade dem immer intensiveren Studium der prähistorischen Kunst und den Kunsterzeugnissen archaischer Kulturen schreibt Baumgart eine entscheidende Rolle auf dem Weg zu den Themen und der Formensprache des Spätwerks Baumeisters zu. In seiner Auseinandersetzung mit archaischer Kunst, die schon in den zwanziger Jahren einsetzte, sieht sie in den Jahren der von den Nationalsozialisten erzwungenen Isolation neben einer gewissen *Flucht aus der Gegenwart* auch eine bewußte Weiterentwicklung seiner künstlerischen Intentionen, um kommenden Generationen das zu bewahren, was die nationalsozialistische Kulturpolitik zerstörte.

Die Beschäftigung mit der Urgeschichte, mit Urbildern und Mythen früher Kulturen, hat auch Goethe für den Künstler zur Leitfigur werden lassen, wie Markus Ewel in seinem nachfolgenden Aufsatz beschreibt. Erkennbar wird hier etwa, welche Bedeutung Goethes Schriften, vor allem zur Farb-, Gestalt- und Tonlehre, für den Maler und

sein Werk besaßen. Ein letzter Aufsatz von Wolfgang Holler untersucht die Beziehungen Baumeisters zu Dresden und rechtfertigt damit die Ausstellung im Kupferstichkabinett, das – zumindest zum Ausstellungszeitpunkt – nur eine Zeichnung von ihm besaß. So interessant die Übersicht über die ausgestellten Werke Willi Baumeisters in Dresden auch ist, es fällt auf, daß dieser und der vorhergehende Beitrag sich nicht speziell mit den Zeichnungen, sondern mit dem Werk des Künstlers allgemein beschäftigen.

Die 130 ausgestellten Zeichnungen sind anschließend meist ganzseitig und farbig in der für den Hatje-Verlag üblichen hervorragenden Qualität abgebildet und beschrieben. Eine Kurzbiographie und eine ausführliche Bibliographie runden den Band ab.

Beide Bände über den Maler und Zeichner Baumeister bilden zusammen eine hervorragende, umfassende und aktuelle Grundlage für die Würdigung des Künstlers und seines Werks, vermitteln neue Erkenntnisse und geben der Forschung Anregungen und Denkanstöße.

Sibylle Setzler

## In einem Satz

BODO KRAUSS (Bearb.): **Handbuch Ökomobil. Zehn Jahre mobile Naturschutzpädagogik in Baden-Württemberg und Deutschland**. Modelle, Erfahrungen, Empfehlungen, Rahmenbedingungen, Tips und Hinweise aus der Praxis mobiler Umweltpädagogik. Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Tübingen 1997. 218 Seiten mit zahlreichen, meist farbigen Abbildungen. Broschiert (kostenlose Abgabe für Gruppen gegen Portoersatz) 1R  
Aus Anlaß des zehnjährigen Bestehens des Tübinger Ökomobils hat die BNL Tübingen ihre Erfahrungen mit mobiler Naturschutz- und Umweltbildung in diesem Handbuch zusammengefaßt, in dem erstmals auch alle aktiven Ökomobilprojekte Deutschlands in Wort und Bild vorgestellt und eine Bilanz der bundesweiten Ökomobilarbeit gezogen wird.

**Pferdle & Äffle Kalender 1998**. Konrad Theiss Verlag 1997. 13 farbige Blätter mit Kalendarium. Spiralbindung DM 29,80

Der Kalender vom **Pferdle** und vom **Äffle**, den beliebten Zeichentrickfiguren aus der Fernsehwerbung von SDR und SWF, für alle Fans, denen die beiden stets zu schnell vom Bildschirm verschwinden.

ULRICH MÄCK und HANS EHRHARDT: **Das schwäbische Donaumoos und die Auwälder zwischen Weißingen und Gundelfingen**. Brigitte Settele Verlag Augsburg 1996. 204 Seiten mit vielen, meist farbigen Abbildungen. Pappband DM 29,-

Ein ausgezeichnetes, hervorragend illustriertes Buch, das an einem konkreten Beispiel die Entstehung, Entwicklung und Nutzung der Niedermoore, Hang- und Auwälder, deren Pflanzen- und Tierwelt sowie die Probleme der Landschaftspflege, Renaturierung und Nutzung als Erholungsgebiet darstellt.

ANTON SCHMID (Hrsg.): **Erlebtes Bad Schussenried. Ein Bilderbogen aus Oberschwaben.** Kunstverlag Josef Fink Lindenberg 1997. 144 Seiten mit 206 Farbabbildungen. Broschiert DM 38,- ISBN 3-931820-34-3

Wahrlich dieses Buch ist ein wunderschöner, vom Herausgeber fotografiertes Bilderbogen über das ehemalige Prämonstratenserklöster Schussenried, die barockisierte Klosterkirche mit dem großartigen Chorgestühl, den weltberühmten Bibliothekssaal – «ein Kunstwerk von europäischem Rang» – und den Badeort selbst.

WILLI BECK und WILLI SIEHLER: **Schwäbische Alb – Nordrandweg. Strecken und Rundwanderungen am Albtrauf.** (Reihe Natur – Heimat – Wandern.) Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1997. 216 Seiten mit 40 Farbabbildungen, 32 Zeichnungen und Plänen, 3 Tabellen und 19 Kartenskizzen. Kartonierte DM 24,80 ISBN 3-8062-1329-1

Von Donauwörth ausgehend führt dieser älteste und wohl auch schönste Hauptwanderweg des Schwäbischen Albvereins den Nordrand der Schwäbischen Alb entlang über 339 km bis nach Tuttlingen: ein informativer, gut gemachter Wanderführer, der Natur und Landschaft ebenso berücksichtigt wie deren Geschichte und Kultur.

ERNST EUGEN SCHMIDT: **Sackpfeifen in Schwaben. Die Wiederentdeckung eines vergessenen Volksmusikinstrumentes.** Verlag des Schwäbischen Albvereins Stuttgart 1997. 124 Seiten mit über 100, meist farbigen Abbildungen. Pappband DM 45,- ISBN 3-920801-42-3

Dudelsäcke, genauer Sackpfeifen, waren bis ins 18. Jahrhundert auch in Süddeutschland weit verbreitet, ja wurden vermutlich noch in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts auf der Schwäbischen Alb gespielt, waren – seit dem Mittelalter nachweisbar – traditionelle Instrumente der Hirten und Bauern, aber auch an Adelshöfen anzutreffen: Mit herausragendem, reichem, auf historischen Abbildungen fußendem Bildmaterial versehen, zeichnet dieses Buch die überraschende Geschichte eines weitgehend vergessenen Musikinstrumentes nach, das normalerweise ausschließlich mit Schottland in Verbindung gebracht wird.

WERNER FRASCH und JEAN-LUC JACQUES: **Kirchheim unter Teck und Umgebung. Menschen – Brauchtum – Landschaft.** Verlag des Teckboten Kirchheim 1997. 72 Seiten mit 273 Abbildungen in Farbe. Gebunden DM 59,- ISBN 3-925589-17-1

Mit einer Fülle von Fotos – 273 Stück auf 72 Seiten! – gleicht dieser Bildband einem riesigen Werbeprospekt, in dem der kenntnisreiche, informierende und unterhaltende Text fast verloren geht und die hervorragenden Fotos sich eher gegenseitig behindern als in Szene setzen.

**Der Enzkreis. Jahrbuch 7.** Landratsamt Enzkreis Pforzheim 1997. 296 Seiten mit vielen, meist farbigen Abbildungen. Kartonierte DM 20,- ISBN 3-9803570-4-X

In diesem Jahrbuch, das einen gewissen thematischen Schwerpunkt im Kloster Maulbronn hat, findet man auch Aufsätze von überregionalem Interesse, etwa über den Humanisten Johannes Heynlin aus Stein oder den Komponisten und Fürstlich Fürstenbergischen Kammermusik Johann Abraham Sixt aus Gräfenhausen.

URSULA KRUG: **Schwäbische Leibspeisen.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1997. 127 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartonierte DM 16,80 ISBN 3-8062-1306-2

Deutlich wird in diesem Buch, daß die traditionelle schwäbische Küche nicht nur Spätzle und Maultasche kennt, sondern sich gerade durch ihre Vielfalt auszeichnet: vom Aal in Salbei, ei'gmachts Kalbfleisch, Flädlesauflauf mit Spinat oder Mostsupp bis zu Springerle, Zwetschgagsälz und Zwiebelkuacha.

ULI ROTHFUSS: **Schäffer, Räuberfänger. Der erste «moderne» Kriminalist Württembergs.** Silberburg-Verlag Tübingen 1997. 160 Seiten mit 25 Abbildungen. Fester Einband DM 29,80 ISBN 3-87407-257-6

Der Autor – Kriminalbeamter, Schriftsteller und Honorarprofessor für deutschsprachige Literatur in Asserbaidschan – zeichnet das Leben des Sulzer Oberamtmanns Jakob Georg Schäffer (1745–1814) nach, der im Auftrag des Herzogs Karl Eugen von Württemberg Räuberbanden, «Erzjauner und Bösewichte» jagte und fing, darunter den berüchtigten Räuber Jakob Reinhard, genannt Hannikel: ein anschauliches Lebens- und Zeitbild.

ALFRED WEBER: **Lebenslese. Ein Wengerter aus Uhlbach erzählt.** Silberburg-Verlag Tübingen 1997. 96 Seiten mit 60 Abbildungen. Pappband DM 29,80 ISBN 3-87407-253-3

Interessant, lebendig und unterhaltsam, informativ, tief-schürfend und amüsant erzählt Alfred Weber, der *nun auf die Siebzig zugeht*, an was er sich erinnert und was er weiß von seiner Familie und seinen Freunden, seiner Arbeit, dem Leben auf dem Dorf und den dortigen Zeugnissen der Vergangenheit.

CAROLA KÖNIG, HANS-JOACHIM SCHUSTER und GUNDA WOLL: **Zur Geschichte der Stadt Tuttlingen.** Stadt Tuttlingen 1997. 435 Seiten mit einigen Abbildungen. Gebunden DM 38,- ISBN 3-932764-01-3

Zur 1200-Jahr-Feier Tuttlingens legt die Stadt mit diesem von sieben Autoren geschriebenen Buch ein umfangreiches, wissenschaftlich fundiertes Geschichtswerk vor, das – mit vielen neuen Forschungsergebnissen gespickt – die lokalen Begebenheiten von der alamannischen Landnahme bis zum Beginn der NS-Zeit behandelt.

## Weitere Titel

REINHARD WOLF (u. a.): **Der altwürttembergische Landgraben vom Heuchelberg zum Bottwartal.** Geschichte, Bedeutung, Verlauf, Wegbeschreibung. Herausgegeben vom Schwäbischen Heimatbund und dem Schwäbischen Albverein Stuttgart 1997. 50 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte. Broschiert DM 8,- ISBN 3-920801-43-1 (zu beziehen beim Schwäbischen Heimatbund Weberstraße 2, 70182 Stuttgart)

**Revolution, Revolution. Gedichte und Dokumente zu den Jahren 1848/1849.** Ausgewählt von KARL MOERSCH. DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1997. 88 Seiten mit 14 Abbildungen. Broschiert DM 14,80 ISBN 3-87181-394-X

EBERHARD KENNER: **Kennenburg in alten Ansichten.** Europäische Bibliothek Zaltbommel/Niederlande. 2. Auflage 1997. 80 Seiten mit 38 Abbildungen. Pappband ISBN 90 288 5314 6

GABRIELE MILLER: **Glaube in Bildern. 52 Entdeckungen zwischen Tauber und Bodensee.** Schwabenverlag Ostfildern 1997. 112 Seiten mit 52 Farbabbildungen. Pappband DM 48,-

HANS-ALBERT STECHL: **Backen mit den Fallers. Traditionelle Lieblingsrezepte aus dem Schwarzwald.** Das Backbuch zur Südwestfunk-Fernsehserie. G. Braun Verlag Karlsruhe 1997. 96 Seiten mit zahlreichen Farbabbildungen. Pappband DM 29,80 ISBN 3-7650-8185-X

HEINZ H. POKER: **Chronik der Stadt Stuttgart 1994–1996.** (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 74). Klett-Cotta Stuttgart 1997. 452 Seiten und 28 Abbildungen. Leinen DM 46,- ISBN 3-608-91869-8

ALBRECHT BEDAL und ULRIKE MARSKI (Hrsg.): **Baujahr 1337. Das Haus Pfarrgasse 9 in Schwäbisch Hall.** (Schriftenreihe des Vereins Alt Hall, Band 15). Stadtarchiv Schwäbisch Hall 1997. 189 Seiten mit 154 Abbildungen, davon 30 in Farbe. Broschiert DM 29,- ISBN 3-932146-05-0

JÖRG RESTORFF: **St. Kosmas und Damian Gutenzell.** (Kleiner Kunstführer.) Kunstverlag Josef Fink Lindenberg 1997. 24 Seiten mit zahlreichen farbigen Abbildungen. Broschiert DM 6,- ISBN 3-931820-18-1

GISELA RÖTERMUND: **Zwischen Gleichschaltung und Selbstbehauptung. Das Realgymnasium Ulm 1933–1945.** AEGIS Verlag Ulm 1997. 312 Seiten. Broschiert DM 48,- ISBN 3-87005-048-9

THOMAS KAISER und HANS-PETER SCHAUB: **Der Kaiserstuhl. Naturvielfalt in einer alten Kulturlandschaft.** G. Braun

Verlag Karlsruhe 1997. 120 Seiten mit über 100 Abbildungen in Farbe. Pappband DM 48,- ISBN 3-7650-8186-8

ANDREAS ZEKORN und AUGUST ZOLLER: **Expression und Glauben. Der Künstler und Kirchenmaler August Blepp (1885–1949).** Mit einem Beitrag von Wolfgang Urban. Zollernalbkreis Balingen 1996. 115 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Pappband DM 27,50

ANNEMARIE MÜNKLE: **Geislinger Blickwinkel. Ein literarischer Spaziergang auf den Helfenstein.** Eigenverlag Geislingen 1997. 68 Seiten. Ringheftung DM 7,- (zu beziehen bei Munkle, 73312 Geislingen, Memelstraße 30)

**Stuttgart. Bilder der Stadt.** (Text in sechs Sprachen: deutsch, englisch, französisch, polnisch, russisch und chinesisch). Betulius Verlag Stuttgart 1997. 48 Seiten mit 106 farbigen Abbildungen. Pappband DM 19,80

**Der Eninger Kongreß oder Die Freuden und Leiden eines Commis voyageur.** Auszüge aus einem Roman des 19. Jahrhunderts mit Anmerkungen und zahlreichen Bildern versehen von REINHOLD RALL. Heimat- und Geschichtsverein Eningen unter Achalm 1996. 63 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 7,- (zu beziehen beim Heimat- und Geschichtsverein, 72800 Eningen, Schopenhauerstraße 17)

**Drei Reden über Theodor Heuss.** (Hermann Rudolph: Theodor Heuss – ein Leben als Beispiel; Otto Borst: Politischer Stil bei Theodor Heuss; Barthold C. Witte: Theodor Heuss – zur Erinnerung). Herausgegeben von der Stadt Brackenheim 1996. 55 Seiten. Broschiert DM 5,- (zu beziehen beim Herausgeber, 74334 Brackenheim, Postfach 1261)

HANS EUGEN SPECKER (Hrsg.): **600 Jahre Großer Schwörbrief. Die Ulmer Bürgerschaft auf dem Weg zur Demokratie.** Begleitband zur Ausstellung. (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Reihe Dokumentation, Band 10). Stadtarchiv Ulm 1997. 536 Seiten mit 156 Abbildungen und einer Falltafel. Kartoniert DM 64,-

BARBARA LÖSLEIN: **Obereisesheim – die Entwicklung eines Dorfes.** Festschrift anlässlich des 25jährigen Jubiläums der Eingemeindung. Stadt Neckarsulm 1997. 56 Seiten. Geheftet DM 3,-

ANTON HEGELE (u. a.): **Göppinger Sauerwasser. Sprudelnde Quellen – heilende Bäder.** (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen, Band 36). Stadt Göppingen 1997. 176 Seiten mit 112 Abbildungen, davon 23 in Farbe. Pappband DM 28,-

ELISABETH TIMM: **Reaktionen auf die Reutlinger Geislerschießung 1945. Eine Studie zum kollektiven Gedächtnis.** (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Band 18). Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1997. 202 Seiten mit einigen Abbildungen. Broschiert DM 26,-

## Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes

am 16. und 17. Mai 1998 im Bildungshaus des Mutterhauses der Barmherzigen Schwestern in Untermarchtal

### Samstag, 16. Mai 1998

- 08.00 Uhr Abfahrt am Busbahnhof Stuttgart, Bussteig 14  
09.30 Uhr Ankunft im Bildungshaus Untermarchtal  
Zimmerbelegung

#### 10.00 Uhr Mitgliederversammlung im Bildungshaus Untermarchtal

##### Tagesordnung

1. Begrüßung und Grußworte
2. Bericht des Vorsitzenden
3. Bericht des Geschäftsführers
4. Bericht des Schatzmeisters
5. Bericht des Kassenprüfers
6. Entlastung des Vorstands  
durch die Mitgliederversammlung
7. Änderung der Vereinsatzung vom 11. Mai 1991
8. Verabschiedung von Resolutionen
9. Entscheidung über eingegangene Anträge
10. Verschiedenes

Anträge zur Tagesordnung sind spätestens fünf Tage vor der Versammlung dem Vorsitzenden zu übermitteln.

Vor oder während der Mitgliederversammlung wird ein Imbiß gereicht.

- 12.00 Uhr Mittagessen  
13.30 Uhr Abfahrt nach Obermarchtal, **Besichtigung von Kirche und Kloster**, einer ehemaligen Prämonstratenserabtei (um 776 gestiftet).  
15.00 Uhr Weiterfahrt zur **Heuneburg bei Hundertingen**, einer archäologisch wertvollen Höhensiedlung, die von der späten Jungsteinzeit bis ins Mittelalter immer wieder als Siedlungsplatz genutzt wurde. Anschließend besuchen wir den größten Grabhügel Mitteleuropas, den **Fürstengrabhügel Hohmichele**.  
17.30 Uhr Rückfahrt  
18.30 Uhr Abendessen

- 19.30 Uhr Abfahrt zum **Schloß Mochental**.  
Besichtigung der Nikolauskapelle (vgl. Schwäbische Heimat 4/1997, S. 348 ff.) mit kleinem Konzert. Danach gemütlicher Ausklang und Rückfahrt nach Untermarchtal.

### Sonntag, 17. Mai 1998

- 08.15 Uhr Frühstück  
08.45 Uhr Möglichkeit zur Teilnahme an der **Eucharistiefeier**  
09.30 Uhr **Besichtigung der Klosteranlage Untermarchtal** mit Kirche St. Vinzenz und Rosenkranzkapelle  
10.15 Uhr Abfahrt zur Besichtigung des vom Schwäbischen Heimatbund betreuten denkmalgeschützten **Kalkofenmuseums Untermarchtal**  
12.00 Uhr Mittagessen  
13.15 Uhr Abfahrt zum historischen **Soldatenfriedhof** bei Obermarchtal, auf dem über 1000 Gefallene aus zwei Jahrhunderten bestattet sind  
14.00 Uhr Abfahrt zur **Ruine Reichenstein**, ehemalige Burg der Herren vom Stein, 1525 im Bauernkrieg zerstört  
15.15 Uhr Abfahrt nach **Munderkingen**, Besichtigung der **Frauenberg-Wallfahrtskirche**, 1722 im Barockstil neu erbaut und mit Wand- und Deckengemälden des Munderkingers F. J. Gerber ausgestattet  
16.00 Uhr Weiterfahrt zum **«Ochsenwirts-Keller»**, Träger des Denkmalschutzpreises 1995 des SHB (vgl. Schwäbische Heimat 1/1996, S. 11 ff.)  
Besichtigung und Kaffeepause  
17.30 Uhr Rückfahrt nach Stuttgart

Preis für das Begleitprogramm zur Mitgliederversammlung (inkl. Busanreise, Busexkursionen, Führungen, Eintrittsgebühren):

- DM 230,- inkl. Vollpension im Doppelzimmer, fl. Wasser
- DM 240,- inkl. Vollpension im Einzelzimmer, fl. Wasser

In der Vollpension ist der Nachmittagskaffee am Sonntag nicht enthalten. Selbstfahrer erhalten auf diese Preise einen Nachlaß von DM 30,-.

## Kulturlandschaftspreis 1998 ausgeschrieben

Der Schwäbische Heimatbund, der Württembergische Sparkassen- und Giroverband und die Sparkassen-Stiftung Umweltschutz setzen sich mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln dafür ein, daß die durch Menschenhand in Jahrtausenden geschaffene Kulturlandschaft mit ihrer Flora und Fauna geschützt sowie die Artenvielfalt und Schönheit der heimischen Fluren bewahrt werden. Der unersetzliche Reichtum verschiedenartiger und zugleich unverwechselbarer Landschaftsbilder als gewachsene Ökosysteme und Kulturgüter soll auch kommenden Generationen erhalten bleiben.

Diese ganzheitliche Zielsetzung beruht auf den Erkenntnissen historisch bewährter Bewirtschaftungsformen und den Erfahrungen der Landnutzung im Einklang mit der Natur. Sie soll Beispiel geben für die Versöhnung von Ökonomie und Ökologie sowie eine realistische Orientierung für die Praxis vor Ort bieten.

Mit dem Kulturlandschaftspreis sollen besondere Verdienste um die Erhaltung, Pflege und Wiederherstellung von Kulturlandschaften gewürdigt werden.

Die Sparkassen-Stiftung Umweltschutz unterstützt den Kulturlandschaftspreis finanziell und stellt in dieser Partnerschaft das Preisgeld in Höhe von 21 000,- DM zur Verfügung.

Ausgezeichnet werden Ausschnitte unserer Kulturlandschaft, in denen eine nachhaltige, traditionsbewußte Nutzung der Landschaft unter Berücksichtigung der naturgegebenen Voraussetzungen, der Ökologie, der Charaktermerkmale, der Landschaft und der Ästhetik erfolgt. Vorgeschlagene Objekte sollen sich auf den Natur- und Umweltschutz beziehen, wobei eine ausgewogene Verzahnung von Naturlandschaft, Kultur und Heimat angestrebt wird.

Den Preis erhalten Eigentümer, Einzelpersonen oder Gruppen, die eine Kulturlandschaft betreuen, wobei der Vorschlag von jedermann eingereicht werden kann. Private Maßnahmen werden Aktionen öffentlicher Institutionen in der Regel vorgezogen. Die Bewerbung muß aus dem Vereinsgebiet des Schwäbischen Heimatbundes, also den ehemals württembergischen oder hohenzollerischen Landesteilen einschließlich der angrenzenden Gebiete kommen. Über die Verleihung entscheidet eine Jury; der Preis wird in einer öffentlichen Veranstaltung übergeben. Die Preissumme beträgt 21 000,- DM; sie kann aufgeteilt werden.

Die Vorschläge sind darzustellen, möglichst mit Fotos zu veranschaulichen und **bis zum 31. Mai 1998** zu senden an den Schwäbischen Heimatbund,  
Weberstraße 2, 70182 Stuttgart.  
Telefon (07 11) 2 39 42-0, Telefax (07 11) 2 39 42 44.

## Denkmalschutzpreis 1998 ausgelobt

Der seit 1992 partnerschaftlich vom Schwäbischen Heimatbund und der Württemberger Hypo verliehene Denkmalschutzpreis soll auch 1998 wieder den privaten Bauherren zugute kommen, die vorbildlich und beispielhaft Denkmale erhalten. Sind Sie Kulturdenkmalbesitzer und haben Sie Ihren Altbau in den vergangenen drei Jahren erneuert, saniert, renoviert und damit erhalten, so fordern wir Sie auf, sich um diesen Preis zu bewerben.

Gefragt sind auch Architekten, Denkmalpfleger und Mitarbeiter in den Baurechts- und Denkmalschutzbehörden, vorbildliche Leistungen für die Preisverleihung vorzuschlagen oder Eigentümer zur Bewerbung zu ermuntern. Die Jury erwartet, wie in den vergangenen Jahren, gute Bewerbungen. Sie setzt sich aus Fachleuten der Bereiche Architektur, Denkmalpflege, Kunstgeschichte und Volkskunde zusammen. Die Objekte sollten im Vereinsgebiet des Schwäbischen Heimatbundes liegen, also in den ehemals württembergischen oder hohenzollerischen Landesteilen. Die Verleihung findet in einer öffentlichen Veranstaltung statt.

Der Denkmalschutzpreis ist eine Auszeichnung für die beispielhafte denkmalpflegerische Leistung, die Privatleute für die Erhaltung und Pflege ihres Eigentums erbracht haben. Prämiiert werden Gebäude, die innen wie außen denkmalpflegerisch erhalten, gepflegt und – soweit notwendig – erneuert wurden. Denkmalpflegerisch beispielhaft können bei Erhaltungsarbeiten und auch bei Veränderungen am Gebäude nur Maßnahmen sein, die das Kulturdenkmal in seinem historisch gewachsenen Erscheinungsbild so weit als möglich bewahren und damit ein Stück Geschichte erhalten. Dabei kann das Spektrum von bescheidenen, handwerklich-soliden Lösungen bis hin zu bewußt modernen Akzentuierungen reichen, wenn sie das Kulturdenkmal pfleglich behandeln und gestalterische Maßnahmen sich in das historische Erscheinungsbild einfügen. Bewerbungen sind dabei nicht nur auf Kulturdenkmale im Sinne des Denkmalschutzgesetzes von Baden-Württemberg beschränkt, sondern ausgedehnt auf Bauten, die das denkmalpflegerische Erhalten im Zusammenhang mit einer dem Gebäude angemessenen Nutzung zeigen.

Denkmalpflegerisches Handeln, verbunden mit hohem persönlichem Engagement von Eigentümer und Architekt, wird mit einer Urkunde, Plakette und einem Geldpreis in Höhe von je 10 000,- DM honoriert. Es werden bis zu fünf Preisträger ausgezeichnet.

### Anforderungen:

Bitte machen Sie, soweit möglich, Angaben über Ihr Gebäude, damit wir Ihr Objekt besser beurteilen können:

1. Chronologischer Abriß der Baugeschichte und der Restaurierungsgeschichte mit Bildern: vorheriger Zustand, Umbauphasen, neuer Zustand.

2. Planunterlagen: Bauaufnahme, Bauuntersuchungen, restauratorische Untersuchungen, Baugesuch, Gegenüberstellung vorher – nachher, Baugenehmigung und denkmalschutzrechtliche Genehmigung, Zeitungsberichte.

3. Beschreibung des Nutzungskonzepts: Gebäudestruktur mit historischer und neuer Nutzung, Probleme und Maßnahmen.

4. Beschreibung von wichtigen Restaurierungsarbeiten mit Angaben zu den Materialien und Techniken sowie neuer Gestaltungselemente in Material und Technik.

5. Der Abschluß der Erneuerungsarbeiten darf nicht länger als drei Jahre zurückliegen.

6. Es werden nur Bewerbungen aus dem Verbandsgebiet des Schwäbischen Heimatbundes angenommen.

7. Die dem Preisträger überreichte Plakette ist am Gebäude anzubringen.

8. Die Bereitschaft zur Mitwirkung am «Tag des offenen Denkmals» wird vorausgesetzt.

Zur Beurteilung der Objekte wird die Jury eine Auswahl der eingegangenen Bewerbungen besichtigen.

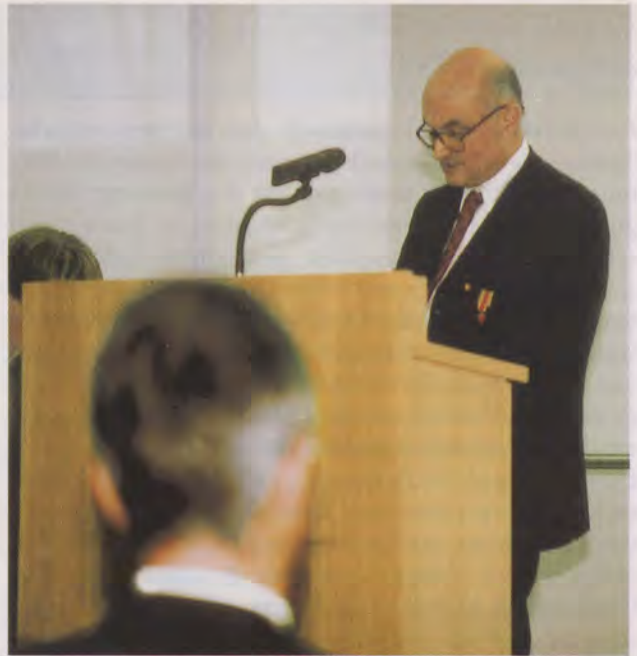
**Bewerbungen richten Sie bitte bis zum 30. April 1998 an:**  
Schwäbischer Heimatbund  
Weberstraße 2, 70182 Stuttgart

## Hans Mattern: Naturschützer aus Berufung

(Hohenloher Tagblatt vom 4. 12. 1997) Stuttgart – Wenn man den Traum zum Beruf machen kann, dann ist man immer im Dienst – und empfindet die Aufgabe selbst nie als Last. Hans Mattern, der mit Ablauf des November auch offiziell das Amtszepter in der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege weitergab, war und ist Naturschützer aus Leidenschaft und Berufung, und niemand soll annehmen, daß sich daran im «Unruhestand» irgend etwas ändern wird.

Die Regalwände sind leergeräumt, der Schreibtisch sauber und doch noch mitten im «Geschäft» – so konnte man Hans Mattern am letzten Freitagfrüh, seinem letzten offiziellen Arbeitstag im Amt, antreffen. Und am Tag nach seiner Verabschiedung war er noch auf dem Kappelberg bei Fellbach, um persönlich bei einer ganz wichtigen Naturschutzangelegenheit zugegen zu sein. So etwas macht ein Mensch nur dann, wenn er wirklich in seiner Aufgabe aufgeht und lebt.

So wurde Mattern, dieser ungeheuer quirlige, ausdauernde, bescheidene und so ungemein kompetente Naturschützer zur Legende. «Viel Feind, viel Ehr» trifft, auf ihn gemünzt, nicht für einen Herrschertyp, sondern für einen in höchstem Maß verantwortungsbewußt dienenden Menschen zu. Hätte er nicht um den unverbrüchlichen Wert der «Sache» gewußt und aus dieser tiefen inneren, auch christlichen Erkenntnis heraus Selbstbewußtsein



*Dr. Hans Mattern, der auch im Schwäbischen Heimatbund ehrenamtlich tätig ist, bei seiner Abschiedsrede.*

entwickelt, er hätte in den 35 Jahren in der Bezirksstelle (seit Dezember 1973 als deren Leiter) oft ob der vielen ungerechtfertigten Anfeindungen verzweifeln müssen. Natürlich half ihm sein treuer Stamm an gut 20 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in der Bezirksstelle dabei, das schier unmenschliche Pensum zu bewältigen.

Hans Mattern war immer präsent in seinem Regierungsbezirk. Er war und ist auch stets eng verbunden mit seiner Heimatstadt Crailsheim, in der seine 93 Jahre alte Mutter Margarete lebt. Seine tiefe Verbundenheit mit der Natur hat ganz klar im Elternhaus ihre Wurzeln. Vater Ernst Mattern, seit 1929 Leiter der Gewerblich-Kaufmännischen Berufsschule in Crailsheim, Mutter Margarete, die Schwester Lieselotte (die bis vor kurzem eine FH-Professur für evangelische Theologie innehatte) und der Bub Hans (9. November 1932 geboren) wanderten in Gottes freier Natur, so oft es ging. Die Leidenschaft des führerlos gebliebenen Hans Mattern für die Eisenbahn geht auf diese Zeit zurück.

Ziemlich geradlinig lief der Weg nach dem Abitur (1952) und der Studienzeit (Botanik, Zoologie, Geographie und Chemie) mit Promotion auf den Naturschutz zu, als er unter die Fittiche des Dr. Rathfelder kam. Der war 1962 der angesehenste unter dem halben Dutzend amtlicher Naturschützer im Land, und er fand in Hans Mattern einen adäquaten Nachfolger.

Die besonders engen Verbindungen Matterns zu Crailsheim und dem Hohenloher Land blieben auch mit einem eigenen Haus in Schorndorf und in der Verbindung mit Ehefrau Ingeborg (1974) und nach der Geburt der Tochter Margarete bestehen. Sie dokumentieren sich in zahlreichen Veröffentlichungen – darunter den mehrfach aufgelegten Klassiker für das «Jagsttal zwischen Crailsheim und Dörzbach» (früher im Eigenverlag, jetzt bei Robert Baier).

Matterns überzeugter und entschiedener Widerstand gegen die Wasserbauphilosophie der 60/70er Jahre mit Sohl-schalen, Rückhaltebecken auch an kleinen Flüssen und Bachbegradigungen ohne Ende brachte ihm damals viel Anfeindung und später Genugtuung über die Wende im Denken: «Heut' baut man die Bäche, Gott sei Dank, wieder krumm», so wie die Speltach, für deren modellhafte Renaturierung die Bezirksstelle viel «Dresche» bekam und heute auch von damaligen Gegnern rundweg gelobt wird. Wenn Resignation aufkommen wollte angesichts der zum Teil massiven Kritik an der Arbeit seiner Bezirksstelle, wenn er sich wie Don Quichote vorkam beim Blick auf die in die freie Landschaft ausfransenden Siedlungen und gesichtslos gewordenen Dörfer, half ihm die Überzeugung, daß nur eine halbwegs intakte Natur die Lebensgrundlage der Menschen ist. Dann half ihm auch immer wieder der Blick auf das Machbare und die Freude, daß nicht jeder Kompromiß umsonst war, wenn er sah, daß bestimmte Vogelarten zurückgekehrt waren, «der Dominanten- und Akzentewahn» der 70er Jahre vorbei war und sich in Landschaftspflege, in Wasser- und Forstwirtschaft schonendere Methoden durchgesetzt hatten. Dann fand er auch die innere Ruhe, sich mit «seinen» wiederentdeckten schwäbischen Romantikern wie Justinius Kerner, Gustav Schwab oder Karl Mayer und ihrer Natursicht auseinanderzusetzen und ihre Gedichte neu zu veröffentlichen. Hier soll ein Schwerpunkt der nächsten Jahre liegen neben der historischen Forschung und der Algenkunde. Vielleicht wird er auch mehr Muße finden, sich mit der geliebten klassischen Musik einzulassen und die Fortsetzung des Wanderführers von Dörzbach bis zur Jagstmündung zu schreiben.

### Spendenaufruf Hundsche Teiche

Dieser Ausgabe der Schwäbischen Heimat liegt ein Spendenaufruf für den großen Grunderwerb im Naturschutzgebiet Pfrunger-Burgweiler Ried, Wilhelmsdorf, Kreis Ravensburg bei.

Mit finanzieller Unterstützung des Landes Baden-Württemberg sollen die Hundschen Teiche mit einer Fläche von ca. 22 Hektar erworben werden. Der Schwäbische Heimatbund kann seinen Eigenanteil von 80000 DM nur durch Spenden finanzieren.

Wir bitten alle Mitglieder und Freunde um großzügige Förderung und um freundliche Aufnahme des doppel-seitigen Faltblattes mit Überweisungsformular.

### Stadtgruppe Stuttgart: Neue Spitze

Die Stadtgruppe Stuttgart hat in ihrer Mitgliederversammlung am 17. November 1997 eine neue Vorsitzende gewählt. Die Stadtgruppe ist zukünftig unter folgender Adresse zu erreichen: Frau Ursula Roth, Am Sandgraben 1, 70734 Fellbach, Tel. (0711) 583351.

## Jahresbeitrag und Jahresspende 1998

Liebe Mitglieder und verehrte Abonnenten, zusammen mit dem Heft 1997/4 haben wir Ihnen den Mitgliedsausweis für 1998 sowie den Überweisungsvordruck für den Jahresbeitrag und die Jahresspende 1998 zugesandt. Viele Mitglieder haben den Jahresbeitrag zum 1. Januar bezahlt und auch noch eine Spende hinzugefügt.

Im Verhältnis zu anderen Institutionen ist unser Mitgliedsbeitrag gering. Dies auch deshalb, weil in unserem Mitgliedsbeitrag ja der Bezug der Vierteljahresschrift Schwäbische Heimat enthalten ist. Wir möchten es damit jedem Interessenten ermöglichen, dem Heimatbund anzugehören, auch wenn seine finanziellen Möglichkeiten keine Spielräume mehr haben.

Um so mehr bitten wir aber alle diejenigen, die etwas mehr an Verdienst und Vermögen haben, die Existenz und die Arbeit des Schwäbischen Heimatbundes durch eine zusätzliche Jahresspende zu garantieren und zu unterstützen. In den vergangenen Jahren waren dies immerhin über 120000 DM, wofür wir sehr dankbar sind. Es ist aber auch ein Akt von Solidarität gegenüber den Mitgliedern, die finanziell nicht mehr aufbringen können.

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit auch weiterhin mit einer großzügigen Jahresspende. Vielen Dank im voraus.

### Kalkofenmuseum Untermarchtal des Schwäbischen Heimatbundes

**Öffnungszeiten:** Vom 5. April bis 25. Oktober 1998  
Sonn- und feiertags  
von 11.00 bis 17.00 Uhr

Führungen nach Vereinbarung auch an Werktagen.

Anmeldung beim Bürgermeisteramt, 89617 Untermarchtal, Telefon (07393) 2265 oder beim Vorsitzenden der Ortsgruppe Untermarchtal des Schwäbischen Heimatbundes, Herrn Wolfgang Rieger, Lerchenfeld 2, 89617 Untermarchtal, Telefon (07393) 3625.

Der **Eintritt** ins Museum kostet für Erwachsene 2,- DM, für Jugendliche 1,- DM. Gruppen ab 15 Personen erhalten ebenfalls eine Ermäßigung.

### Programmänderung der Stadtgruppe Stuttgart

Der für den 27. Mai 1998 geplante Stammtisch «Politik und Denkmalschutz» findet wegen eines unaufschiebbaren Termins des Referenten Dr. Michael Kienzle erst am 24. Juni 1998 statt. Der an diesem Termin vorgesehene Stammtisch «Was ist das Ziel der Stadtgruppe» wechselt dafür auf den 27. Mai 1998. Beide Veranstaltungen beginnen um 18.00 Uhr.

Wir bitten um Ihr Verständnis.

## Rückblick auf das Jahr 1997 im Naturschutzzentrum Pfrunger-Burgweiler Ried

Ein sehr aktives und erfolgreiches Jahr liegt hinter den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Naturschutzzentrums des Schwäbischen Heimatbunds in Wilhelmsdorf. Der Öffentlichkeit konnte ein reichhaltiges Angebot von Führungen, Naturerlebnisveranstaltungen und Ausstellungen präsentiert werden. Hierdurch wurden zwei Hauptaufgaben des Naturschutzzentrums – die Lenkung und die Information der Besucher im Pfrunger-Burgweiler Ried – erfüllt. Durch verschiedene Maßnahmen im Haus, auf dem Außengelände und auf dem Riedlehrpfad konnte das Angebot noch ausgebaut und so die Attraktivität für Besucher gesteigert werden.

### *Gestaltung des Naturschutzzentrums und der Lehrpfade*

Die Dauerausstellung wurde um mehrere Exponate erweitert. Das «Artenpektrum» des Moordioramas erhielt durch Präparate von Waldschnepfe, Habicht und Sumpfschildkröte weiteren Zuwachs.

In der archäologischen Abteilung der Ausstellung ist «Ötzi» auf einer Fotowand in Lebensgröße zu bewundern. Des weiteren bereichert die archäologische Sammlung ein mittelalterlicher Henkelkrug, der dem Naturschutzzentrum von Lothar Kneer, Torfweiherbesitzer aus Wilhelmsdorf-Pfrungen, überlassen wurde. Wir berichteten in Heft 97/4 darüber. Als vermutlich sensationeller Fund kann eine Holzpfahlspitze erwähnt werden, die ebenfalls von Lothar Kneer aus einem seiner Torfstiche geborgen und im Oktober 1997 an das Naturschutzzentrum übergeben wurde: Es handelt sich nach Angaben von Dr. Helmut Schlichtherle vom Landesdenkmalamt in Hemmenhofen am Bodensee um einen Eschenpfahl, der mit einer Bronzeaxt bearbeitet wurde. Das Fundstück kann somit der Bronzezeit zugerechnet und als Belegstück einer Pfahlbaukultur im Pfrunger Ried angesehen werden. Die Pfahlspitze liegt derzeit zur dendrochronologischen Untersuchung und Konservierung in der archäologischen Abteilung des Landesdenkmalamts in Hemmenhofen. Eine genaue Datierung steht noch aus.

Als besondere Attraktion in der Ausstellung ist die Kinder-Mitmachausstellung zu erwähnen, über die ebenfalls bereits in Heft 97/4 ausführlich berichtet wurde. Die Kinderausstellung soll 1998 durch eine kleine Lese-, Mal- und Spielecke ergänzt werden. Sach- und Geldspenden für die Anschaffung entsprechender Materialien werden gerne entgegengenommen.

Als Erweiterung des Angebots für Besucher ist auch die Anlage eines Gehölzlehrpfades auf dem Außengelände zu sehen. Hier soll über einheimische Baum- und Straucharten und die Bedeutung von Hecken, Feldgehölzen und ähnlicher Landschaftselemente informiert werden. Die Beschilderung wird in diesem Jahr in Angriff genommen. Der Riedlehrpfad wird derzeit um vier weitere

Schautafeln erweitert mit den Themen: «Beeren im Ried», «Lebensraum Birkenmoor», «Lebensraum Riedwiesen» und «Geschichte des Torfabbaus».

### *Aufbau des neuen Sommerklassenzimmers*

Ein zentraler Punkt der Aktivitäten des Naturschutzzentrums 1997 war der Abriß der alten Remise, die als Klassenzimmer genutzt wurde, und der anschließende Neubau eines «Sommerklassenzimmers». Die alte Remise war – wie bereits berichtet – für die Arbeit mit Schulklassen nur unzureichend geeignet. Eine Renovierung hätte sich nicht gelohnt, und so entschied sich der Ausschuß der Kooperationspartner für den Neubau eines einfachen Holzhäuschens an gleicher Stelle. Die Kosten wurden auf 50 000 DM kalkuliert, die dankenswerterweise von der Kreissparkasse Ravensburg, dem Württembergischen Sparkassen- und Giroverband, dem Landesnaturschutzverband und dem Schwäbischen Heimatbund finanziert werden. Bereits im Oktober 1997 wurde das Fundament erstellt und im November das Holzhaus errichtet. Noch vor Weihnachten konnten die Fenster eingesetzt und die Elektroinstallationen vorgenommen werden. Gegenwärtig ist der pensionierte Lehrer Guido Dorn als ehrenamtlicher Mitarbeiter des Naturschutzzentrums damit beschäftigt, den Innenraum zu verschalen. Das hierzu benötigte Holz hat die Firma Carl Platz, Fertighausbau Saulgau, gestiftet. So kann der Raum auch für Vorträge und Sonderausstellungen genutzt werden. Für die Befestigung des Außenbereichs wurden dankenswerterweise Betonplatten von der Firma Alubau GmbH, Wilhelmsdorf-Esenhausen, kostenfrei zu Verfügung gestellt. Als letzte Arbeit folgte dann im Spätwinter das Fliesenlegen. Das Material hierzu entstammt einer Spende der Firma Stark, Baustoffhandlung in Aulendorf. Verläuft alles nach Plan, steht uns der Raum rechtzeitig zu Saisonbeginn zur Verfügung.

Eine wichtige Aufgabe für 1998 wird es sein, die Ausstattung für die pädagogische Arbeit zu ergänzen und zu verbessern. So wäre es dringend erforderlich, noch einige Binokulare und Mikroskope sowie andere Gerätschaften für biologische Untersuchungen anzuschaffen. Sach- und Geldspenden sind auch hierfür herzlich willkommen!

Durch den Bau des Sommerklassenzimmers erhält das Umweltbildungsangebot des Naturschutzzentrums eine wesentliche Aufwertung. Denkbar wäre auch eine Nutzung durch externe Veranstalter, z. B. für wissenschaftliche Exkursionen und Seminare von Universitäten und anderen Bildungseinrichtungen.

### *Umweltbildung und Öffentlichkeitsarbeit*

Insgesamt wurden im vergangenen Jahr 124 Führungen und andere Veranstaltungen durchgeführt. Etwa 3000 Besucherinnen und Besucher nutzten dieses Angebot. Mehr als 50 % davon waren Kinder und Jugendliche, was die Bedeutung des Naturschutzzentrums für die Umweltbildung junger Menschen deutlich macht.



Der «Deckel» ist drauf:  
das fertiggestellte  
«Sommerklassenzim-  
mer» des Naturschutz-  
zentrums Pfrunger-  
Burgweiler Ried im  
Januar 1998.



Für Schulen wurden mittels eines Informationsblattes an die Lehrerkollegien besondere Themenführungen angeboten: «Naturerlebnis Moor», «Naturerlebnis Tümpel, Bach und Weiher» sowie «Naturerlebnis Wald». Insgesamt nahmen 39 Schulklassen (= 864 Schülerinnen und Schüler) mit Begleitpersonen dieses Angebot wahr, wovon das «Naturerlebnis Moor» – den Örtlichkeiten entsprechend – am beliebtesten war. Darüber hinaus kamen acht Kindergartengruppen (208 Kinder) mit ihren Begleitpersonen zu Führungen. Zusätzlich fand ca. 14tägig ein Schülernachmittag statt.

Das Naturschutzzentrum ist an Sonn- und Feiertagen von 13.30 bis 17.00 Uhr geöffnet. Die Besucherzahlen schwanken – meist wetterabhängig – mehr oder weniger stark. Insgesamt wurden an Sonn- und Feiertagen 4136 Personen in der Ausstellung gezählt. Nicht erfasst werden können die Besucher, die nur die Außenanlagen und die Riedlehrpfade besichtigen. Der größte Besucherandrang war mit 250 gezählten Personen am 1. Mai 1997 zu verzeichnen.

#### *Sonderausstellungen*

Auch 1997 fanden wieder zwei Sonderausstellungen mit Fotos von Lothar Zier statt: vom 6. April bis 8. Juni «Frösche und Molche im Pfrunger-Burgweiler Ried» und vom 15. Juni bis 28. September «Libellen – geheimnisvolle Geschöpfe zwischen Wasser und Luft». Während der Amphibienausstellung wurden an den Sonn- und Feiertagen 1599 Besucherinnen und Besucher gezählt. 1074 Gäste besuchten in der Zeit der Libellenausstellung an Sonn- und Feiertagen das Naturschutzzentrum.

Als Höhepunkte des letztjährigen Programms können zwei Veranstaltungen genannt werden: Der «Tag in der

Steinzeit», der in Zusammenarbeit mit dem Pfahlbaumuseum Unteruhldingen und der Pädagogischen Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung (PAE) durchgeführt wurde, lockte 130 Kinder und Erwachsene an. Ein voller Erfolg war auch der Heimatabend «Wahre Geschichten vom Moor» im Gasthaus Kreuz in Zusammenarbeit mit der PAE im Rahmen der Landesliteraturtage. Ein ausführlicher Bericht war in Heft 97/4 zu lesen.

#### *Personalwechsel*

Im Oktober lief der befristete Arbeitsvertrag der hauptamtlichen Mitarbeiterin Antje Schnellbächer aus. Als neue Mitarbeiterin wurde – ebenfalls auf ABM-Basis – Pia Wilhelm eingestellt. Pia Wilhelm ist Diplom-Biologin, hat eine Zusatzqualifikation für Umweltschutz und Landschaftspflege sowie eine Ausbildung als Naturpädagogin. Sie arbeitete in verschiedenen wissenschaftlichen Projekten mit und konnte in ehrenamtlicher Arbeit und als Lehrbeauftragte in einer Grundschule Erfahrungen in der naturpädagogischen Arbeit mit Kindern und Erwachsenen sammeln.

#### *Jahresprogramm 1998*

Auch 1998 soll das vielfältige Programmangebot im Naturschutzzentrum Pfrunger-Burgweiler Ried fortgesetzt werden. Schwerpunkte werden wieder die Moorführungen (öffentlich und mit Voranmeldung) sowie naturpädagogische Veranstaltungen sein.

Am Sonntag, 7. Juni 1998, wird die Öffentlichkeit eingeladen, bei einem «Tag der offenen Tür» mit Führungen und

verschiedenen Aktivitäten die Arbeit des Naturschutzzentrums und vor allem das neue «Sommerklassenzimmer» kennenzulernen.

Geplant sind außerdem zwei Aktionstage für Kinder im Rahmen des «Ferienprogramms Oberer Linzgau» (sieben Gemeinden): Am 6. August 1998 gibt es bei einem «Ausflug in der Bronzezeit» wieder Gelegenheit zu Einblicken in das Leben unserer Vorfahren in der Frühgeschichte unserer Heimat. Die Veranstaltung wird unter der Leitung des Pfahlbaumuseums Unteruhldingen durchgeführt.

An einem «Tag auf dem Bauernhof», am 25. August, sollen die Kinder durch Mitarbeit auf einem Bauernhof bei Wilhelmsdorf Zugang zum Thema «Landwirtschaft und Naturschutz» bekommen. Hautnahe Kontakte zu den Tieren, Spiele und Verpflegung werden für den Spaß an der Aktion sorgen. Die Veranstaltung findet in Zusammenarbeit mit dem Landschaftserhaltungsverband Höchsten-Dornacher Ried statt.

Weiterhin sind Naturerlebnisveranstaltungen zu verschiedenen Lebensräumen, Tieren und Pflanzen geplant. Erstmals soll in diesem Jahr eine Kinder- und Jugendgruppe gegründet werden, um sich an der inzwischen bundesweiten Aktion «NaturTageBuch» zu beteiligen. Die jungen Naturforscher suchen sich zu Beginn des Jahres ein Stück Natur aus, das sie regelmäßig besuchen, und sollen dann die beobachteten Veränderungen im Jahresverlauf in ihrem ganz persönlichen Naturtagebuch festhalten und dokumentieren. Der Kreativität sind hierbei keine Grenzen gesetzt.

Fotoausstellung «Bäume in der Landschaft» mit Fotos von Lothar Zier vom 5. April bis 28. Juni 1998; Ausstellungseröffnung mit Naturerlebnisführung «Mein Freund, der Baum» am Sonntag, dem 5. April 1998, um 15.00 Uhr. «Rupfungen und Gewölle» (Rupfungen von Herbert Laubender, Gewölle verschiedener Herkunft) vom 19. Juli bis 27. September 1998; Ausstellungseröffnung am Sonntag, 19. Juli 1998, um 15.00 Uhr mit Naturerlebnisveranstaltung «Jäger und Gejagte».

#### Öffnungszeiten – Führungen mit Voranmeldung

Das Naturschutzzentrum ist täglich nach telefonischer Voranmeldung sowie an Sonn- und Feiertagen von 13.30 bis 17.00 Uhr geöffnet. Vom 1. Dezember 1998 bis zum 28. Februar 1999 ist das Naturschutzzentrum an Sonn- und Feiertagen geschlossen. Führungen und Besichtigung der Ausstellung sind nach Anmeldung auch in den Wintermonaten möglich. Der Eintritt ist frei.

Für Gruppen ab zehn Personen können Führungen durch die Ausstellung im Haus und über die Lehrpfade vereinbart werden.

Für Kinder und Jugendliche werden Naturerlebnisführungen mit Spielen und einfachen Experimenten angeboten. Die Lebensräume, die wir dabei genauer unter die Lupe nehmen, richten sich nach den Jahreszeiten und den Wünschen der Gruppe.

Dauer: Kleine Runde ca. 1 Stunde, große Runde ca. 2 Stunden.

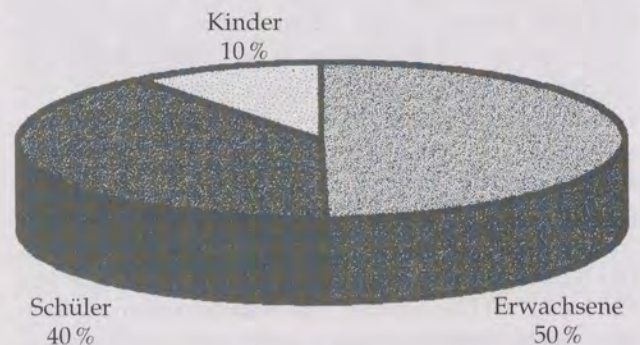
Kostenbeitrag: Erwachsene 4,- DM  
Kinder bis acht Jahre 2,- DM  
Kinder unter sechs Jahren frei  
Gruppen ab zehn Personen mindestens 50,- DM

Leitung: Lothar Zier, Oberförster a. D.  
Pia Wilhelm, Dipl.-Biologin und Naturpädagogin

Anmeldungen werden an Werktagen zwischen 9.00 und 16.00 Uhr unter der Telefonnummer (07503) 739 entgegengenommen. Außerhalb dieser Zeiten hinterlassen Sie bitte eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter oder per Fax (07503) 91495, wir rufen Sie dann gerne zurück. Bitte teilen Sie auch mit, ob Sie an bestimmten Themen interessiert sind.

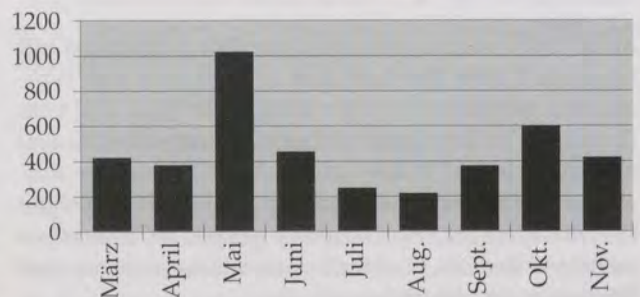
Das Gesamtprogramm kann beim Naturschutzzentrum, Riedweg 3, 88271 Wilhelmsdorf, und bei der Geschäftsstelle in Stuttgart angefordert werden.

**Besucher bei Führungen und Veranstaltungen 1997**  
(n = 2899)



Besucherszahlen bei Führungen und Veranstaltungen im Naturschutzzentrum in Wilhelmsdorf 1997.

**Besucherstatistik 1997**  
Sonn- und Feiertage



Besucherszahlen im Naturschutzzentrum 1997 an Sonn- und Feiertagen.

# Bedeutung von modernen Kulturdenkmalen aus Beton, ihre Restaurierung und Sanierung

Tagungsbericht «Bauwerke aus Eisenzement – Bauwerke aus Stahlbeton» am 10. November 1997 in Ulm

Beton, der wohl am häufigsten zur Anwendung gelangende Baustoff im 20. Jahrhundert, «ist auch nicht der Stein der Weisen». *Walter Schuhmacher*, Geschäftsführer der Südwest Zement GmbH und Leiter der Bauberatung Zement in Stuttgart, eröffnete mit diesen Worten gemeinsam mit *Martin Blümcke*, dem Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbundes, die gutbesuchte Veranstaltung «Kulturdenkmale aus Beton», am 10. November 1997 in den Räumen der ehemaligen Hochschule für Gestaltung (HfG) Ulm.

Über 100 Architekten, Stadtplaner, Handwerker und interessierte Bürger waren der Einladung des Schwäbischen Heimatbundes, des Landesdenkmalamtes, der Handwerkskammer Ulm und der Zementindustrie gefolgt. Auch an den Gebäuden der anfangs der 50er Jahre erbauten HfG auf dem oberen Kuhberg in Ulm zeigten sich nach 40 Jahren so erhebliche Schäden, daß eine Betonsanierung der Außenhaut notwendig wurde. Bei einem Rundgang um die Gebäude konnten die Teilnehmer der Tagung sich unter Führung des Architekten *Hochstrasser jun.* von dem Erfolg der durchgeführten Sanierungsmaßnahmen überzeugen.

Die anschließenden Referate befaßten sich mit den Problemen der Betonsanierung im allgemeinen und im besonderen am Beispiel der HfG.

Als erster erläuterte Architekt *Fred Hochstrasser* die Entstehungsgeschichte der international bekannten Hochschule für Gestaltung und die Betonsanierungsmaß-

nahmen, die mit einem Kostenaufwand von 360 000 DM (= 88 DM/m<sup>2</sup>/Betonfläche) im Jahr 1994 beendet werden konnten. Hochstrasser war einer der Mitarbeiter des 1994 verstorbenen Bildhauers, Architekten, Formgestalters und Malers *Max Bill*, der die Hochschule in der Tradition des Bauhauses in der Nachkriegszeit plante und baute.

«Warum steht die Hochschule für Gestaltung unter Denkmalschutz?». Diese Frage behandelte *Prof. Dr. Hubert Krins*, Leiter der Außenstelle des Landesdenkmalamtes in Tübingen, im anschließenden Referat, das einen weiten Bogen spannte: von den Anfängen der Hochschule bis zur Situation des heute als «Gesamtanlage» geschützten Ensembles. Im Rahmen dieses Tagungsberichts seien nur die wichtigsten Namen und Stationen erwähnt:

– *Inge Scholl* (Jahrg. 1917), Leiterin der 1946 eröffneten Volkshochschule in Ulm und Repräsentantin der unmittelbar nach dem Kriege einsetzenden gesellschaftlichen Strömungen, die die grundlegende demokratische Neuordnung der Lebensverhältnisse in Deutschland zum Ziel hatten,

– *Otl Aicher* (Jahrg. 1922) mit *Hans Werner Richter* und anderen, Gründer der freien Hochschule, deren Aufgabe es war, «eine demokratische Elite zu erziehen, die ein Gegengewicht gegen aufkommende nationalistische und reaktionäre Kräfte bildet»,

– *John McCloy*, amerikanischer Hochkommissar, der sich durch Inge Scholl von den Zielsetzungen der Gründer überzeugen ließ und die erforderlichen Entscheidungen herbeiführte,

– *Max Bill*, der ab 1950 an der Ausgestaltung des Programms für die HfG mitwirkte. Er hat maßgeblich dazu beigetragen, daß die ursprünglichen, primär politisch-innovativen Ziele hinter denen einer Hochschule für Gestaltung zurücktraten. Doch sind auch diese Ziele in einem allgemein geistig-kulturellen und politischen Kon-



Institutsgebäude der ehemaligen Hochschule für Gestaltung auf dem Ulmer Kuhberg, ein bereits unter Denkmalschutz stehender Bau aus der jüngsten Vergangenheit.

## Reiseprogramm

text eingebunden. Es ist dieser am treffendsten wohl als Aufbruchstimmung zu bezeichnende idealistische Elan, der, sozusagen als Geist hinter dem Denkmal, der HfG ihren besonderen Status in der kulturellen Nachkriegsgeschichte Deutschlands verleiht. Krins definierte fünf Bedeutungsebenen, die die HfG als Denkmal definiert:

- 1) Form und Gestalt der Anlage selbst,
- 2) der architekturgeschichtliche Rang,
- 3) die kunstgeschichtliche Bedeutung im Hinblick auf das von Max Bill aufgenommene neue Thema «konkrete Kunst»,
- 4) die HfG als Ort der Lehre und Forschung in der Tradition des Bauhauses und
- 5) im geistig-kulturellen Klima der Nachkriegszeit.

Walter Berger, Architekt, zuletzt zuständig für die Stadtbildgestaltung in Ulm, berichtete anhand von Lichtbildern über die Arbeit eines Stadtbildarchitekten in Ulm, das in den letzten Kriegsjahren schwer beschädigt wurde. Er stellte die Verbindung her zwischen der mittelalterlichen Stadt mit ihren Nachkriegsreparaturen und den peripher gelegenen Neubauten der HfG.

Über die naturwissenschaftlichen Probleme bei der Sanierung mineralischer Baustoffe berichtete Dr. Gabriele Grassegger von der Forschungs- und Materialprüfungsanstalt Baden-Württemberg in Stuttgart. Sie stellte anhand von Beispielen die Mechanismen vor, die den Beton zerstören. «Durch die Vielfalt der Materialien und der Angriffsmöglichkeiten können immer neue Kombinationen auftreten. Dies gilt besonders für die ältere Bausubstanz und den historischen Bereich. Deshalb muß jedes Bauwerk als Individuum neu untersucht werden.»

Karl Foos, Baudirektor i.R., gab einen Bericht über die Baugeschichte und die verschiedenen baulichen Sanierungsmaßnahmen, die Mitte der 70er Jahre einsetzten. Dazu gehörten neben der Betonsanierung vor allem auch die Erneuerung der Fenster und der Flachdächer. Für die veränderte Nutzung durch die Universität mit dem psychosozialen Zentrum waren Ein- und Umbauten nötig, die den 85jährigen Max Bill zu einer geharnischten Kritik veranlaßten. Allerdings wurde «das Gebäude mit großer Sorgfalt und mit großem Respekt vor dem Meister saniert», so Foos. Und das Ergebnis, wie es zu besichtigen war, gibt ihm offensichtlich recht.

Als letzter Referent behandelte Bernhard Gomm, Produktingenieur für Betonschutz und Betoninstandsetzung, den Oberflächenschutz unter Berücksichtigung optischer Gesichtspunkte.

Die anschließende Diskussion vertiefte offen gebliebene Einzelfragen, deren es je nach Art der Gebäudebeispiele viele gibt. Sie soll in der zweiten Jahreshälfte 1998 festgesetzt werden. Das Forum «Zukunft Bauen» wird sich dann wieder einem in Beton ausgeführten Beispiel in Württemberg an Ort und Stelle widmen. Nach den Erfahrungen, die in Ulm gemacht werden konnten, sind die Veranstalter sicher, daß das Thema «Betonbauten» noch lange nicht erschöpft ist, sondern daß im Gegenteil darin ein hoher Informationsbedarf besteht. Klaus Hoffmann (Die Referate liegen im Wortlaut in der Geschäftsstelle auf und können auf Anfrage zugeschickt werden.)

Nachfolgend finden Sie eine Übersicht über unsere Studienreisen und Tagesexkursionen im Frühjahr und Sommer 1998. Die ausführlichen Reisebeschreibungen und Informationen zu diesen und anderen Exkursionen enthält unsere Programmbroschüre 1998, die wir Ihnen und Ihren Freunden und Bekannten gerne kostenlos zusenden.

### Studienreisen

#### **Stätten der deutschen Klassik in Thüringen**

Montag, 20. April bis Sonntag, 26. April 1998

Führung: Dr. Friedrich Schmid

#### **Auf Stauferspuren im Nordelsaß**

Donnerstag, 11. Juni bis Sonntag, 14. Juni 1998

Führung: Manfred Akermann

#### **Finnland: Geheimnisvolles Karelien, unbekanntes Lappland, Helsinki Spezial**

Samstag, 20. Juni bis Freitag, 3. Juli 1998

Führung: Dr. Ernst-Otto und Ingeborg Luthardt

#### **Vulkane und Maare der Osteifel**

Samstag, 20. Juni bis Sonntag, 21. Juni 1998

Führung: Dr. Ulrich Maier-Harth

#### **Reichsstadt, Reichskartause, Reichsabtei: Memmingen, Buxheim und Rot an der Rot**

Samstag, 11. Juli bis Sonntag, 12. Juli 1998

Führung: Manfred Akermann

#### **Wanderungen zu stauferzeitlichen Burgen IX:**

##### **Burgen im Karstchaos der Oberen Donau**

Samstag, 18. Juli bis Sonntag, 19. Juli 1998

Führung: Dr. Raimund Waibel

##### **Das nördliche Hessen – kulturelles Herz Deutschlands**

Samstag, 25. Juli bis Sonntag, 2. August 1998

Führung: Michael Bayer

##### **Von Reval bis Nidden – Estland, Lettland und die Kurische Nehrung**

Sonntag, 16. August bis Sonntag, 30. August 1998

Führung: Prof. Dr. Albrecht Leuteritz

##### **Westtürkei: Stätten der Antike, der frühen Christenheit und des Osmanischen Reiches**

Dienstag, 1. September bis Freitag, 11. September 1998

Führung: Sibylle Setzler M.A. und Melek Tunca M.A.

### Tagesexkursionen

#### **Göppingen und das jüdische Museum in Jebenhausen**

Samstag, 28. März 1998

Führung: Dr. Ulrich Müller

#### **Auf den Spuren von Meinrad von Au II**

Donnerstag, 21. Mai 1998

Führung: Sibylle Setzler M.A.

#### **Entlang der Großen Lauter durch die Alb**

Mittwoch, 27. Mai 1998

Führung: Prof. Dr. Friedrich Weller

**FLÜGE NACH SÜDAMERIKA:**  
**INFO-TEL. 0711 / 23729-22**  
**FRAU BUCI BERÄT SIE GERNE!**

**SCHWABEN**  
*International*

**SHB-REISE-SPEZIAL**

**FERN-REISEN ZU MITGLIEDER-PREISEN**

**Flüge weltweit**

INFO: 0711-23729-24

**LUFTHANSA** EUROPA, USA / KANADA, AFRIKA, ASIEN, AUSTRALIEN,  
 CHINA, SÜDAMERIKA **AUF ANFRAGE**

**USA / Kanada**

INFO: 0711-23729-24

**SWISSAIR** CODE 501 ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE: A ► 01.02.-31.3.98

**PREISE AB:**

ATLANTA	A ► DM 870.-
NEW YORK, BOSTON	A ► DM 830.-
CHICAGO	A ► DM 830.-
CINCINNATI	A ► DM 870.-
PHILADELPHIA	A ► DM 870.-
WASHINGTON DC.	A ► DM 870.-
LOS ANGELES	A ► DM 1.000.-
MONTREAL, TORONTO	A ► DM 880.-

**DELTA AIRLINES** CODE 601 ab Frankf., Berlin, Hambg., München, Stuttg.

TERMINE: A ► 01.02.-26.03.98 / 13.04.-30.04.98  
 B ► 27.03.-12.04.98 / 01.05.-31.05.98

**PREISE AB:**

BOSTON, NEW YORK	A ► DM 800.-	B ► DM 940.-
WASHINGTON DC., BALTIMORE	A ► DM 830.-	B ► DM 980.-
CHICAGO	A ► DM 880.-	B ► DM 1.030.-
DETROIT	A ► DM 940.-	B ► DM 1.070.-
PHÖNIX	A ► DM 1.020.-	B ► DM 1.180.-
ALBUQUERQUE	A ► DM 980.-	B ► DM 1.210.-
PHILADELPHIA	A ► DM 800.-	B ► DM 1.040.-
PITTSBURGH	A ► DM 890.-	B ► DM 1.040.-
ATLANTA, CINCINNATI	A ► DM 890.-	B ► DM 1.070.-
FLORIDA	A ► DM 960.-	B ► DM 1.120.-
HOUSTON, MINNEAPOLIS, DALLAS	A ► DM 930.-	B ► DM 1.070.-
ST. LOUIS	A ► DM 960.-	B ► DM 1.120.-
DENVER, SALT LAKE CITY	A ► DM 1.070.-	B ► DM 1.210.-
LOS ANGELES, SAN FRANCISCO	A ► DM 1.030.-	B ► DM 1.180.-
MEXICO CITY	A ► DM 1.130.-	B ► DM 1.280.-
SEATTLE	A ► DM 1.030.-	B ► DM 1.180.-
HONOLULU	A ► DM 1.610.-	B ► DM 1.780.-

**Bitte erfragen Sie die Preise für nicht aufgeführte Destinationen.**

● Preise zuzüglich ca. DM 75.- Steuern/Geb. ● Mindestaufenth. 6 Tage / max. 180 Tage ● Kinderermäß. bis 2 Jahre 90%, 2-11 J. 50% ● Umbuch.- u. Stornogeb. DM 150.- p. P. ● Preisänd. vorbeh.

**SINGAPORE AIRLINES** CODE 618 ab Frankfurt

TERMINE: A ► 01.02.-12.04.98

NEW YORK A ► DM 680.-

● Preise zuzüglich ca. DM 70.- Steuern ● Mindestaufenthalt 3 Tage / max. 35 Tage ● Kinderermäßig. auf Anfrage ● Umbuchungs- u. Stornogeb. DM 150.- p. P. ● Preisänderungen vorbehalten

**Afrika**

INFO: 0711-23729-24

**SWISSAIR** CODE 501 ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE: A ► 01.02.-31.03.98

**PREISE AB:**

JOHANNESBURG, KAPSTADT	A ► DM 1.470.-
NAIROBI	A ► DM 1.220.-
	Preisänd. vorbeh.

**SOUTH AFRICAN AIRWAYS** CODE 083 ab Frankfurt, Düsseldorf, München

TERMINE: A ► 01.02.-26.03. / 25.06.- 15.08.98 B ► 27.03.-10.04. / 11.09.-21.11.98  
 C ► 11.04.-24.06. / 16.08.- 10.09.98

JOHANNESBURG, HARARE, KAPSTADT, WINDHOEK A ► DM 1.616.- B ► DM 1.816.- C ► DM 1.316.-  
 (Preis für Direktflug)

**Bitte erfragen Sie die Preise für nicht aufgeführte Destinationen.**

● Preise zuzüglich ca. DM 55.- Steuern ● Mindestaufenthalt 7 Tage / max. 3 Monate ● Kinderermäßigung: unter 2 Jahre 90%, Kinder- (2-11 Jahre) und Jugendermäßigung auf Anfrage ● Umbuchungs- und Stornogebühr DM 150.- pro Person ● Preisänderungen vorbehalten

**Asien / Australien / Neuseeland** INFO: 0711-23729-24

**SINGAPORE AIRLINES** CODE 618 ab Frankfurt

ASIEN: A ► 01.02.-12.04.98

BANGKOK	A ► DM 1.710.-
KUALA LUMPUR	A ► DM 1.510.-
MANILA	A ► DM 1.510.-
HONGKONG	A ► DM 1.710.-
SINGAPUR	A ► DM 1.460.-

AUSTRALIEN: ► TERMINE WIE ASIEN

SYDNEY, MELBOURNE, BRISBANE, DARWIN, ADELAIDE A ► DM 2.060.-

NEUSEELAND: ► TERMINE WIE ASIEN

AUCKLAND, CHRISTCHURCH A ► DM 2.460.-

● Kinderermäßigung a. Anfr. ● Kostenl. Stopover-Möglichkeit in Singapur auf dem Hin- und/oder Rückflug  
 ● Preiszuschil. für Business-Kl. a. Anfr. ● Umbuchungs- und Stornogeb. DM 150.- p. P. ● Preisänd. vorbeh.

**SWISSAIR** CODE 501 ab den meisten deutschen Flughäfen

ASIEN: A ► 01.02.-31.03.98

**PREISE AB:**

BANGKOK	A ► DM 1.370.-
SINGAPORE	A ► DM 1.420.-
PEKING	A ► DM 1.370.-
SHANGHAI	A ► DM 1.820.-
HONGKONG, MANILA	A ► DM 1.470.-
	Preisänd. vorbeh.

**Rundreise-Tickets USA** TERMINE U. PREISE auf Anfrage

**USA mit DELTA:** KURZFRISTIGE SONDERANGEBOTE auf Anfrage

## Ausstellungs- und Museumssonderfahrten

Für das 1. Halbjahr 1998 haben wir folgende Ausstellungs- und Museumssonderfahrten geplant. Bitte fordern Sie unser ausführliches Sonderprogramm an.

**Von der Romanik zur künstlerischen Avantgarde: Museum für Papier- und Buchkunst in Lenningen, Romanik und Gotik in Oberlenningen und Owen**  
Mittwoch, 25. März 1998 (Halbtagesfahrt)  
Führung: Dr. Raimund Waibel

**«Brueghel – Tradition und Fortschritt Pieter Bruegel d. Ä. – Pieter Breughel d. J. – Jan Brueghel d. Ä. Eine flämische Malerfamilie um 1600» Sonderausstellung im Kunsthistorischen Museum Wien** (mit Besuch der Ausstellungen «Monet, Matisse, Mirò. Das Auge des Sammlers» und «Henry Moore – eine Retrospektive zum 100. Geburtstag») Samstag, 28. März, bis Montag, 30. März 1998  
Führung: Sibylle Setzler M.A.

**«Paul Gauguin – Tahiti» Ausstellung in der Staatsgalerie Stuttgart**  
Freitag, 17. April 1998  
Führung: Mitarbeiter der Staatsgalerie

**«Lyonel Feininger – Die Zeichnungen und Aquarelle» Ausstellung in der Kunsthalle Tübingen**  
Freitag, 22. Mai 1998 (Halbtagesfahrt)  
Führung: Sibylle Setzler M.A.

**«Die Iberer» und «Die großen Sammlungen: Petit Palais, Paris» Ausstellungsfahrt nach Bonn**  
Samstag, 6. Juni, bis Sonntag, 7. Juni 1998  
Führung: Dr. Heribert Meurer

## 150 Jahre bürgerliche Revolution 1848/49

**Die Revolution 1848/49 in Baden – Karlsruhe und Rastatt**  
Samstag, 4. April 1998  
Führung: Dr. Uwe Schmidt

**Revolution an Blau und Donau**  
Samstag, 9. Mai 1998  
Führung: Dr. Uwe Schmidt

**«... weil die Freiheit in uns aufgewachsen ist!» Die Bauernaufstände in der Hohenlohe und im Odenwald im März 1848**  
Sonntag, 13. September 1998  
Führung: Dr. Raimund Waibel

## Blicke hinter die Kulissen der Denkmalpflege

In Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

**Bauhistorische Juwelen im Hegau**  
Mittwoch, 22. April 1998  
Führung: Dr. Raimund Waibel

**Kleinodien des Denkmalschutzpreises in Hohenlohe**  
Mittwoch, 13. Mai 1998  
Führung: Dr. Norbert Bongartz und Dieter Dziellak

**Schützen und erhalten oder bewußt zerstören? Die Archäologie im täglichen Konflikt**  
Mittwoch, 15. Juli 1998  
Führung: Dr. C. Sebastian Sommer

## Tagesexkursionen für unsere oberschwäbischen Mitglieder

In diesem Jahr möchten wir unseren Mitgliedern in Oberschwaben verstärkt die Gelegenheit geben, am Exkursionsprogramm des Schwäbischen Heimatbundes teilzunehmen. Aus diesem Grund haben wir zwei Reisen mit Abfahrtsorten in Oberschwaben speziell für unsere dortigen Mitglieder und Freunde konzipiert.

**Zum Albrauf zwischen Kocher und Ries**  
Mittwoch, 17. Juni 1998  
Führung: Prof. Dr. Friedrich Weller  
Abfahrtsorte: Ravensburg, Wangen, Leutkirch, Ulm

**Bebenhausen – ein Zisterzienserkloster und seine Klosterherrschaft**  
Samstag, 08. August 1998  
Führung: Dr. Alexandra Fessler  
Abfahrtsorte: Leutkirch, Wangen, Ravensburg, Biberach

## «Mitglieder werben Mitglieder» Gewinnen Sie einen Reisegutschein!

Auch 1998 führen wir unsere Aktion «Mitglieder werben Mitglieder» fort und hoffen, daß Sie in Ihrem Verwandten- und Bekanntenkreis, bei Kollegen und Freunden wieder kräftig für unseren Verein werben. Informationen über die Arbeit des Schwäbischen Heimatbundes im Naturschutz und in der Denkmalpflege, ein Probeheft der «Schwäbischen Heimat» sowie unser Veranstaltungsprogramm verschicken wir gerne kostenlos. Bitte senden Sie

uns Adressen zu, die wir dann mit dem entsprechenden Informationsmaterial bedienen können.

Ihr Engagement möchten wir wieder belohnen – Sie erhalten:  
einen Reisegutschein über DM 150,- bei Werbung ab drei neuen Mitgliedern,  
einen Reisegutschein über DM 300,- bei Werbung von fünf und mehr neuen Mitgliedern.  
Zudem verlosen wir unter allen Werbern: 10 Reisegutscheine im Wert von DM 100,- sowie 20 Beuroner Kunstkalender.

## Solitudeteilstrecke geht zurück an die Natur

(STN) Nostalgikern, denen schon bei der Erwähnung der früheren Solitude-Rennstrecke zwischen Leonberg und Stuttgart die Benzinschwaden in die Nase ziehen, müßten jetzt die Tränen kommen: Ein Teilstück der Solitudestrecke wird der Natur zurückgegeben. Der Tribut an die Natur ist die Konsequenz des Baus der Tank- und Rastanlage Sindelfinger Wald neben der nahen A 81. Weil dafür großflächig Wald geopfert wurde, muß ein Ersatz geschaffen werden. Die Autobahnplaner kamen dabei auf mehrere Ausgleichsvorhaben: Der bisherige Autobahnparkplatz Sommerhofen wurde geschlossen und rekultiviert. Jetzt wird der in Richtung Magstadt fließende Stelle-Graben aus seinem begradigten Bett befreit und in ein mäandrierendes Bächlein zurückverwandelt. Als drittes Ausgleichsvorhaben gilt die Rekultivierung des Solitude-Teilstücks zwischen dem Leonberger Stadtteil Warmbronn und dem Stuttgarter Teilort Büsnau.

«Wir müssen das lageweise abtragen», beschreibt Thomas Müller von der Bauleitung Stuttgart des Autobahnbetriebsamts Heilbronn das Prozedere. Insgesamt muß etwa ein halber Meter des alten Rennstreckenunterbaus entfernt werden, bis der gewachsene Boden wieder zum Vorschein kommt. Die Bitumenschicht wird wiederverwendet. «Teerhaltiges Material und die Schicht darunter», sagt Müller, «werden dagegen auf Hausmülldeponien mit Basisabdichtung transportiert und dort beim Wegebau verwendet.»

Das «Packmaterial», die auf dem gewachsenen Boden ruhende, etwa 20 bis 30 Zentimeter dicke Kalksandsteinschicht, wird ebenfalls abgetragen. Die Stadt Leonberg verwendet sie «für den Waldwegebau», wie Müller sagt. Wenn das alte Straßenmaterial vollständig entfernt ist, wird

die Landschaftswunde mit neuem Waldboden geschlossen.

Der Waldboden stammt vom Areal der Tank- und Rastanlage. 1998 können die neuen Bäume auf dem ehemaligen Solitude-Terrain gesetzt werden. Ohne Bepflanzung kosten die Rekultivierungsarbeiten etwa 300 000 Mark.

Auf das Solitude-Teilstück sind die auf Ausgleich erpichten Autobahnplaner gekommen, weil das von drei Straßen begrenzte Walddreieck beim Frauenkreuz als «ökologisch abgehängt» bewertet wurde. Warum also nicht einen Teil der Landesstraße 1188, das etwa 600 Meter lange, vom Frauenkreuz in Richtung Katzenbacher Hof führende Stück der alten Solitudestrecke, aufgeben, fragten sich die Planer. Das bisher isolierte Walddreieck hätte dann wieder Anschluß an den benachbarten Forst im Norden.

Umgekehrt wird den Autofahrern ein kleiner Umweg zugemutet. Wer in Richtung Büsnau fährt, muß künftig die Kreuzung bei der Autobahnunterführung nutzen. Seit die Fräsmaschinen den Solitude-Untergrund abtragen, muß die ampelgeregelte Kreuzung dort den gesamten Verkehr in Richtung Büsnau und in Richtung Sindelfingen/Magstadt bewältigen. Eine zweite Ampelanlage an der nahen Abzweigung nach Sindelfingen ist nach Protesten von Autofahrern wegen der Staus vorerst auf gelbes Blinklicht geschaltet worden.

## Gesucht: Werke von Christoph Friedrich Dörr

(PM) Für die Erstellung eines Werkverzeichnisses des Tübinger Universitätszeichenlehrers Christoph Friedrich Dörr (1782–1841) erbitte ich Hinweise auf Werke dieses Malers in Privatbesitz und Kunsthandel.

Stefanie Mnich, Ulrichstraße 18, 72072 Tübingen, Tel. (07071) 36 00 86

## «Traum-Glocke» für Stadtkirche Freudenstadt

(epd) Über ein geradezu «traumhaftes» Geläut wird die Stadtkirche Freudenstadt in absehbarer Zeit verfügen. Zu ihren derzeit vier Glocken kommt noch eine fünfte im Wert von 80 000 Mark hinzu. Das Geld dafür hat ein ungenannter Spender bereits bei der Kirchenpflege eingezahlt. Ihm hatte nachts geträumt, er solle eine Glocke mit tiefem Ton für die Stadtkirche spenden. Diese Eingebung setzte er sogleich in die Tat um. Für den Freudenstädter Dekan Bernhard Lang kam dies genau zur rechten Zeit: rund um die Stadtkirche, die dem Land Baden-Württemberg gehört, laufen im Hinblick auf die Gründung Freudenstadts im Jahr 1599 zur Zeit Renovierungsarbeiten. Dabei wurde auch das vierstimmige Geläut näher untersucht.

Der Glockensachverständige der Landeskirche stellte dabei schwere Fehler fest: die Kirche hatte bei der Zerstörung der Stadt unmittelbar vor Kriegsende schwer gelitten. Nach dem Wiederaufbau anfangs der 50er Jahre waren die Glocken unsachgemäß befestigt worden. Sie hängen in zu kleinen Feldern des Glockenstuhls, zwei an Holz- und zwei an Stahljochen. Jetzt müssen alle Klöppel ersetzt werden. Der Sachverständige entdeckte aber auch eine bisher leere Glockenstube. Wenn alle Glocken dorthin sachgerecht umgehängt würden, könnte Freudenstadt nach seiner Meinung eines der schönsten Geläute Süddeutschlands sein eigen nennen.

Dank der «traumhaften» Spende kommt zu den vier vorhandenen Glocken nun eine fünfte hinzu. Dekan Lang hat sich im neuen Gemeindebrief für alle Fälle danach erkundigt, ob noch jemand davon träume, eine Glocke zu spenden. In der neu entdeckten Glockenstube gebe es noch viel Platz.

## Die Ausgleichspflicht für Baugebiete bleibt

(LNV) Die naturschutzrechtliche Eingriffsregelung im Baurecht bleibt weiterhin in Kraft! Durch intensive Lobbyarbeit ist es dem LNV gelungen, einen Gesetzentwurf des FDP-geführten Wirtschaftsministeriums abzuwehren. Danach sollten die Gemeinden bis zum 31. Dezember 2000 nicht mehr verpflichtet sein, die naturschutzrechtliche Eingriffsregelung in der Bauleitplanung anzuwenden. Das einzige (zwar oft stumpfe, aber immerhin vorhandene) Naturschutzinstrument in der Bauleitplanung wäre dann weggefallen.

Beharrlich verdeutlichte der LNV die gravierenden Folgen eines Wegfalls der naturschutzrechtlichen Eingriffsregelung, nämlich u. a. ein weiter angeheizter ungezügelter Flächenverbrauch gerade auch in Ballungsgebieten, was ja auch seitens der Parlamentarier stets heftig beklagt wird. Neben Grünen und SPD, sowie Ministerin Staiblin lehnte schließlich auch die CDU-Fraktion den FDP-Vorstoß brüsk ab – das Wirtschaftsministerium wird seine Pläne nicht weiter verfolgen.

## Württembergischer Archäologiepreis 1997

In einer Feierstunde im Neuen Schloß in Stuttgart überreichte Wirtschaftsminister Dr. Walter Döring im Dezember vergangenen Jahres den Württembergischen Archäologiepreis 1997. Der Preis wird alljährlich von den württembergischen Volks- und Raiffeisenbanken vornehmlich an Laien verliehen, die sich um die archäologische Erforschung des Landes verdient machten.

Mit dem Unternehmer Reinhold Würth, dem Kaufmann Erwin Beck und dem Lehrer Jürgen Scheff wurden 1997 Bürger ausgezeichnet, die nicht nur durch archäologische Entdeckungen, sondern insbesondere auch durch die Vermittlung und Präsentation archäologischer Funde in der Öffentlichkeit Verdienste um die Archäologie erwarben. Jeder der



Wirtschaftsminister Dr. Walter Döring und Erwin Kuhn, Präsident des Württembergischen Volks- und Raiffeisenbankenverbandes, überreichen die Archäologiepreise 1997 an (von links) Erwin Beck, Jürgen Scheff und Reinhold Würth.

Preisträger erhielt aus den Händen von Wirtschaftsminister Döring eine Nachbildung der goldenen Schale aus dem Hochdorfer Keltengrab. Den Geldpreis von DM 10000,- teilten sich Erwin Beck und Jürgen Scheff.

Erwin Beck, Geschäftsführer einer mittelständischen Baufirma und langjähriges Mitglied des Schwäbischen Heimatbundes, darf als Begründer der Stadtarchäologie in Nürtingen gelten. Er hat zahllose Baugruben inspiziert, dem Landesdenkmalamt viele Hinweise auf archäologische Funde gegeben und Notbergungen durchgeführt. Vor allem aber wußte der Preisträger die Öffentlichkeit durch Zeitungsberichte, Vorträge und Führungen für die Archäologie zu begeistern und so andere Bürger als Mitarbeiter zu gewinnen, nicht zuletzt aus den Reihen der Ortsgruppe des Schwäbischen Heimatbundes in Nürtingen.

Wie Erwin Beck ist auch der zweite Preisträger, der Realschullehrer Jürgen Scheff aus Albstadt-Ebingen, ehrenamtlicher Beauftragter des Landesdenkmalamts. Seit über 15 Jahren unternahm Jürgen Scheff systematische Geländebegehungen, die zur Entdeckung zahlreicher Fundplätze und Geländedenkmale führten. Sein besonderes Interesse galt der Vermessung und Kartierung sämtlicher Grabhügel bei Truchteltingen-Winterlingen. Und nicht zuletzt darf die

archäologische Abteilung des «Museums im Kräuterkasten» in Ebingen als geistiges Kind Jürgen Scheffs gelten.

Der Unternehmer Reinhold Würth aus Künzelsau ist der erste aus der Hohenlohe stammende Preisträger des Archäologiepreises. Am Anfang der archäologischen «Karriere» Reinhold Würths stand die Eschelbacher Steige bei Waldenburg, eine in einen Berghang eingeschnittene mittelalterliche Straßenführung, die seine Aufmerksamkeit erregte und ihn veranlaßte, diese in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt zu vermessen und wissenschaftlich zu beschreiben. Die Archäologie ließ den Unternehmer seither nicht mehr los: Reinhold Würth förderte zahlreiche archäologische Projekte in Hohenlohe durch namhafte Zuschüsse und unterstützte eine Reihe bedeutender Ausstellungen im Lande finanziell – oder machte diese überhaupt erst möglich –, darunter die Ausstellungen «Kelten, Römer und Germanen» in Öhringen, «Ein Dorf der Steinzeit vor 7500 Jahren in Vaihingen an der Enz», «Goldene Jahrhunderte. Die Bronzezeit in Südwestdeutschland» und nicht zuletzt die letztjährige Landesausstellung «Die Alamannen»; Mäzenatentum im eigentlichen Sinne, mit dem Ziel, eine breite Öffentlichkeit über das archäologische Erbe der Heimat zu informieren.



## Waldschadensbericht – kein Signal zur Entwarnung

(STZ) Die Waldschäden in Baden-Württemberg haben sich in den vergangenen drei Jahren leicht verringert. War 1994 noch jeder vierte Baum deutlich geschädigt, so ist es heute nur noch jeder fünfte. Das geht aus dem jüngsten Waldschadensbericht hervor, den Landwirtschaftsministerin Gerdi Staiblin (CDU) vorgelegt hat. Trotz des Rückgangs sieht Staiblin allerdings «kein Signal zur Entwarnung». Da die Erholung gerade bei älteren Bäumen auf das günstige Wetter zurückzuführen sei, müsse noch mehr gegen Luftschadstoffe und saure Böden getan werden. Nach Angaben der Ministerin weist der Waldschadensbericht regional und artenspezifisch unterschiedliche Entwicklungen aus. Hauptschadensgebiet sei nach wie vor der Schwarzwald, während auf der Schwäbischen Alb die vitalsten Bäume registriert wurden. Bei den Baumarten habe sich die bisher am stärksten geschädigte Tanne deutlich erholt. Mit 40 Prozent am meisten von den Schäden betroffen seien nun die Eichen, deren Zustand sich kontinuierlich verschlechtert habe.

Für die vier größten Wuchsgebiete im Land – Schwarzwald, Neckarland, Schwäbische Alb und Oberschwaben – ergibt die Schadenserhebung laut Staiblin folgendes Bild: Im Schwarzwald weisen 24 Prozent der Waldfläche deutliche Schäden auf, im Vergleich zu 1994 eine Verbesserung um neun Prozent. Dies sei hauptsächlich auf die Erholung bei Fichten und Tannen zurückzuführen. Trotzdem bleibe die Tanne im Schwarzwald am meisten geschädigt. Die Fichte liege mit 21 Prozent deutlich geschädigter Fläche stark über dem Landesdurchschnitt dieser Baumart.

Leicht verschlechtert hat sich der Zustand des Waldes in Oberschwaben, wo 18 Prozent der Fläche geschädigt waren. Ursache seien die Schäden bei Fichten, die 19 Prozent der Fläche, vier mehr als bisher, umfaßten. Experten erklären die Zunahme mit dem harten Winter 1996/97: Unter der Last von Eis und Raureif hätten

sich viele Kronen gelichtet. An dritter Stelle folgt mit 16 Prozent geschädigter Waldfläche das Gebiet Neckarland. Durch eine Verbesserung um vier Prozentpunkte wurde dort wieder das Niveau von 1983 erreicht. Bei den Baumarten wurden dort große Unterschiede registriert: Während sich Fichte, Tanne und Buche erholten, stieg der Anteil der geschädigten Eichen. Die geringsten Schäden wies mit 14 Prozent die Schwäbische Alb auf. Dort geht es vor allem der Hauptbaumart, der Buche, wieder besser. Staiblin zog aus dem Bericht den Schluß, die Luftreinhaltepolitik müsse energisch fortgesetzt werden. Säure- und Stickstoffeinträge seien nach wie vor wesentliche «Stressfaktoren» für den Wald, da sie zur Versauerung der Böden und zu Ungleichgewichten im Nährstoffhaushalt führten. Wichtig sei außerdem der Aufbau stabiler, standortgerechter Mischbestände sowie die Kalkung der Böden. Dem Waldschadensbericht liegen Stichproben in einem vier mal vier Kilometer großen Netz zugrunde. Auf dieses Verfahren haben sich die Agrarminister der Länder verständigt. Im Land wurden an fast 800 Probepunkten im Juli und August 18000 Bäume erfaßt. Zwischen den Erhebungen alle drei Jahre wurden bisher noch zusätzlich weitmaschigere Stichproben ausgewertet. Auf diese Erhebung will Staiblin künftig verzichten, da sie «keine regional differenzierten Aussagen» erlaube. Sie kündigte eine entsprechende Initiative auf Bundesebene an.

## Harte Abfuhr für Fildermesse

(STZ) Auf völlige Ablehnung sind die jetzt vorgelegten Pläne für eine Fildermesse im Gemeinderat von Leinfelden-Echterdingen gestoßen. Vertreter aller Fraktionen – einschließlich jener, die bisher die Messe befürworteten – vermißten in dem von den Staatssekretären Horst Mehrländer und Wolfgang Rückert sowie Vertretern der Region in einer nichtöffentlichen Gemeinderatssitzung vorgestellten Konzept jegliche

Kompromißbereitschaft gegenüber der Anliegerkommune. Für die nahe Zukunft zeichnet sich dennoch ein Gespräch zwischen Ministerpräsident Erwin Teufel und Vertretern der Stadt Leinfelden-Echterdingen über die Messeplanung ab.

In der laut Wirtschaftsstaatssekretär Horst Mehrländer «sehr kontroversen» Debatte hatte Regionaldirektor Bernd Steinacher den Flächenbedarf für die geplanten vier Messehallen mit insgesamt 100.000 Quadratmeter Ausstellungsfläche auf 57 Hektar beziffert, weitere 24 Hektar sind den Planern zufolge für erforderliche Straßenbauprojekte und den Flughafenbahnhof veranschlagt. Für die geplante ICE-Station favorisieren die Messeplaner inzwischen einen Standort beim Flughafen; für einen Teil der Mehrkosten will dem Vernehmen nach die Flughafengesellschaft aufkommen. Im Bereich der Messe sind 7500 Stellplätze zuzüglich 1000 Park-and-ride-Plätze nördlich der A8 vorgesehen. Erschlossen werden soll das Areal durch drei Autobahn-Anschlußstellen, die den Planungen zufolge jeglichen zusätzlichen Verkehr von Leinfelden-Echterdingen fernhalten sollen.

Besonderen Unmut hat im Gemeinderat die Absicht der Planer ausgelöst, an der Gäubahntrasse entlang der seitherigen S-Bahn-Strecke festzuhalten. Der Lärmschutz soll durch eine zwei bis drei Meter hohe Mauer mitten durch den Ortskern der Flughafenstadt gewährleistet werden. Auf Kritik stieß ferner, daß für die Flughafenerweiterung unverändert 25 bis 30 Hektar Fläche vorgesehen sind, die, wie OB Fischer formuliert, «fast bis zum Echterdinger Kirchturm» reichen würden. Stuttgarter Gelände, meinen die Kritiker, werde in die Planungen nur am Rande einbezogen. Staatssekretär Horst Mehrländer erklärte nach der Sitzung, die Position Leinfelden-Echterdingens werde jetzt der Lenkungsgruppe für die Fildermesse-Planung vorgetragen.

## Im Land formieren sich die Pappelfreunde

(SA) Für die einen sind sie ein unverzichtbares «Leitbild» seit zwei Jahrhunderten, für die anderen bloß noch ein Auslaufmodell ohne Zukunft. Um das Schicksal der traditionellen Pappelreihen am Neckar ist inzwischen ein landesweiter Expertenstreit entbrannt. Jetzt soll das Problem durch einen runden Tisch gelöst werden, an dem Vertreter von rund 57 betroffenen Kommunen und vier Regionen sowie Gewässerbehörden bis hinauf zum Ministerium Ländlicher Raum über die Uferbepflanzung des Flusses diskutieren.

Zumindest für die städtischen Grünplaner aus Stuttgart, Esslingen, Heilbronn und Heidelberg gibt es keinen Zweifel. Pappeln müssen auch in Zukunft den Weg des Neckars durch Württemberg und Baden begleiten, weil unter anderem sonst «die Schönheit der gesamten Region ernsthaft bedroht» sei. Für Bundes- und Landesbehörden ist es allerdings nicht weniger klar, daß die bis zu vierzig Meter hohen Pappelgalerien an dem 371 Kilometer langen schwäbischen Nationalfluß verschwinden sollen. Die Fachleute beider Seiten sind jetzt erstmals bei einem Pappelsymposium in Heilbronn aufeinandergeprallt. In dem Treffen von fast fünf Dutzend Fachleuten sieht nicht nur der Heilbronner Baubürgermeister Ulrich Frey «eine Chance für eine erste kommunale Initiative quer durchs ganze Land». Auch zahlreiche Freunde des althergebrachten Landschaftsbildes im Neckartal blasen vor allem aus «Heimat- und Traditionsgefühl» zum Widerstand gegen die Staatsgewalt. Dabei geht es freilich nur teilweise um den Erhalt der Pappeln. Die Grünplaner der Städte Stuttgart, Esslingen, Heilbronn und Heidelberg sowie der Region Stuttgart haben nämlich ein grundsätzliches Konzept erarbeiten lassen, das sämtlichen Neckar-Kommunen zwischen Neckartenzlingen im Süden und Mannheim im Norden als «Ziel- und Leitplanung für die Gehölze am Neckarufer» dienen soll. «Das Konzept ist ein Anstoß, aus den Zufälligkeiten der letzten Jahre her-

auszukommen», sagt die Stuttgarter Landschaftsplanerin Inge Maass, die mit ihren Mitarbeitern insgesamt 225 Kilometer Neckarufer kartographiert hat. Nach Ansicht der Diplomingenieurin ist ein «sofortiges gemeinsames, überregional abgestimmtes Vorgehen notwendig», um eine »behutsame Weiterentwicklung des Neckarufers als der verbindenden Landschaftsstruktur in Baden-Württemberg» zu gewährleisten. Dabei soll insbesondere die Pappel «als neckarweite Leitbaumart verbindendes Element entlang dem gesamten Flußufer bleiben».

Ob das gelingt, ist allerdings fraglich. Schon seit Jahren werden überall am Neckar aus Sicherheitsgründen die morschen Hybridpappeln gefällt, die seit 1780 als «Galeriewälder» zum Windschutz und zur Holzgewinnung entlang dem Fluß gepflanzt worden sind. In den letzten dreißig Jahren wurde nicht mehr aufgeforstet, weil die Weichhölzer für Schifffahrt und Förster wertlos geworden sind. Jetzt müssen die zunehmend brüchigen Baum-Senioren allesamt weg, aber die Behörden wollen an ihrer Stelle keine Pappeln mehr dulden. Gutachter der Landesanstalt für Umweltschutz halten die Baumart für wenig nützlich, die Wasser- und Schifffahrtsämter halten sie sogar für gefährlich für die Sicherheit der Dämme. «Mir konnte niemand darlegen, warum unbedingt Pappeln gepflanzt werden müssen», machte in Heilbronn die Artenschutzreferentin Elsa Nickel auch den ablehnenden Standpunkt ihres Arbeitgebers, des Stuttgarter Ministeriums Ländlicher Raum, deutlich.

«Hinter dem Thema verbirgt sich viel Sprengstoff!» gesteht denn auch Hans-Peter Barz, Chef des Heilbronner Gartenamts und einer der Initiatoren des Pappelsymposiums. Er und seine Mitstreiter wollen sich deshalb noch lange nicht geschlagen geben. Jetzt fordern die Pappelfreunde ihre Widersacher zum weiteren Meinungsaustausch heraus. Eingeladen zum runden Tisch sind neben der Region Stuttgart sowie den Regionalverbänden Franken, Unterer Neckar und Neckar-Alb vor allem das Ministerium Ländlicher Raum, die Ge-

wässerdirektion Neckar und die Wasser- und Schifffahrtsämter Stuttgart und Heidelberg. Ob sie mitmachen werden, ist ungewiß. Immerhin haben die Behörden das Recht auf ihrer Seite. Laut Bundesnaturschutzgesetz dürfen die «gebietsfremden» Hybridpappeln schon seit zwei Jahrzehnten nur noch mit Ausnahmege-  
nehmigung neu gepflanzt werden.

## Symposium über die deutsche Revolution

(PM) Das Stadtarchiv Stuttgart veranstaltet am 6. März 1998 im Großen Sitzungssaal des Rathauses anlässlich des Jubiläums der Revolution 1848/49 ein öffentliches Symposium mit namhaften Wissenschaftlern. Es handelt sich nicht um einen Fachkongreß, Ziel ist es vielmehr, der interessierten Öffentlichkeit den aktuellen Stand der Forschung vorzustellen. Das Programm sieht folgende Referenten und Themen vor.

*Vormittags:*

Prof. Dr. Eberhard Jäckel (Stuttgart)

Einführung

Prof. Dr. Hartwig Brandt (Wuppertal)

Parlament und Revolution in

Württemberg

Dr. Michael Wettengel (Koblenz)

Das politische Vereinswesen und die Anfänge der Parteien

*Nachmittags:*

Prof. Dr. Carola Lipp (Göttingen)

Mikroprozesse politischer Mobilisierung. Zum Zusammenhang von lokaler Politik und politischer Petitionsbewegung

Dr. Stefan J. Dietrich (Tübingen)

Die christlichen Kirchen in Württemberg und die Revolution

Prof. Dr. Wolfram Siemann

(München)

Kommunikationsrevolution 1848/49:

Die Mobilisierung der Medien und der Öffentlichkeit

Prof. Dr. Dieter Langewiesche

(Tübingen/Erfurt)

Die deutsche Revolution 1848/49.

Die Veranstaltung ist sicherlich auch für die Mitglieder des Heimatbundes von Interesse und kann gleichsam als Einstimmung in die Exkursionen gelten.

# 900 Jahre Zisterzienser 1098–1998

## Vortragsreihe

Die Vorträge finden statt im „Casino“ der Landeskreditbank in Stuttgart, Friedrichstraße 24 (Eingang Schellingstraße).

Anfahrt: U 9 und U 14, Haltestelle „Keplerstraße“.

**Mittwoch, 4. März 1998, 19.00 Uhr:**

Prof. Dr. Ulrich Köpf, Tübingen:

„Ich bin die Chimäre meines Zeitalters“ – Bernhard von Clairvaux: der Asket zwischen Mystik und Politik.

Bernhard von Clairvaux prägte seine Epoche geistlich wie politisch: nach „innen“ als Theologe und Prediger, durch seine asketische Lebensform und „nach außen“, durch seine Rolle bei der Ausbreitung des Ordens und die Auseinandersetzung mit Cluny sowie als Kirchen- und Weltpolitiker.

**Mittwoch, 18. März 1998, 19.00 Uhr:**

Dr. Andreas Wilts, Donaueschingen:

Das stärkere Geschlecht – Frauen und Zisterzienser (Vortrag mit Lichtbildern).

Ein besonders spannendes Kapitel der zisterziensischen Geschichte: das Verhältnis der Mönche zu der religiösen Frauenbewegung.

**Mittwoch, 1. April 1998, 19.00 Uhr:**

Diözesankonservator Wolfgang Urban, Rottenburg:

„Wozu die unflätigen Affen, die wilden Löwen ...“ – Die Kunst der Zisterzienser (Vortrag mit Lichtbildern).

Die Kunst der Zisterzienser zwischen strengster Askese und bildnerischer Gestaltung einer mystischer Innerlichkeit.

**Dienstag, 7. April 1998, 19.00 Uhr:**

„Ora et labora“: 900 Jahre Spiritualität und tätige Arbeit – Die Zisterzienser heute.

Podiumsgespräch und Diskussion mit Abt Cassian Lauterer, Kloster Mehrerau, und Äbtissin Maria Assumpta Schenk, Kloster Seligenthal.

Moderation: Markus Henrich, Ephorus (Leiter) des Evangelischen Seminars im ehemaligen Zisterzienserkloster Maulbronn.

Nach einführenden Worten von Äbtissin Maria Assumpta und Abt Cassian Gespräch in Form einer „Talkshow“, in der sich zu gegebenem Zeitpunkt auch die Zuhörer zu Wort melden sollen, über die Frage der Aktualität der von Bernhard von Clairvaux geprägten Religiosität und ihrer modernen Ausprägung sowie der sich in „Gebet und Arbeit“, in Askese und tätiger Hinwendung zum Alltag ausdrückenden zisterziensischen Ordensideale. **Ausklang der Vortragsreihe mit Brezeln und Wein**

## Tagung und Reisen

### Spiritualität und Engagement – 900 Jahre Zisterzienserorden

Tagung in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie Bad Boll

Leitung: A. Esche M.A. und Prof. Dr. W. Setzler  
Freitag, 25. bis Sonntag, 27. September 1998

### Wasserkraft und Werkstätten: Die Zisterzienser als Unternehmer und Techniker

Führung: Dr. Hermann Diruf, Prof. Dr. Barbara Scholkmann und Dr. habil. Wolfgang Seidenspinner  
Samstag, 25. April 1998

### Auf den Spuren der Zisterzienser: Das landschaftliche Erbe der Abtei Ebrach im Steigerwald

Führung: Prof. Dr. Winfried Schenk  
Sonntag, 10. Mai 1998

### „Ora et labora!“ – Zisterzienserinnen heute. Besuch im Zisterzienserinnenkloster Lichtental

Führung: Claudia Neesen M.A.  
Freitag, 5. Juni 1998

### Cluniazenser und Zisterzienser in Burgund

Führung: Prof. Dr. Franz Quarthal  
Donnerstag, 16. bis Mittwoch, 22. Juli 1998

Für unsere Mitglieder und Freunde in Oberschwaben:

### Bebenhausen – ein Zisterzienserkloster und seine Klosterherrschaft

Führung: Dr. Alexandra Fesseler  
Samstag, 8. August

### Die Klosterherrschaft Bebenhausen

Führung: Prof. Dr. Wilfried Setzler  
Mittwoch, 12. August 1998

### Zisterzienser am Mittel- und Niederrhein

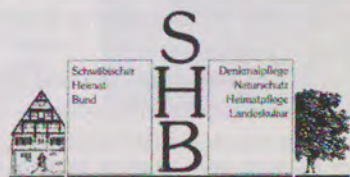
Führung: Wolfgang Urban  
Mittwoch, 26. bis Samstag, 29. August 1998

### Frauenklöster in Baden-Württemberg

Führung: Dr. Benigna Schönhagen und Prof. Dr. Wilfried Setzler  
Samstag, 17. bis Sonntag, 18. Oktober 1998



**L-BANK**  
Landeskreditbank Baden-Württemberg



Fordern Sie unser ausführliches Sonderprogramm „900 Jahre Zisterzienser“ an über Telefon 07 11 / 23 94 211

## Sitzen die Pfahlbauten bald auf dem Trockenen?

(STZ) Der wissenschaftliche Leiter des Pfahlbaumuseums Unteruhldingen, Gunter Schöbel, schlägt Alarm: Das seit 75 Jahren am dortigen Bodenseeufer stehende Pfahlbautendorf droht zu verlanden. In einigen Jahren könnten die auf Pfählen errichteten Rekonstruktionen der gut 5500 Jahre alten Steinzeitsiedlungen auf dem Trockenen stehen, wenn dieser Uferbereich noch mehr verbaut wird. Dies würde zum einen nicht mehr dem historischen Vorbild entsprechen. Zum anderen wären die Pfahlbauten dem Insektenbefall preisgegeben.

Anlaß für diese Befürchtungen ist eine von Schöbel angeregte Untersuchung des Mündungsbereiches der Seefelder Aach. Der Zufluß mündet, aus dem Hinterland um Salem kommend, zwischen der Klosterkirche Birnau, einem Naturschutzgebiet und dem angrenzenden Freilichtmuseum in den Bodensee. Der Geologe Marcus Schulz hat das Ausmaß der Verlandung im Bereich der Flußmündung erforscht. Die Aachmündung sei ein Beispiel für den negativen Einfluß des Menschen auf den Bodensee.

Die Gründe der zunehmenden Verlandung: Mitte der 70er Jahre wurde die Seefelder Aach kurz vor der Mündung begradigt und im See verbaut – zum Schutz vor Hochwasser. Anfang der 80er Jahre wurde nochmals begradigt und das Flußbett in der Bodenseemündung vertieft. 1984 hat man vor dem angrenzenden Naturschutzgebiet einen Schutzzaun errichtet, um den Schilfgürtel zu retten. Selbst diese Bemühungen zum Schutze der das Gewässer selbst reinigenden Flachwasserzone könnten sich negativ auswirken und zur langsamen Verlandung des Bereiches führen, heißt es jetzt.

So hat sich zwischen 1995 und 1996 – offenbar durch Sturmeflüsse – eine aus Kies bestehende Landzunge gebildet. Vor 8000 Jahren, so Schöbel, habe der Uferbereich dagegen noch zwei Kilometer hinter der heutigen Linie gelegen.

## Freilichtmuseen in Geldnot

(swp) Die Sparpolitik des Landes zwingt die Freilichtmuseen zu personellen Konsequenzen. Das hohlenlohisches Museum Wackershofen entläßt seinen Bautrup.

Das mit mehr als 50 Gebäuden größte Museumsdorf im Land kann acht Mitarbeiter nicht mehr bezahlen. Ihnen solle im Sommer 1998 gekündigt werden, sagte der Biberacher Landrat Peter Schneider, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der regionalen ländlichen Freilichtmuseen Baden-Württembergs. Grund ist die Zuschußpolitik des Landes.

In den besten Jahren überwies das Kunstministerium acht Millionen Mark im Jahr an die sieben Museen. 1996 wurde der Betrag auf 3,6 Millionen Mark gekürzt. Im laufenden Jahr zahlte das Land lediglich noch 1,8 Millionen Mark. Befürchtet wird, daß das Land weiter streicht. Dann aber befürchtet der CDU-Politiker, «daß wir raus müssen aus der Geschichte». Der Trägerverein des Odenwälder Freilandmuseums Gottersdorf hat bereits beschlossen, sich zurückzuziehen, wenn der Landeszuschuß ein weiteres Mal beschnitten wird.

Einen neuen finanziellen Aderlaß durch eine Erhöhung der Eintrittspreise auszugleichen, hält Schneider für ausgeschlossen. Zur Zeit werden zwischen fünf und neun Mark verlangt. «Da können wir nicht mehr herauskitzeln», sagt er. Schon in diesem Jahr verbuchten die sieben Museen einen Rückgang von 720 000 auf 680 000 Besucher. Die Baisse im Tourismus bekam insbesondere das Schwarzwälder Freilichtmuseum Gutach/Vogtsbauernhof zu spüren. Das Museum blieb zwar Spitzenreiter mit 303 000 Besuchern, registrierte jedoch ein Minus von zwölf Prozent. Die Finanznot hindert die Museen daran, ihre Attraktivität zu steigern. Allein Beuren im Kreis Esslingen hat sieben Häuser magaziniert, darunter ein Doppelwohnhaus aus Öschelbronn und ein Armenhaus aus Echterdingen. Museumsleiterin Steffi Cornelius rechnet nicht damit, daß diese wertvollen Häuser bald präsentiert werden können.

## Neuer Besitzer saniert alte Vogtei

(STN) Ihren volkstümlichen Namen verdankt die alte Vogtei in Stuttgart-Weilimdorf einem prächtigen Lindenbaum, der einst vor dem Gebäude in der Ortsmitte stand. Seine unteren Äste sollen so gewaltig gewesen sein, daß man zu Festzeiten einen Bretterboden über sie legte und als Tanzfläche nutzte.

Seitdem wird das aus dem 18. Jahrhundert stammende Gebäude «die Linde» genannt. Der namensgebende Baum allerdings ist längst gefallen, statt dessen wächst nun eine Kastanie vor dem dreistöckigen Gebäude in die Höhe.

Etwa ein Jahr haben die Verhandlungen zwischen dem neuen Besitzer, dem Stuttgarter Rechtsanwalt Jochen Werner, der Stadt und dem Landesdenkmalamt über die Instandsetzung der Linde gedauert.

Das als Wohnhaus eines Vogts der Universität Tübingen im Jahre 1786 errichtete Gebäude zählt nämlich zu den bedeutenden Kulturdenkmälern des Großraums Stuttgart. «Bei der Linde sind ungewöhnlich viele originale Baudetails noch vorhanden», sagt der Kulturhistoriker Norbert Bongartz vom Landesdenkmalamt.

So stammten zum Teil die Türen, Fenster, Wandvertäfelungen und eine historische Treppe noch aus dem 18. Jahrhundert. Besonders erhaltenswert sei daneben eine alte Mostpresse und der barocke Dachstuhl. Das Landesdenkmalamt verlangte deshalb vom Bauherrn, daß bei der Sanierung des Daches nicht ganze Sparren ausgetauscht werden, sondern lediglich das beschädigte Holz ausgeschnitten wird.

Vor einem Jahr hat Jochen Hermann die alte Vogtei von der Familie Stai-ger, die das Haus jahrzehntelang bewohnte, erworben. «Ich liebe das Ambiente von alten Gemäuern», sagt er. Der Dinkelsbühler, der seit anderthalb Jahren in der Landeshauptstadt lebt, hatte die Linde im Denkmalprospekt des Regierungspräsidiums entdeckt. Jetzt hofft der Rechtsanwalt, daß er mit seiner Familie Ende nächsten Jahres in das renovierte Haus einziehen kann.



**Welcome.  
Willkommen oder  
Wenns obedengt sei  
muß no kommet Se  
hald rei**

Ist es ein Notizbuch, eine schwäbische Charakterstudie oder ein Fotokunstband? Auf jeden Fall ein Kuriositätenkabinett mit Brezelinsel, Ur-Porsche, fünfgängigen schwäbischen Menüs und Kraut-Modell. Für Reischmeckete, Auswärtige und Eingeborene. 160 S., zahlreiche Abb., 17,5 x 24,5 cm, geb., unv. Preis DM 48,-

**M. Krüger:  
Von Klimmzügen,  
Aufschwüngen und  
Riesenwellen**  
Vor 150 Jahren schlossen sich in Württemberg die ersten Turnvereine zum Schwäbischen Turnerbund zusammen. Die Turner übten sich nicht nur im Turnen, sondern kämpften auch in der Revolution von 1848 für Freiheit und Bürgerrechte. 216 S., 85 Abb., 23,5 x 21,5 cm, kart., DM 29,80. Erscheint im März 1998.



**Aktuelles aus Schwaben:  
rechteckig,  
lehrreich,  
lustig!**



In der Kürze liegt die Würze: Merkwürdiges und Abstruses, regional Einschneidendes und Weltbewegendes – eine einmalige Mischung von Unterhaltung und Landesgeschichte. 160 S., 26 Abb., 12 x 19 cm, kart., DM 19,80.



22 kurze Stücke von übermütig bis melancholisch für zwei bis sechs Laienspieler. 160 S., 13,5 x 20,5 cm, geb., DM 32,-

**U. C. Berger: Die Feste des Herzogs  
Carl Eugen von Württemberg**  
Die raffiniert inszenierten Geburtstagsfeste und die originellen »Venezianischen Messen« des Herzogs vermitteln ein eindrucksvolles Bild der sinnlich-verklärten Welt des Rokoko. 220 S., 90 Abb., 17,5 x 25 cm, geb., DM 39,80.

**Häberle & Pfeleiderer  
(Willi Reichert und Oscar Heiler):  
So, so – ja, ja ...**  
Historische Originalaufnahmen:  
Die Friedenskonferenz – Der Zeuge  
Auf der Neckarbrücke – Am Postschalter  
Die andere Hälfte.  
CD, unv. Preis DM 36,-



Vor 20 Jahren floh Sergio Vesely aus Chile, der »Hinterwelt«. Ein Sänger und Gitarrist fand in Schwaben Asyl; auf zahlreichen Tourneen lernte er Land und Leute kennen. Die Widersprüche dieses Kennenlernens gipfelten in einem Experiment, das rundum glückte: der Vertonung deutscher und insbesondere schwäbischer Dichter.

**Notizen vor Tagesanbruch**  
Sechzehn Gedichte des Ulmer Autors Urs M. Fichtner. Eine sensible Auseinandersetzung mit Recht, Würde und Identität des Menschen. CD, unv. Preis DM 36,-

**Alles Goethe, oder was?!**  
Mal witzig, mal pathetisch; mal lieblich, mal provozierend. Von Goethe bis Brecht, von Heine bis Kästner. CD, unv. Preis DM 36,-

**Schwabenserenade**  
Hier paaren sich Walzer, Latin, Tango mit Mörike, Hesse, Vischer, Hauff, Kerner, Schubart ...: eine wundersame schwäbisch-chilenische Begegnung. CD, unv. Preis DM 36,-



Ich bestelle über die Buchhandlung \_\_\_\_\_

- Ex. Welcome
- Ex. Die Feste des Herzogs ...
- Ex. Versprecha ond versprocha
- Ex. CD Häberle & Pfeleiderer
- Ex. CD Alles Goethe ...

- Ex. Von Klimmzügen ...
- Ex. Damals hierzuland
- Ex. CD Notizen ...
- Ex. CD Schwabenserenade

**Silberburg-Verlag**  
Schönbuchstraße 48 · 72074 Tübingen  
Tel (0 70 71) 61 08 90 · Fax (0 70 71) 61 08 93

## Im neuen Badnerlied schwabenfeindliche Töne

(SZ) Das Badnerlied, das dank eines Fußballvereins eine Renaissance erlebt, gerät angesichts der nahenden Feiern zum Gedenken der Revolution von 1848/49 in die Diskussion: Reaktionäre Verse werden ihm vorgeworfen – und «Neudichtungen» sind geprägt von antischwäbischen Ausfällen.

«In Sipplingen das Seepumpwerk,  
da pumpt man Wasser raus./ Wir  
Badner seichen fröhlich rein,/ die  
Schwaben saufens 's aus/ ...Drum  
grüß ich dich, mein Badner Land».  
Diese Strophe wurde jüngst auf einem  
Freiburger Markt einem «Ur-Badener»  
als Ergänzung der zuvor gesungenen  
offiziellen Version des «Badnerlieds»  
dargebracht und mit offensichtlich hämischer  
Freude von dem in Freiburg und Umgebung  
in mehr als 100000 Auflage kostenlos  
verteilten Anzeigenblatt «Freiburger  
Stadtkurier» gedruckt und unters Volk  
gebracht. Dieser Vorgang zeigt symptomatisch,  
daß das Lied in den vergangenen Jahren  
eine «Auferstehung» erlebt hat. Und jetzt  
ist es dabei, einen Meinungsstreit zu entfachen.

Die Diskussion ausgelöst hat die Sportillustrierte «Hatrick». Sie warf die Frage auf, ob angesichts der Feiern zur bürgerlichen Revolution vor 150 Jahren – eines der Hauptzentren war Baden – dieses Lied nicht fragwürdig geworden sei, eine falsche Tradition widerspiegele und für das «reaktionäre, aristokratische Baden» stehe. Hingewiesen wird dabei u.a. auf den «offiziellen» Vers «In Karlsruhe' steht die Residenz / In Mannheim die Fabrik / In Rastatt ist die Festung / Und das ist Badens Glück». Gerade in dieser (übrigens längst schon geschleiften) Festung hatten sich 1849 die letzten Kämpfer der bürgerlich-demokratischen Revolution verschanzt und wurden von den vom Großherzog herbeigerufenen Preußen besiegt. Es folgte eine ganze Anzahl standrechtlicher Erschießungen. Die damalige Stimmung großer Teile der badischen Bevölkerung schildert das zu seiner Zeit verbreitete Wiegenlied: «Leis,

Kind, leis / Da draußen geht der Preuß / Deinen Vater hat er umgebracht / Deine Mutter hat er arm gemacht ...»

Ungeachtet dessen wurde das Badnerlied Ende des 19. Jahrhunderts populär, und den Zeitläuften entsprechend wurden immer wieder neue Strophen hinzugedichtet. Zunehmend gab es Spitzzen gegen die nicht sehr geliebten Schwaben. Als in den 70er Jahren sich eine Koalition aus konservativ-bodenständigen Bauern, Winzern und Bürgern mit Grünen und Atomgegnern gegen den Bau eines Kernkraftwerkes in Wyhl bildete, dichtete auf die Melodie des Liedes der Liedermacher Walter Moßmann: «In Stuttgart ist die Residenz / in Stammheim ist der Knast / In Göppingen die Garnison / Und das ist Badens Last». Alle mit Abscheu genannten Orte liegen in Württemberg. Der heftigste Verfechter des KKW, der damalige Regierungschef Hans-Karl Filbinger («Ohne Wyhl gehen im Südwesten die Lichter aus»), allerdings war und ist ein Badener.

Zwischendurch hörte man die «Hymne» kaum noch. Viele Einwohner kannten den Text gar nicht mehr. Daß nun vor viereinhalb Jahren die holprigen Verse eine Renaissance erlebten (und jetzt eine Sportillustrierte den Streit anfachte), ist auf den ersten Blick überraschend, aber folgerichtig. Es ist ein «Verdienst» des damaligen Aufstiegs des SC Freiburg in die 1. Fußball-Bundesliga. Seit diesen Tagen ertönt (auch heute noch nach dem Abstieg in die 2. Liga) das Lied zehn Minuten vor jedem Spiel im Dreisam-Stadion, abgespielt vom Tonband und von Lautsprechern übertragen, und nach Ende des Spiels nochmals, vorausgesetzt, der SC hat gewonnen. Der Karlsruher SC macht das inzwischen nach. Natürlich singen Zuschauer mit: «Das schönste Land in Deutschlands Gau'n / das ist mein Badner Land, / es ist so herrlich anzuschau'n / und ruht in Gottes Hand / Drum Grüß ich dich, mein Badner Land. / Ein Badner möcht ich sein ...» Daß allerdings über 70 Prozent der Zuschauer mit-singen, wie eine Meinungsumfrage wissen will, wird von Augen- und

Ohrenzeugen im Stadion bezweifelt. Der Text muß auch jedesmal auf der großen Anzeigentafel erscheinen.

Immerhin ist das Lied dadurch wieder populär geworden. Und hat eben die jetzige Auseinandersetzung ausgelöst, an der sich u.a. Historiker, Publizisten und Kunstschaffende beteiligen. Gegenüber «Hatrick» kündete der Historiker Alfred Georg Frei an – er bereitet für das Badische Landesmuseum Karlsruhe die Ausstellung «1848/49 – Revolution der deutschen Demokraten in Baden» vor –, er wolle dieses Jubiläum auch zur Diskussion «über die fragwürdige Bedeutung des Badnerliedes nutzen», das eine Vergangenheit verklärt, wie es sie so schon gar nicht gab.

Ob solche Diskussionen Auswirkungen haben werden, ist mehr als zweifelhaft. Das Lied wird wohl weiter Furore machen, zumindest in den Fußballstadien. Und an einigen Stammtischen werden weitere Verse wie der folgende entstehen und von der und jener Gazette verbreitet werden: «In Konstanz ist der Rhein noch blau, / in Mannheim ist er grau. / Da fließt jetzt auch der Neckar rein, / die alte Schwabensau». Da aber nur eine Minderheit aus tiefer Überzeugung solches singt und «verinnerlicht», wie man neudeutsch sagt, ist es wohl nicht schlimm, wenn die jetzt begonnene Diskussion ohne sicht- und hörbare Wirkung wieder einschlafen sollte. Immerhin: «Es ist einen Versuch wert», meint der Historiker Frei.

## Teufel will kein Museum im Neuen Schloß

(STZ) Der Idee, im Neuen Schloß zu Stuttgart ein Museum einzurichten, hat Baden-Württembergs Regierungschef Erwin Teufel am 11. Dezember 1997 zwar humorige Seiten abgewonnen, aber gleichwohl eine klare Absage erteilt. Halbwegs amüsieren mochte Teufel sich bei einer Pressekonferenz noch darüber, daß das Projekt von den immer gleichen Befürwortern alle paar Jahre wiederbelebt und von den immer gleichen Gegnern mit den immer gleichen Ar-

gumenten zurückgewiesen wird. Der Ministerpräsident hält es mit den Gegnern und verweist auf die leeren Landeskassen. «Ich möchte mal wissen, wo in der jetzigen Zeit das Geld für den Bau von zwei neuen Ministerien herkommen soll», sagte Teufel. Immerhin müßten zugunsten des Museums im Schloß Finanz- und Kultusminister ihr Domizil räumen. Teufel sprach sich, ohne freilich einen konkreten Zeitpunkt zu nennen, dafür aus, statt dessen der Staatsgalerie «so bald wie möglich» einen Anbau zu verschaffen. Dieser könnte für dreißig Millionen Mark realisiert werden und mache die Staatsgalerie bei Wechsausstellungen konkurrenzfähig mit anderen Museen. Einem Haus für Gegenwartskunst in der Landeshauptstadt wolle er nicht für alle Zukunft eine Absage erteilen, betonte Teufel. Im Rahmen von Stuttgart 21 könne man darüber vielleicht neu nachdenken.

### Brettener Melanchthonhaus hat einen neuen Leiter

(BNN) Der Brettener Gemeinderat hat Günter Frank zum Nachfolger des scheidenden Melanchthonhauskustos Stefan Rhein bestimmt. Der 41jährige Frank gilt unter Fachleuten als einer der besten Melanchthonkenner. Er hat in Oltarzew/Warschau und in Erfurt studiert. Von 1986 bis 1990 war er Assistent am Philosophischen Lehrstuhl der Universität Erfurt. In der Zeit zwischen 1984 und 1995 war er teilweise auch beim Bischöflichen Amt in Erfurt-Meinungen tätig. 1994 wurde er mit seiner Arbeit «Die Philosophische Theologie Philipp Melanchthons» promoviert.

Stefan Rhein, der mehr als neun Jahre das Melanchthonhaus leitete, wurde in der gleichen Gemeinderatssitzung verabschiedet. Das Gremium und Oberbürgermeister Paul Metzger würdigten die ausgezeichnete Arbeit, die Rhein während dieser Jahre in Bretten geleistet hat.

### Württembergische M.d.L.'s im biografischen Handbuch

(PM) Die Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg (Stuttgart) hat im Oktober 1997 das Projekt eines «Biographischen Handbuchs der Württembergischen Landtagsabgeordneten 1815/19 bis 1933» in Angriff genommen. Bearbeiter ist Dr. Frank Raberg, M. A. Die Biographien aller (ca. 2150) Mitglieder des Württembergischen Landtags – d.h. bis 1918 die Angehörigen der «Kammer der Standesherren» (oder I. Kammer) und der «Kammer der Abgeordneten» (oder II. Kammer) – in der Zeit von 1815/19 (Ständeversammlungen zur Beratung der Verfassungsentwürfe des Königreichs Württemberg) bis 1933 (Gleichschaltung und Auflösung des Landtags durch die NS-Reichsregierung) sollen im Rahmen dieses Handbuchs dokumentiert werden. Angabe von Quellen und Literatur zu jedem Abgeordneten, soweit vorhanden. Nach Abschluß der Arbeiten wird damit ein umfassendes biographisches Informationstableau zur weiteren Erforschung der politischen und parlamentarischen Entwicklung Württembergs im Erhebungszeitraum bereitgestellt werden. Das Fehlen biographischer Informationen zu den Landtagsabgeordneten war in jüngster Vergangenheit verstärkt und über die Fachkreise hinaus beklagt worden. Zahlreiche Mitglieder des Landtags spielten auf nahezu allen Ebenen des öffentlichen Lebens Württembergs im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine herausragende Rolle. Vielfach ist nur noch wenig über sie in Erfahrung zu bringen; oft mußte man sich bisher mit Nachrufen in den Zeitungen begnügen. Mittels umfassender Auswertung der zugänglichen Zeitungen, der Bestände in den Staats-, Kreis- und Stadtarchiven sowie Anfragen bei den Pfarrämtern und Einwohnermeldeämtern des Landes soll ein möglichst hoher Dokumentationsstand erreicht werden.

Zu diesem Zweck erbittet der Bearbeiter die Mithilfe insbesondere von Nachfahren ehemaliger Abgeordne-

ter, ggfs. vorhandene einschlägige im Privatbesitz befindliche Materialien (in erster Linie Fotos, Briefe, Tagebücher) zu melden und damit die Projektarbeit zu unterstützen.

Adresse: Dr. Frank Raberg, Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Eugenstr. 7, 70182 Stuttgart, Tel. (07 11) 2 12-42 65.

### «Neue Forschungen zu alten Techniken»

Die Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern lädt zu der oben genannten Vortragsreihe ein.

Donnerstag, 5. März 1998:

Prof. Dr. Gerhard Zimmer, Antikensammlung Staatliche Museen zu Berlin (SMPK): Die Werkstatt des Eubulos – Mit experimenteller Archäologie auf den Spuren griechischer Bronzezießer.

Donnerstag, 12. März 1998:

Dr. Wolfgang Czysz, Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege: Scherben, Scherben, Scherben. – Archäologie des Keramikhandwerks von der Antike bis in die Neuzeit.

Donnerstag, 26. März 1998:

Prof. Dr. Hans-Gerd Bachmann, Universität Frankfurt: Vom Erz zum Metall – vom Metall zum Artefakt: Zur Kenntnis früher Metallgewinnungsverfahren.

Donnerstag, 23. April 1998:

Dr. Johanna Banck-Burgess, Universität Freiburg: Meisterwerke des ur- und frühgeschichtlichen Textilhandwerks.

Beginn: Jeweils 19.00 Uhr im Linden-Museum Stuttgart, Wanner-Saal, Hegelplatz 1, 70174 Stuttgart (U 9, U 14, Bus 40, 42, 43). Unkostenbeitrag: DM 5,- / 3,-.

Weitere Informationen erhalten Sie bei der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern e.V., Silberburgstr. 193, 70178 Stuttgart, Tel. (07 11) 1 69 47 41, Fax (07 11) 1 69 47 07.

## In Böblingen ist die Luft besonders dick

(STZ) Eine «deutliche Verbesserung der Luftsituation im Großraum Stuttgart» hat eine 1996 im Auftrag des baden-württembergischen Verkehrsministeriums erstellte Studie zur Luftreinhalteung ermittelt. Flächendeckend wurden Rückgänge bei den klassischen Luftschadstoffen wie Schwefeldioxyd, Kohlenmonoxyd und Stäuben verzeichnet. Entgegen des Trends wurden jedoch im Ballungsraum Böblingen/Sindelfingen für das hauptsächlich auf den Kraftfahrzeugverkehr zurückzuführende Stickstoffoxyd steigende Werte registriert. Dies schlägt sich wiederum in einer signifikanten Erhöhung der Ozonwerte nieder. Die Luft in Böblingen und Sindelfingen ist die schlechteste im Untersuchungsgebiet, gefolgt von Stuttgart, Esslingen auf Rang zehn und Ludwigsburg. Mit Schönaich heben sich die beiden Automobilstädte Böblingen und Sindelfingen auch noch durch die höchsten Konzentrationen an krebserregendem Benzol von ihren Nachbarn ab. Die Analyse der an rund 900 Stellen analysierten Luft hat aber auch ergeben, daß die bis Juli 1998 geltenden Grenzwerte lediglich an einzelnen Meßpunkten, nicht aber flächendeckend überschritten wurden.

Mehr als 200 000 Fahrzeuge sind täglich im Landkreis Böblingen auf der A8 und der A81 unterwegs – Tendenz steigend. Weitere 45 000 Autos pro Tag quälen sich über den Elbenplatz in Böblingens Innenstadt. Die Luftverschmutzung dort, vor allem durch Benzol und Ozon, könne nicht einmal Stuttgart übertreffen, hat die Gesellschaft für Umweltmessungen und -erhebungen (Umeg) Karlsruhe festgestellt. Sie kontrollierte mit 15 stationären Einrichtungen die am stärksten belasteten Straßen und an 874 weiteren Stellen.

Die Konzentration von Schwefeldioxyd ging seit 1985 im Meßgebiet flächendeckend um bis zu 60 Prozent zurück. Für die Stickstoffoxyde trifft dies nicht zu. Deren Anteil sank in Stuttgart, Esslingen und Ludwigsburg um bis zu einem Viertel, während in Sindelfingen eine Zu-

nahme von 29 Prozent verzeichnet wurde. Auch in Böblingen und Leonberg hat die Flächenbelastung leicht zugenommen (drei und sechs Prozent). Mit durchschnittlich 59 Mikrogramm liegen Böblingen und Sindelfingen um 26 Prozent unter dem Grenzwert der TA Luft. Der Meßpunkt am Elbenplatz registrierte jedoch Belastungen über den zulässigen 80 Mikrogramm.

Die Ozonbelastung nahm in den Kreisen stärker zu als in der Landeshauptstadt; im Grünen wurden deutlich höhere Werte gemessen als an der Autobahn. Fachleute führen dies auf die hohen Schadstoffkonzentrationen zurück, die als Ozonsenker wirkten. In Esslingen/Plochingen hat man um 80 Prozent höhere Jahresmittelwerte als 1985 festgestellt. Auch in Sindelfingen (plus 68 Prozent) und Böblingen (plus 18 Prozent) liegen sie höher als früher. Für Böblingen wurden drei Überschreitungen des kritischen Werts von 180 Mikrogramm und ein Halbstunden-Spitzenwert von 220 gemessen.

Die Immissionskonzentrationen des krebserzeugenden Benzols wurden mit dem Orientierungswert einer Risikostudie von 2,5 Mikrogramm verglichen. In 79 Prozent aller Meßfälle wurde dieser überschritten. In Böblingen, Sindelfingen und Schönaich hat man die höchsten Jahresmittelwerte (zwischen 4,2 und 4,0 Mikrogramm) registriert, Schönaich verzeichnet mit 14,4 Mikrogramm die Spitzenbelastung. An den Sondermeßpunkten in der Esslinger Kiesstraße, der Echterdinger Hauptstraße, dem Böblinger Elbenplatz und dem Neuköllner Platz in Leonberg reichten die Spitzenwerte bis an die 30-Mikrogramm-Grenze heran und überschritten im Jahresmittel auch die von Juli dieses Jahres vorgeschriebene Obergrenze von zehn Mikrogramm. Den größten Beitrag zum Gesamtkrebsrisiko liefert der vor allem durch Lastwagenverkehr freigesetzte Dieselruß. Der neue Prüfwert der Bundesimmissionsschutzverordnung von acht Mikrogramm könnte am Elbenplatz derzeit nicht eingehalten werden.

Für die Stadt Böblingen ist dies ein Grund mehr, sich über den beschlos-

senen Bau der neuen B 464 zu freuen, die die Innenstadt entlasten werde. Bei «benzolbezogenen Maßnahmen» denkt man im Rathaus vor allem an die Verhinderung von Staus. Auch der stellvertretende Landrat Wolf Eisenmann entlarvt den Autoverkehr als Verursacher und erhofft sich von weiteren Ortsumfahrungen und dem Ausbau des öffentlichen Nahverkehrs weniger Schadstoffe. Insgesamt stehe man aber der zunehmenden Luftverschmutzung machtlos gegenüber.

## «Medaille d'Or» für den Historiker Schukraft

(PM) Für seine Verdienste um den kulturellen Austausch zwischen Württemberg und Mömpelgard wurde der Stuttgarter Historiker Harald Schukraft am 13. November 1997 von der Stadt Mömpelgard/Montbéliard mit der «Medaille d'Or» ausgezeichnet. Der Oberbürgermeister Louis Souvet überreichte die Medaille während eines Festaktes, der aus Anlaß des Jubiläums «600 Jahre Württemberg – Mömpelgard» stattgefunden hat.

In Anwesenheit des französischen Europaministers Pierre Moscovici und von S.K.H. Carl Herzog von Württemberg enthüllten zu Beginn der Feierlichkeiten vier Kinder aus Württemberg und aus Mömpelgard ein Denkmal, das an die vor 600 Jahren begründete Verbindung dieser beiden Länder erinnert. Das Denkmal in Form einer flachen Pyramide geht auf eine Idee Schukrafts zurück und wurde vom Stuttgarter Bildhauer Markus Wolf geschaffen. Finanziert wurde es aus Spenden von mehr als 250 Privatpersonen und Institutionen Württembergs.

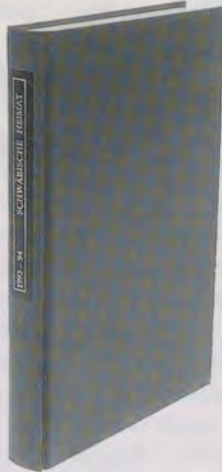
Harald Schukraft setzt sich seit über 20 Jahren für die Erforschung und Vermittlung der württembergischen Geschichte links des Rheins ein. In einer kurzen Dankadresse an die Stadt Mömpelgard/Montbéliard versicherte Schukraft, in Zukunft noch intensiver für den deutsch-französischen Kulturaustausch arbeiten zu wollen.



# Ein schönes Buch

aus Ihrer Zeitschrift!

## Schwäbische Heimat



Schicken Sie uns die 4 Hefte eines Jahrgangs mit dem Jahresinhaltsverzeichnis. 4 Wochen später erhalten Sie das fertige Buch. Es ist grün gebunden und kostet inklusive Einbanddecke, Goldprägung und MwSt. DM 48,80. Frühere Jahrgänge binden wir zum gleichen Preis, die Einbanddecken haben wir vorrätig.

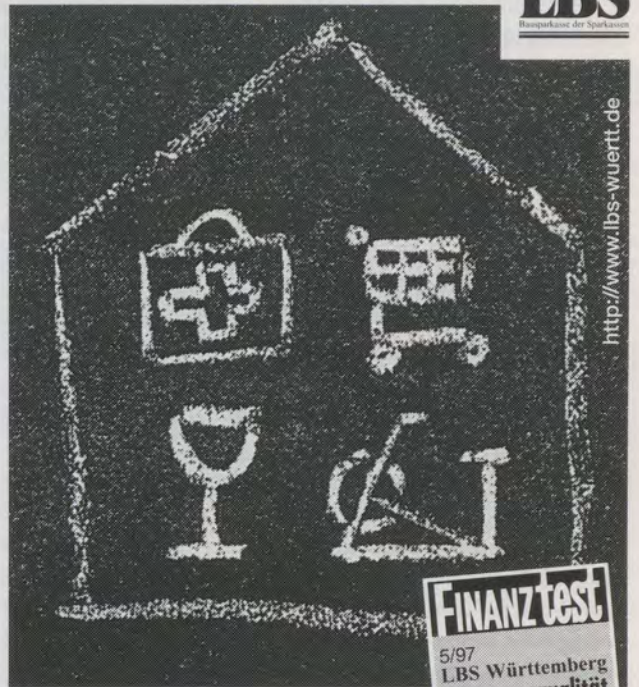
Außerdem erledigen wir alle Buchbinderarbeiten vom individuell gestalteten Gästebuch oder Fotoalbum bis zum feinsten Lederband für Ihre Bibliothek.

Wenn Sie daran Interesse haben, fordern Sie bitte weitere Informationen bei uns an.

Manfred Mayer  
Sortimentsbuchbinderei GmbH  
Obertürkheimer Str. 62  
D-73733 Esslingen/Mettingen  
Telefon 07 11/3 26 09 05  
Telefax 07 11/3 26 03 76

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

**LBS**  
Bausparkasse der Sparkassen



<http://www.lbs-wuertt.de>

**FINANZtest**  
5/97  
LBS Württemberg  
Beratungsqualität  
**GUT\***  
\*von 33 Bausparkassen  
erhielten 8 die Note „GUT“

**Die Herausforderung:  
2030 sind 37% der Deutschen  
über 60 Jahre.**

**Unsere Antwort: Der Ratgeber  
„Wohnen mit Service“.**



800 Seiten stark,  
Information geballt von

A wie „Altengerechte Wohnung“ bis  
Z wie Zimmerservice. Der Ratgeber  
„Wohnen mit Service“: Jetzt bei Ihrer  
LBS-Beratungsstelle oder Sparkasse.  
**LBS und Sparkasse: Unternehmen  
der Finanzgruppe.**



## TALIBU Erweiterte Neuauflage

Eine Auswahl der schönsten Volks-,  
Wander- und Bergsteigerlieder.  
Herausgegeben von Heinz Wolpert.  
264 S., 330 Lieder, davon eine große  
Anzahl mit Noten und Griffen für  
Gitarre.

Flexibler Plastik-Einband DM 14,80

**KNÖDLER VERLAG REUTLINGEN**  
Postf. 2051 · 72710 Reutlingen · Tel. 07121/339822 · Fax 339816

## Alte Bauten neu genutzt



Ein Buch zur Denkmalpflege – initiiert und erarbeitet vom Schwäbischen Heimatbund, erschienen in der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart, 1981.

Anhand zahlreicher Beispiele aus unserem Land wird gezeigt, wie wertvolle Kulturdenkmale erhalten und den heutigen Bedürfnissen entsprechend genutzt werden können. Hinweise zu allen wesentlichen Teilbereichen der Erneuerung denkmalgeschützter Gebäude machen das Werk zu einem wertvollen Ratgeber für alle »Denkmaleigentümer«.

Durch die vielen Schwarz-Weiß-Fotos von Gebäuden aus allen Teilbereichen des Landes wird das Buch aber auch zur spannenden Lektüre für alle interessierten Bürger Baden-Württembergs.

Zu erhalten bei der **Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes** zum Sonderpreis von DM 10,-, zuzüglich Portokosten und Verpackung DM 4,-.

## Wer war der Reichste im Staate Württemberg?

(STN) Sie werden wegen ihres Reichtums vielfach beneidet, wegen ihres Einflusses ebenso bewundert wie gefürchtet, wegen mancherlei Marotten belächelt: die Millionäre, Multimillionäre und Milliardäre. Der bekannte Wirtschaftshistoriker Willi A. Boelcke hat sich auf die Spuren der Reichen und Superreichen in Württemberg begeben – und herausgekommen ist dabei ein Buch, das sich recht spannend liest. Es zeigt die Wurzeln des Wohlstands im Lande – und es zeigt, wie Reichtum auf Reichtum gehäuft wurde. Die Millionäre heirateten gerne standesgemäß – und wenn es keine reiche Braut gab, so war es doch immerhin von Vorteil, wenn die Angebotete wenigstens einen Adelstitel trug. So versippt wie Adels- und Pfarrersfamilien in diesem Lande waren auch die Millionäre.

Viele derjenigen, deren Vermögenswachstum von Boelcke beschrieben wird, standen bereits an der Wiege der Industrialisierung Württembergs oder waren spätestens dann mit ihren Unternehmen präsent, als die Industrie im deutschen Südwesten die Kinderschuhe mit Siebenmeilensstiefeln vertauschte. Anders etwa als in Preußen waren die Reichen in Württemberg eher Industrielle oder Bankiers, nicht aber Großgrundbesitzer. Sie waren oftmals eher Eigentümer von Familiengesellschaften als Anteilseigner an Konzernen. Sie prägten nicht nur den Geist ihrer Fabriken – mit ihren Villen im Grünen prägten sie auch die neuen Viertel am Rande der alten Städte, setzten sich von den Normalbürgern ab. Oftmals waren noch die Eltern oder Großeltern einfache Handwerker gewesen – was dazu beitrug, daß die sozialen Schichten doch nicht so scharf voneinander getrennt waren wie in anderen Teilen des ehemaligen deutschen Reiches. Beharrlich arbeiteten die Reichen im Land auch daran, ihr Unternehmen voranzubringen – und sie waren sparsam bis zum Geiz.

Recht aufschlußreich liest sich das im Faksimile wiedergegebene «Jahrbuch

des Vermögens und Einkommens der Millionäre in Württemberg und Hohenzollern», herausgegeben vom früheren Regierungsrat im Reichsamt des Innern im Jahre 1914, Rudolf Martin. Hier paradiert, wer Firmen, Geld und Grundbesitz hatte, mit Namen und Adresse. Beim König von Württemberg liest sich das so: König Wilhelm II. von Württemberg, Majestät, Stuttgart. Sein Vermögen wurde auf 36 Millionen Mark beziffert, damit rangierte er an fünfter Stelle hinter anderen Adligen seines Landes. Sein Jahreseinkommen wurde auf 2,9 Millionen Mark taxiert. Robert Bosch, Fabrikant, alleiniger Inhaber der Firma Robert Bosch, elektrotechnische Fabrik, Stuttgart, Heidehofstraße 31, hatte zwar 1914 lediglich ein Vermögen von 20 Millionen Mark – doch mit Einkünften von 4 Millionen Mark übertraf der Herr vom Heidehof seine Majestät ganz deutlich. Die meisten Millionäre wohnten um die Jahrhundertwende in der Landeshauptstadt – doch auch Heilbronn hat eine ganze Reihe reicher Mitbürger aufzuweisen.

In seiner Kommentierung des Jahrbuches von Martin geht Boelcke auch auf die heutige Bedeutung so mancher alten Millionärsfirma ein. Leider aber erscheint es ziemlich zufällig, ob und warum er den Bogen bis zum Ende dieses Jahrhunderts spannt. Trotz dieses Mangels aber füllt das Buch sicher eine Lücke in der Wirtschaftsgeschichte des Landes – und vielleicht findet sich ja trotz des Steuergeheimnisses auch einmal ein Autor für eine Fortsetzung.

## Wüstenrot Stiftung fördert Schloß Lichtenstein

(PM) Am 20. Oktober begannen die Restauratoren am Schloß Lichtenstein auf der Schwäbischen Alb mit der Instandsetzung der früheren Wohnräume der fürstlichen Familie. In enger Zusammenarbeit mit der «Fördergemeinschaft zur Erhaltung des Schlosses Lichtenstein» unter Vorsitz von S. D. Herzog Wilhelm Albert von Urach und mit Unterstützung durch das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg wird sich die

Wüstenrot Stiftung mit einem maßgeblichen Betrag an den notwendigen Instandsetzungs- und Restaurierungsarbeiten der Wohnräume beteiligen. Die Innenräume des über die Landesgrenzen Baden-Württembergs hinaus bekannten Schlosses sollen nach Abschluß der Restaurierungsarbeiten begrenzt der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Zunächst werden parallel sowohl Stuck als auch Wand- und Deckenmalerei restauriert. Im Frühjahr 1998 werden sich die Restauratoren auch der Stoff- und Velourtapeten, der Holzverkleidungen und Möbel sowie der Polsterungen und Stoffbespannungen annehmen.

Bei der Aufnahme des 1841 von Herzog Wilhelm von Urach erbauten Schlosses in ihr Förderprogramm hat die Wüstenrot Stiftung die hohe kulturhistorische und landesgeschichtliche Bedeutung im Auge gehabt und dabei besonders gewürdigt, daß es sich beim Schloß Lichtenstein um eines der herausragenden historischen Beispiele einer literarisch beeinflussten Bauschöpfung handelt. Schloß Lichtenstein ist darüber hinaus ein «württembergisches National-Denkmal» und eine Attraktion für zahlreiche Besucher aus dem In- und Ausland.

Die 1990 gegründete Unternehmensstiftung mit Sitz in Ludwigsburg verfolgt ausschließlich gemeinnützige Zwecke über eigene, von ihr initiierte und konzipierte Projekte und Vorhaben auf dem Gebiet des Planens, Bauens und Wohnens sowie der Umweltvorsorge und Gesundheit. Ein besonderer Schwerpunkt der Wüstenrot Stiftung ist die Wiederherstellung von akut gefährdeten und überregional bedeutsamen Baudenkmalern insbesondere in den neuen Bundesländern. Das Programm umfaßt derzeit 13 Vorhaben und wird ergänzt durch eine Reihe spezieller Denkmalförderungen auch in Baden-Württemberg.

# Aus dem TC-Verlags- Programm



## Tübingen Brevier

Der Führer durch die alte Universitätsstadt am Neckar. Erweitert und überarbeitet, ergänzt durch einen herausnehmbaren Stadtplan mit Straßenverzeichnis und aktuellen Tübinger Farbfotos.

Format 10 x 17,5 cm  
Umfang 152 Seiten  
Verkaufspreis 18,-DM  
ISBN 3-9801276-3-X



Friederike Waller

## »Wenn Neptun nachts vom Brunnen steigt...«

Eine Tübinger Bildergeschichte.

Mit Bildern von Olivia König und Geschichten von Friederike Waller. Idee von Olivia König, Gestaltung von Ulli Franz. Format 24 x 17 cm, Umfang 48 Seiten, Verkaufspreis 29,90 DM, ISBN 3-9803568-1-7



Armin Dieter

## Glanzlichter der Hohenzollernstraße

## Armin Dieter Glanzlichter der Hohenzollernstraße

Bekanntes und Verborgenes, Schlösser und Burgen, Kirchen, Klöster und andere Glanzpunkte entlang der Hohenzollernstraße, in Verbindung mit Natur und Landschaft, prägen diesen Bildband. Von der Zollernalb führt die Route durch das Lauchert- und Donautal nach Oberschwaben und den Linz-

gau, vom »Badischen Geniewinkel« über den Heuberg ins Eyachtal zurück zum Ausgangspunkt.

Broschur mit farbigem Kartonumschlag, Format 21 x 14,8 cm, Umfang 112 Seiten, 70 Farbaufnahmen (Großteil ganzseitig), Verkaufspreis 25,- DM. Erhältlich beim Verlag und im Buchhandel



Armin Dieter

## Naturerlebnis Schwäbische Alb

## Armin Dieter Naturerlebnis Schwäbische Alb

Broschur mit farbigem Kartonumschlag, Format 21 x 14,8 cm, Umfang 96 Seiten, 60 Farbaufnahmen (Großteil ganzseitig), Verkaufspreis 23,80 DM, ISBN 3-9803568-0-9

Der Autor zeigt in klaren Worten und mit eindrucksvollen Aufnahmen die vielseitige Landschaft der Schwäbischen Alb mit ihren Tieren, Pflanzen und Naturgewalten auf.



## Verlag Tübinger Chronik

August-Bebel-Straße 9, 72072 Tübingen  
Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Erhältlich im Buchhandel, beim Verlag Tübinger Chronik und beim Bürger- und Verkehrsverein Tübingen, An der Neckarbrücke.

## LANGENARGEN, MÜHLENGÄRTEN

# Anlegen am Bodensee

**Attraktive Seniorenwohnanlage mit  
schönen 2- bis 3-Zimmer-Wohnungen –  
zur sofortigen Nutzung oder als  
interessante Kapitalanlage mit der  
Option, später selbst einzuziehen.  
Im Rohbau.**

## Unser Preisbeispiel:

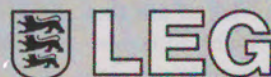
Helle, gut geschnittene 2-Zimmer-Wohnung,  
ca. 60 m<sup>2</sup> Wohnfläche, geschützte Terrasse,  
Kaufpreis

**DM 316.000,-.**



**Telefon-Information 0 75 22/9 72 40**

Herr Birk berät Sie gerne.



LEG Neubau-Gesamtangebot: RTLText, Seite 711 und <http://www.immoline.com/LEG>

LEG Landesentwicklungsgesellschaft Baden-Württemberg mbH  
Katharinenstr. 20 · 70182 Stuttgart · Tel. 07 11/2177-220 · Fax -394

BAUEN AUF SICHEM GRUND

## Rundbild soll in Lorch die Stauferzeit erzählen

(STZ) Der 59jährige gelernte Porzellanmaler aus Lorch, Hans Kloss, hat ganz Großes vor. Im Kapitelsaal des Klosters, das bekanntlich Herzog Friedrich I. von Staufer im 11. Jahrhundert zur Grablege seiner berühmten Familie bestimmt hat, will er auf dreißig Meter Leinwand die ganze glorreiche Staufergeschichte in Öl verewigen. Das Panorambild umspannt dann den Himmel vom Filstal bis Neapel, wo das Geschlecht der Staufer mit dem gewaltsamen Tod Konradins 1268 ein blutiges Ende fand. Anderthalb Jahre hat Kloss schon vorgearbeitet. Einen gezeichneten Entwurf und einige Tafelbilder kann man im Kloster Lorch bereits besichtigen. Ein Förderverein Staufer-Rundbild, dessen Vorsitz der in Neapel geborene Lehrer und SPD-Landtagsabgeordnete Mario Capezuto übernommen hat, wirbt für das Vorhaben. Der Verein will die Hälfte der Kosten von 360000 Mark übernehmen, den Rest sollen Stadt, Land und mögliche Stiftungen tragen.

Werner Tübke, der berühmte DDR-Panoramamaler, war nicht sein direktes Vorbild, betont Hans Kloss. Er hat auch keine sechzehn Hilfsmaler zur Verfügung. Mario Capezuto, der sich für die Staufer begeistert, weil sie auch in seiner italienischen Heimat geliebt und geachtet werden, kann man mit dem früheren DDR-Staats- und Parteichef Erich Honecker, der Tübkes Bauernkriegs-Panorama zur Chefsache machte, auch nicht in einen Topf werfen. Nur eins wünschen sich die Lorcher, daß es genauso geschehe wie beim Tübke-Panorama im thüringischen Frankenhausen: Besuchermassen sollen strömen, wenn auch das Tübke-Bauernkriegspanorama im eigenen Pavillon gleich dreimal so groß ist wie das von Kloss geplante Staufer-Werk.

Mehr als 1200 Menschen sollen auf dem viereinhalb Meter hohen Panorambild von Kloss zu sehen sein, dazu 400 Tiere, Pflanzen, Gewürm und Insekten, deren Vielfalt auf den Entwürfen noch gar nicht zu ermesen sei, wie Kloss betont. Wenn sich

im Entwurf auf zehn Quadratmeter Zeichnung zwanzig bis dreißig Bischöfe drängeln, sehe das noch ziemlich schematisch aus.

Im fertigen Bild sollen es richtige Menschen sein, verspricht der Künstler. Daß man sie wiedererkennt, dafür will der Förderverein Sorge tragen. Gegen eine Spendensumme kann man sich auf dem Rundbild portraituren und damit verewigen lassen. Natürlich nicht als Kaiser, wie Kloss betont, aber vielleicht als Ritter, Knecht, Edeldame oder Geistlicher. Es gebe schon zahlreiche Interessenten. Geographisch muß Kloss die Schwäbische Alb, den Bodensee mit Konstanz, die Alpen, Jerusalem, Sizilien und Neapel buchstäblich auf eine Reihe kriegen. Zeitlich müssen mehr als zwei Jahrhunderte auf dreißig Meter Leinwand passen. Mit der Geschichte sei er deshalb auch etwas großzügig umgegangen.

Dafür um so genauer mit den Legenden. Ludwig Uhlands berühmte Ballade vom «Kaiser Rotbart Lobesam» und den «halben Türken», die «rechts und links herniedersinken», soll in Lorch entsprechend illustriert werden. Vorwürfe, sein Vorhaben sei anachronistisch, lassen den Künstler kalt.

Er habe durchaus auch schon abstrakt gemalt. Aber «Dreieckle» würden ihn unterfordern. Die Zahl seiner Fans wächst. Bei der letzten öffentlichen Veranstaltung des Fördervereins war der Kapitelsaal fast zu klein für den Besucherandrang. Der aus Schlesien stammende Hans Kloss freute sich: «Das Ding wird werden.» Wie es dann wird und fortschreitet, das sollen die Besucher am Ort in der Heimatstube im Kloster Lorch verfolgen können. In dreieinhalb Jahren hofft Hans Kloss mit seinem Werk fertig zu sein.

## Hohner fertigt künftig auch in China

(STN) Die Matth. Hohner AG in Trossingen wird Teile der Produktion nach China und Taiwan verlagern. «Schnellstmöglich» soll dort die Fertigung von Baugruppen für Mundharmonikas und Akkordeons aufge-

nommen werden, kündigte Hohner-Vorstandsmitglied Ulrich Heine vor der Hauptversammlung in Trossingen an. Die Produktionsverlagerung werde einen Umfang von 10 bis 18 Millionen DM haben. «Dies ist ausbaubar», fügte Vorstandssprecher Helmut Menges hinzu.

Die Verlagerung steht im Zusammenhang mit dem neuen Mehrheitsaktionär, der HS Investment Group Inc. mit Sitz in Tortola auf den Britischen Jungferninseln. Deren Tochter, die KHS Musical Instrument Co. in Taipei/Taiwan, hat Produktionsstätten unter anderem in China und Taiwan. In diesen Werken will sich Hohner mit eigenen Maschinen «Produktionsinseln» schaffen. Menges betonte, daß der deutsche Fertigungsstandort – Hohner produziert in Trossingen und in Bad Berlesburg – bestehenbleibe. Neben der Produktionsverlagerung verspreche man sich auch Vorteile aus einer gemeinsamen Beschaffung. Jedes Jahr vermarkte Hohner Handelsware für 30 Millionen Dollar. Ende September hatte das Trossinger Traditionsunternehmen den Eigentümerwechsel bekanntgegeben. HS Investment hält vom Grundkapital 50 Prozent plus eine Aktie. Die Kunz Holding aus Gschwend ist seitdem «mit mehr als 10 Prozent» beteiligt. Menges wies darauf hin, daß der Gesellschafterwechsel auch Hohner zugute gekommen sei. HS habe den Trossingern ein Darlehen von 7,5 Millionen DM gewährt. Bereits im vergangenen Geschäftsjahr habe die Kunz Holding Hohner einen Kredit von 5,2 Millionen DM gegeben.

Heftig Kritik übten die Aktionäre nicht nur an der Informationspolitik im Zusammenhang mit dem Aktionärswechsel, sondern auch an der Lage des Unternehmens. «Hohner gehört den Banken, das Unternehmen ist verpfändet bis auf den letzten Akkordeonknopf», rügte Anneliese Hieke von der Schutzgemeinschaft der Kleinaktionäre. Vorstand Heine bestätigte, daß auch das Hohner-Warenzeichen sich im Sicherheitpool der Banken befinde. Hieke kritisierte, daß der frühere Hohner-Chef Günter Darazs, der Ende Oktober 1996 das Unternehmen verlassen

hat, «einen größeren Scherbenhaufen hinterlassen habe, als jemals zugegeben» wurde. Der im vergangenen Jahr ausgewiesene Verlust von 27 Millionen DM könne nicht in einem Jahr entstanden sein. Den Aufsichtsräten warf die Aktionärsvertreterin «Verschulden» vor. Auch Christoph Wüterisch von der Schutzvereinigung für Wertpapierbesitz kritisierte das «Trauerspiel». Ende 1998 sollen nur noch 200 Mitarbeiter in Trossingen tätig sein – 293 Menschen weniger als Ende September 1997. Auch bei der Tochter Sonor soll die Belegschaft von derzeit 141 auf 65 Mitarbeiter reduziert werden.

Zur Entwicklung des Halbjahres sagte Heine, daß der Umsatz im Konzern um 5,5 Prozent auf 70 Millionen und der der AG um 24 Prozent auf 26 Millionen DM gesunken sei. Wegen Verkäufen seien die Zahlen aber nicht unbedingt vergleichbar. Die AG weise ein positives Ergebnis von 4,2 Millionen DM aus. Darin enthalten sei aber ein außerordentlicher Ertrag von 12 Millionen DM durch eine Transaktion in den USA.

## Baden-Württemberg Spitze bei Öko-Betrieben

(epd) Etwa 1400 verbandsgebundene Öko-Betriebe bewirtschaften derzeit in Baden-Württemberg rund 34 000 Hektar, das sind zwei Prozent der landwirtschaftlich genutzten Fläche des Landes. Das ist eine Spitzenstellung in Deutschland, sagte die Stuttgarter Ministerin für den Ländlichen Raum, Gerdi Staiblin, bei einer Tagung der Evangelischen Akademie Bad Boll.

Im Land seien mehr als 20 Prozent der deutschen Biolandbetriebe und über die Hälfte der Demeter-Betriebe im Südwesten beheimatet, außerdem seien verschiedene Verbandsgründungen des ökologischen Landbaus von Baden-Württemberg ausgegangen.

Derzeit betrage der Anteil der Öko-Produkte am Lebensmitteleinzelhandelsumsatz nur etwa zwei Prozent. Die «Arbeitsgemeinschaft Ökologischer Landbau» halte eine Steigerung

auf bis zu zehn Prozent für möglich; ob dieser Anteil jedoch erreicht werde, hänge mit davon ab, ob sich die Preisunterschiede künftig verringerten oder ob weitere Verbraucherschichten bereit seien, die vergleichsweise höheren Preise zu bezahlen.

Viele Betriebe nutzten zwar zunehmend die Chancen der Direktvermarktung, Absatz und Vermarktung ökologisch erzeugter Lebensmittel müßten aber noch professioneller gestaltet werden, sagte die Ministerin.

## Heidelberger Gemeinderat reagiert auf neues Baurecht

Um unliebsame Konsequenzen des liberalisierten baden-württembergischen Baurechts zu verhindern, hat der Heidelberger Gemeinderat eine sogenannte Gesamtanlagenschutzsatzung für die Altstadt beschlossen. Sie soll gewährleisten, daß das Bild von Alt-Heidelberg links und rechts des Neckars erhalten wird und die Stadtverwaltung auch weiterhin Einfluß auf Veränderungen nehmen kann. Man wolle, versicherte Baubürgermeister Professor Joachim Schultis, die künftige Entwicklung behutsam steuern. Oberbürgermeisterin Beate Weber stellte in der Vorlage für den Gemeinderat fest, die Satzung sei sehr notwendig.

In der neuen Landesbauordnung seien für Baumaßnahmen, die das Stadtbild entscheidend prägen könnten, wie etwa für Gebäudeabbrüche, Fassadenänderungen, Dachaufbauten oder Öffnungen in Außenwänden, keine Genehmigungsverfahren mehr nötig. Die Verwaltung erfahre von beabsichtigten Änderungen im Vorfeld nichts. Davon seien negative Auswirkungen auf das Stadtbild zu befürchten, und eine Rahmensatzung sei daher nötig, um bei Bauabsichten die fürsorgliche Mitsprache von Fachleuten zu ermöglichen, erklärte sie.

Für Bauherren in der Heidelberger Altstadt heißt es, daß sie, trotz des liberalisierten Baurechts im Land, künftig für ihre Planungen – von der Haustür über die Fassade bis zum Dach – eine Genehmigung der unteren Denkmalschutzbehörde brau-

chen. Dies gilt auch bei Änderungen in Grünanlagen, historischen Gärten und an den Neckarufern.

Vor allem der örtliche Einzelhandel, die Wirte, aber auch Architekten hatten im Vorfeld des Beschlusses Kritik an der Satzung geübt. Dabei wurde der Stadt vorgeworfen, sie wirke hemmend und verursache zuviel Bürokratie. Dem widersprach die Oberbürgermeisterin. Auch Gewerbetreibende und der Tourismus lebten vom intakten Erscheinungsbild der Altstadt. Mit der Satzung wolle man nicht generell Veränderungen verhindern, sondern versuchen, die Anziehungskraft der Stadt zu erhalten.

## Alfred Ritter – «Ökomanager des Jahres 1997»

Als «Ökomanager des Jahres 1997» ausgezeichnet wurde im vergangenen Jahr Alfred Ritter, seit vielen Jahren Mitglied des Schwäbischen Heimatbundes. Die Umweltstiftung WWF-Deutschland und das Wirtschaftsmagazin «Capital» würdigten damit neben dem Umweltengagement des Mitinhabers der Alfred Ritter Schokoladenfabrik in Waldenbuch und anderen Werken der Firma die Gründung bzw. Initiierung zahlreicher innovativer Firmen von der Solartechnik bis zum Investmenthaus für Umweltunternehmen.

Ritter Sport treibt seit vielen Jahren aktiven Umweltschutz. So führte das Unternehmen als erste Firma seiner Branche ein Umweltmanagement nach der Öko-Audit-Verordnung ein. Seit 1991 wurde das Restmüllaufkommen des Unternehmens um 90 % reduziert, und 1993 wurde die Umstellung auf voll recyclefähige Einstoff-Verpackungen abgeschlossen. Gleichfalls engagiert sich Ritter Sport in den Herkunftsländern der Schokoladen-Rohstoffe, etwa durch ein agroforstliches Entwicklungsprojekt in Nicaragua zum Anbau von Kakao, verbunden mit der Aufforstung von Regenwald zur langfristigen Existenzsicherung von etwa 400 Kleinbauern.

## Industriedenkmal als Anlageobjekt?

(dpa). Die Frankfurter Ökobank bleibt strikt auf ihrem Kurs, ökologische und sozialverträgliche Nischenprodukte anzubieten. Mit dem Immobilienfonds Rommelmühle geht die kleine Bank mit einem Bilanzvolumen von derzeit 269 Millionen DM neue Wege. In Zusammenarbeit mit der Planungs- und Projektentwicklungsgesellschaft Archi Nova soll das Industriedenkmal Rommelmühle in Bietigheim-Bissingen – zwischen Stuttgart und Heilbronn gelegen – um- und ausgebaut werden. Kernstück soll ein Öko-Kaufhaus werden, für das allein

Investitionen über 26 Millionen DM veranschlagt wurden. Die Ökobank hat dabei nach eigenen Angaben die finanzielle Betreuung übernommen, einen geschlossenen Immobilienfonds herausgebracht, die Fremdfinanzierung über eine genossenschaftliche Partnerbank organisiert und die Werbung der Kapitalgeber übernommen. Die 1988 gegründete Ökobank wird von 23000 Mitgliedern getragen und zählt mehr als 33000 Kunden. Die Genossenschaftsbank versteht sich als ökologische Universalbank, die bundesweit alle banküblichen Leistungen anbietet. Sie verfügt, außer den Filialen in Frankfurt und Freiburg, über Repräsentanzen in Berlin und Nürnberg.

## Anschriften der Autoren

Nikolaus Back, Stadtarchiv,  
Lange Straße 83, 70794 Filderstadt  
Martin Blümcke, Schönbergstraße 86,  
72793 Pfullingen  
Walter Döring, Dr., Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg, Theodor-Heuss-Straße 4, 70174 Stuttgart  
Ulrich Fellmeth, Dr., Universitätsarchiv Hohenheim, Postfach 70 05 62,  
70593 Stuttgart  
Ulrich Gräf, Wolfsbergweg 3,  
74392 Freudental  
Martin Klumpp, Dekan,  
Lessingstraße 4, 70174 Stuttgart  
Gerhard E. Schmid, Ostergasse 1,  
71706 Markgröningen  
Barbara Scholkmann, Prof. Dr.,  
Klostermühle 3, 72074 Tübingen-  
Bebenhausen  
Ursula Schwitalla, Dr.,  
Klostermühle 4, 72074 Tübingen-  
Bebenhausen  
Immanuel Stutzmann,  
Gerteisenstraße 18, 70839 Gerlingen  
Raimund Waibel, Dr., Klöpferweg 18,  
70563 Stuttgart-Vaihingen  
Rolf Waldvogel, Häderichweg 3,  
88299 Leutkirch  
Heinz Weil, Dr., Tachenbergstraße 27,  
70499 Stuttgart-Weilimdorf  
Andreas Wilts, Dr., Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Haldenstraße 3,  
78166 Donaueschingen  
Reinhard Wolf, Umlandstraße 8,  
71672 Marbach am Neckar  
Werner Zeeb, Dekan i. R., Hohenlohestraße 13, 74613 Öhringen

## Bildnachweis

Titelbild: Badische Landesbibliothek, Codex u. H. 1; S. 5 f.: Reinhard Wolf, Marbach a. N.; S. 7: vgl. Titelbild; S. 8: Andreas Wilts: Die südwestdeutschen Zisterzienserinnen und die religiöse Welt des 13. Jahrhunderts. In: 750 Jahre Zisterzienserinnen-Abtei Lichtenhal, Sigmaringen 1995, S. 16; S. 9–11: Winfried Aßfalg, Riedlingen; S. 12: Badisches Landesmuseum; S. 13: Atelier Kern, Schwäbisch Hall; S. 15: Hauptstaatsarchiv Stuttgart; S. 16–19: Dr. Ursula Schwitalla, Tübingen-Bebenhausen; S. 20–23: Landesdenkmalamt, Außenstelle Tübingen; S. 25 und 29: Evangelisches Dekanat Stuttgart; S. 27: Helga Schmidt-Glassner, Stuttgart; S. 30 f.: Sammlung Werner Zeeb, Öhringen; S. 33–40: Universitätsarchiv Hohenheim; S. 41–43: Rupert Leser, Bad Waldsee; S. 44 f.: Commune de Maintenon; S. 46: Ville de Saint Cyr; S. 47: Emmanuel le Roy Ladurie: L'ancien Régime de Louis XIII à Louis XV 1610–1770. Paris 1991, S. 219; S. 48 und 51: Württembergisches Landesmuseum; S. 49 und 52: Erhard Hehl, Tiefenbronn; S. 53: Stadtmuseum Gerlingen; S. 54 f.: Gerd Käser, Gerlingen; S. 57–66: Stadtarchiv Filderstadt; S. 67: Landesdenkmalamt; S. 68–77: Museum für Papier- und Buchkunst Lenningen; S. 79–91 und 94 oben: Frank Busch, Stuttgart; S. 92 f., 94 unten, 96, 112, 115 und 117: Schwäbischer Heimatbund; S. 122: Nürtinger Zeitung.

## Impressum

### Redaktionsausschuß:

Ralf Beckmann, Martin Blümcke,  
Reinhold Fülle, Hans-Martin Maurer,  
Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich.

Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMAT-BUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe. Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 48,- im Jahr (für noch in Berufsausbildung stehende Personen DM 20,-, für juristische Personen DM 80,-). Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 48,-, für Einzelhefte DM 12,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konto:  
Landesgirokasse Stuttgart  
(BLZ 600 501 01) 2 164308.

Druck und Anzeigenverwaltung:  
TC DRUCK Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 72072 Tübingen,  
Telefon (07071) 1309-0,  
Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Die Zeitschrift wird auf chlorfrei gebleichtem Papier, BVS plus matt, der Papierfabrik Scheufelen, Lenningen, hergestellt.

Dieser Ausgabe liegen Prospekte des Anton H. Konrad-Verlages, Weißenhorn und des Instituts für Landeskunde der Universität Tübingen bei. Außerdem eine Beilage Abonnementwerbung für die Zeitschrift «Rentrop-Brief», Bonn, (PVK G 14190).

### Anschrift von Redaktion und Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes:

Weberstraße 2, 70182 Stuttgart  
Telefon (07 11) 2 39 42-0,  
Telefax (07 11) 2 39 42 44

### Geschäftsführer:

Dieter Dziellak (07 11) 2 39 42 22

### Studienreisen:

Gabriele Finckh (07 11) 2 39 42 11

### Verwaltung:

Beate Fries (07 11) 2 39 42 12

### Buchhaltung:

Astrid Weinaug (07 11) 2 39 42 21

### Geschäftszeiten:

Montag bis Freitag:  
9.00–12.00 und 14.00–16.00 Uhr